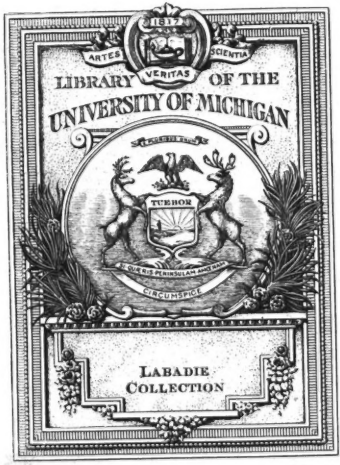
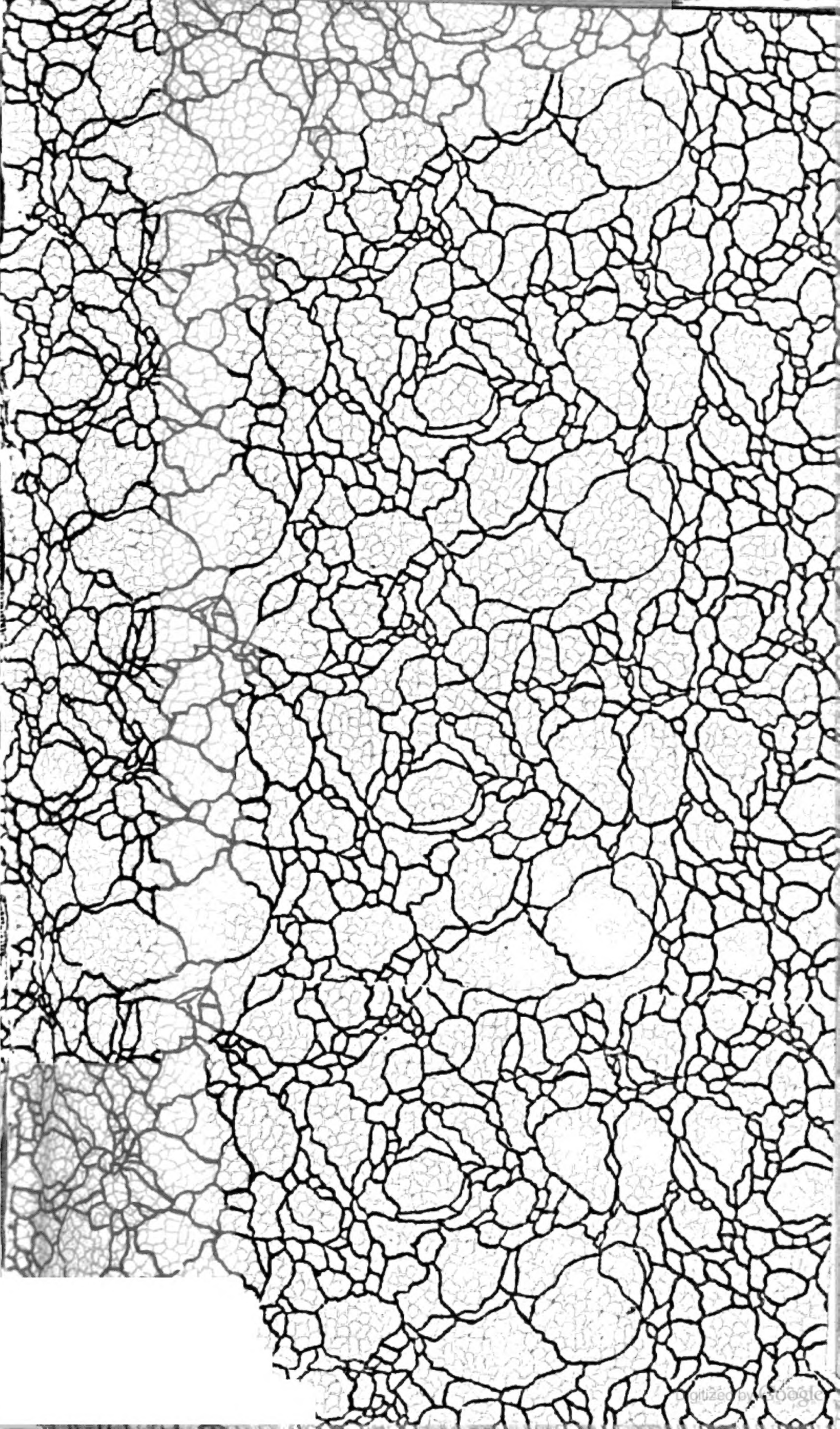
Gustav Schmeyann,
Detroit, Mich.





Digitized by Google

Digitized by Google

Teutsche Revolution.

Gesammelte Flugschriften

von

K. Heinzen.

Bern.
Druck und Verlag von Jenni, Sohn.
1847.

Autographirte Zirkularnote

sämmtlicher Bundestagsgesandten an ihre resp. Regierungen.

Gehorsamster Bericht, eine gefährliche Schrift betreffend.

Der Herr Bundespräsidialgesandte Graf Münch hat unterm 18. d. M. mittelst Zirkularnote eine solche des königl. preußischen Gesandten mitgetheilt, des Inhalts, daß nach zuverlässigen Nachrichten eine Schrift des berüchtigten Karl Heinzen, unter dem Titel: „Die teutsche Revolution", hauptsächlich eine Sammlung der von ihm schon früher herausgekommenen Schandschriften nächstens in 5000 Exemplaren über Basel und Karlsruhe zur Verbreitung im übrigen Teutschland, namentlich nach Leipzig an den Buchhändler Jurany, versandt werden soll.

Die badischen, sächsischen und würtembergischen Behörden sind besonders darauf aufmerksam gemacht worden und zu gleichem Zwecke wird dem Ersuchen gemäß dieser Bericht an hochlöbliches Polizeiamt salva remissione abzugeben sein.

Frankfurt, den 19. Juni 1847.

J. F. v. Meyer.

Digitized by Google

Teutsche Revolution.

Gesammelte Flugschriften

von

K. Heinzen.

Bern.
Druck und Verlag von Jenni, Sohn.
1847.

Digitized by Google

Druckfehler.

Seite	20,	Zeile	16 v. o.	lese „glaubten“ statt „glauben.“
„	25,	„	8 v. u.	„ „Ihrem“ statt „ihrem.“
„	33,	„	10 v. u.	„ „einem“ statt „einen.“
„	91,	„	9 v. o.	„ „direkten“ statt „direktem.“
„	94,	„	11 v. u.	„ „anwiesen“ statt „anweisen.“
„	98,	„	9 v. u.	„ „Phase“ statt „Klasse.“
„	116,	„	7 v. o.	„ „ihn“ statt „ihm“
„	120,	„	13 v. o.	„ „seinen“ statt „seinem.“
„	134,	„	4 v. o.	„ „mittelbaren“ statt „unmittelbaren.“
„	141,	„	9 v. o.	„ „fürchte“ statt „fürchtet.“
„	145,	„	11 v. u.	„ „diejenige“ statt „die eine.“
„	163,	„	6 v. o.	„ „indem“ statt „in dem.“
„	179,	„	13 v. o.	„ „siechen“ statt „sichen.“
„	201,	„	5 v. u.	„ „sich“ statt „dich.“
„	225,	„	15 v. o.	„ „vor“ statt „von.“
„	264,	„	11 v. u.	„ „Reformen“ statt „Formen.“
„	294,	„	11 v. u.	„ „beizubehalten“ statt „beizuhalten.“
„	307,	„	9 v. o.	„ „Kirchmesse“ statt „Kirchenmesse.“
„	310,	„	8 v. u.	„ „nichtigen“ statt „wichtigen.“
„	333,	„	8 v. u.	„ „Seiten“ statt „Seine.“
„	333,	„	4 v. u.	„ „gelegen“ statt „gewesen.“
„	358,	„	17 v. u.	„ „nergelnden“ statt „mergelnden.“
„	362,	„	9 v. u.	„ „Zuchtstierkör-Ordnung“ statt „Zuchtstier-Ordnung.“
„	373,	„	11 v. u.	„ „richtigste“ statt „wichtigste.“
„	401,	„	8 v. u.	„ „doch“ statt „dort“
„	423,	„	12 v. v.	„ „in welchen“ statt „im welchem.“

Digitized by Google

LAPADIE
LABA[illegible]ION
COLL[illegible]ION
DD

5:7.5
.H47

LABADIE
COLLECTION
10-7-52

Vorwort.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Sammlung ist zunächst eine bloß polizeiliche. Man jagt mich wegen meiner Schriften seit mehreren Wochen wie ein wildes Thier umher und noch weiß ich nicht, wo diese Jagd ihr Ende finden wird. In dieser Ungewißheit fühle ich mich aufgefordert, von meiner Wirksamkeit im Ausland, namentlich in der Schweiz, Rechenschaft abzulegen, und ich thue es durch Herausgabe dieser Sammlung. Sie enthält, die Schrift über mein „Beamtenleben" abgerechnet, sämmtliche Flugschriften und pamphletartige Aufsätze, welche ich seit 184½ im Ausland habe drucken lassen. Hoffentlich sind sie nicht meine letzten. Für den Fall aber, daß meine Thätigkeit auf die eine oder andre Weise für längere Zeit unterbrochen werden sollte, mögen sie in ihrer Reproduktion die Lücke einiger Maßen ausfüllen. *)

*) Für den Fall, daß ich in naher Zukunft zu einer Revision und Herausgabe meiner gesammelten Schriften kommen sollte, bildet die vorliegende Sammlung den 8ten Band.

Ich hoffe, diese Sammlung wird Mancher nicht ohne Interesse in die Hand nehmen. Sie liefert in ihrer chronologischen Zusammenstellung ein Bild der politischen Entwickelung eines Teutschen, der durch den Despotismus und die Freiheit zugleich geschult wurde; sie bildet in ihrer Rücksichtslosigkeit einen angemessenen Gegensatz zu der zensirten Eunuchensprache meiner Landsleute; sie ist endlich in ihrem revolutionären Verlauf ein Spiegel der Zustände, durch welche sie hervorgerufen worden, so wie ein Vorbote der Zukunft, auf welche sie hinarbeiten hilft. Wer einst die Geschichte der teutschen Revolution zu schreiben haben wird, der wird diese Sammlung nicht bei Seite liegen lassen.

Die Entwickelung eines Menschen muß gewinnen durch die Vielseitigkeit der Einwirkungen, denen sie unterliegt, vorausgesetzt, daß er diese Einwirkungen durch ein festes Prinzip zu regeln weiß. Ich bin ein Teutscher, und ich bin es geblieben; aber indem ich die Sympathieen für den „nationalen" Wirkungskreis festhielt, in welchen mich der Zufall der Abstammung verwiesen hat, habe ich zugleich die Lehren, welche mir das Ausland gab, für meine „nationale" Wirksamkeit benutzt und verarbeitet. Ich habe dadurch den Vortheil vor den teutschen Legalen voraus, daß ich auf ihre Befangenheit aus einem freien Gesichtspunkt hinab-

schauen kann; zugleich aber habe ich vor den teutschen Radikalen den Vortheil voraus, daß ich meine Theorie in einer praktischen Schule zu bilden Gelegenheit hatte. Meine Schriften sind daher ein Produkt nicht bloß meiner Persönlichkeit, sondern auch des Lebens innerhalb und außerhalb meines Vaterlandes. Sie sind dadurch zugleich der Ausdruck fester und nothwendiger Grundsätze, welche nur die Bornirtheit zensirter Loyalen oder die Taktik polizeilicher Abwehr als willkürliche Extravaganzen darstellen kann.

Erblickt in mir, ihr keuschen, zensirten Seelen, zum ersten Mal einen Teutschen, der sein Herz ganz ausschüttet, der allem Grimm und aller Qual, welche ihr Andern in euch „hineinfressen" müßt, ohne irgend eine andere Rücksicht, als die Rücksicht auf die Wahrheit, Luft gemacht hat. Könnt ihr das Beispiel betrachten, ohne es nachzuahmen, ohne den Sargdeckel eures lebendig begrabenen Menschenthums zu sprengen? Den Vorwurf der Heuchelei, den Vorwurf der Feigheit, den Vorwurf der Halbheit, den Vorwurf der „Klugheit", den Vorwurf der Selbstentwürdigung — alle diese Vorwürfe, von denen Tausende sich bis an das Ende ihrer Tage müssen verzehren lassen, habe ich rein von mir abgethan. Sei, was du bist, und sei es ganz, oder — schieße dir eine Kugel vor den Kopf! Eine

andre Wahl kenne ich nicht für einen Menschen, dem der Stolz der Freiheit es unmöglich macht, sein Menschenbewußtsein, sein Recht und seine Würde der Nichtswürdigkeit feiger Gewaltmenschen zum Opfer zu bringen. Heraus, offen heraus mit Allem, was der Gedanke entwickelt und was im Herzen gährt! Das ist der Grundsatz, nach welchem ich gehandelt habe und handeln werde. Keine Verfolgung, keine Gewalt soll mich diesem Grundsatz untreu machen. Ich will ein Mensch, ein freier, offener, wahrer, ganzer Mensch sein, und als solcher mein volles Recht freier Geistesthätigkeit ausüben; ich will, ich muß die Probe darauf machen, was die Wahrheit wirken kann, wenn sie alle die Rücksichten wegwirft, welche sie bis jetzt entwürdigt haben. Seid dabei unbesorgt, ihr „gemäßigten" Feiglinge und ihr polizeilichen Kritiker, daß ich in pathetischer Haltlosigkeit mich überstürzen, oder durch lächerliche Phantasterei euch einen Triumph bereiten werde. Diesen Triumph haben euch schon viele balastlose Schwärmer bereitet, die blos vom Pathos und von der Phantasie lebten. Ich versichere euch aber, ich habe einen Gesellen in mir, der sehr solider Natur ist und auch im wildesten Sturm politischer Leidenschaft das Steuer mit sicherer Hand dirigirt, und dieser Geselle heißt Humor. Einen Menschen mit gesundem Humor und gesundem

Willen ruinirt ihr nicht. Er ist an der rechten Seite eiskalt, während er an der linken glüht; er verliert den nüchternen Blick nicht, wenn auch der Zorn ihm die Augen röthet; er vergißt nicht, was er will, und er will es morgen wie heute und über zehn Jahre wie morgen; er läßt euch nicht los, wie oft ihr ihn auch abzuschütteln sucht, und er lacht euch aus, wenn ihr schon glaubtet, ihn vernichtet zu haben.

Spart euch daher auch die Mühe, durch polizeiliches Geschrei ihm und Anderen einbilden zu wollen, er habe etwas Unrechtes im Schilde geführt. Ihr guten Leute, wer weiß, was er will, und warum er es will, der hat einen andern Maßstab zur Hand, als euren polizeilichen, und der läßt sich sogar nicht irre führen durch die verzweifelte Heuchelei einer „Preuß. Allg. Zeitung", welche den kühnen Versuch gemacht hat, ob das Publikum mein Streben für Wahnsinn halten werde, weil sie kein Bedenken getragen, es durch exzerpirte Stellen auf ihre Weise zu charakterisiren. „Der Mensch will Revolution, wahrhaftig Revolution! Ja, er will Republik, wie unglaublich es auch klingen mag bei den geordneten Zuständen, deren wir uns erfreuen und bei der freien Verfassung, die uns beglückt!" Es ist in der That zum Verwundern, daß die Polizeiblätter nicht aus-

rufen: „Seht, der Mensch begeht das Unerhörte, uns frei und glücklich machen zu wollen! Entsetzlich! Man nehme sich ein Beispiel, wie weit die verbrecherische Vermessenheit dieser Wühler sich verirrt. Sogar Menschenglück und Freiheit suchen sie zu erringen. Man hüte sich, an solcher teuflischen Tendenz sich zu betheiligen, wenn man nicht dahin gelangen will, aus der Gesellschaft ehrbarer Leute ausgestoßen zu werden!" Nach den abgelegten Proben kann man sich auf solche Tiraden gefaßt halten. Glaubt ihr denn wirklich, ihr Heuchler, daß ihr durch solch' affektirtes Erstaunen einen vernünftigen Menschen über euer böses Gewissen täuschen und über den Gegenstand eures Erstaunens irre machen werdet? Freilich findet ihr in Teutschland noch Ermuthigung genug zu solchem Glauben, und wann ihr selbst „liberale" Blätter in ihrer Polizeiangst Tendenzen desavouiren seht, welchen weder ihre geheime Gesinnung noch ihr Verstand irgend etwas entgegen zu setzen hat und welche sie als den Hauptsporn auch des „gemäßigten" Fortschritts anerkennen müssen, so mögt ihr bei euern Heucheleien einiger Maßen zu entschuldigen sein; aber laßt euch wenigstens den Irrthum nehmen, daß ihr durch den verbrauchten Kniff des polizeilichen Erstaunens und des moralischen Brandrufens bei denen etwas ausrichten könntet, gegen welche

eure Taktik gerichtet ist. Wir lachen euch aus nach wie vor, und halten fest an Revolution und Republik nach wie vor. So lang ihr uns nicht köpft, beseitigt ihr uns nicht, und solltet ihr sogar dazu gelangen, uns köpfen zu können, so wird noch auf dem Block unsre Zunge euch zurufen, daß ihr Schurken seid und daß euer Blut die Spuren des unsrigen abwaschen wird.

So wenig aber, wie ihr uns „schamlose" Revolutionäre irre führt, werdet ihr die Hauptverbrecherin, die schamlose Geschichte, irre führen, welche euch mit der Exekution unserer Ideen immer näher auf den Leib rückt. So sicher, wie wir wissen, daß im Mai die Blumen blühen, obschon wir jetzt noch hinter dem Ofen sitzen, so sicher wissen wir, daß euer Gewaltsystem in nicht ferner Zukunft gestürzt sein wird, obschon jetzt noch der Arm eurer Polizei über den halben Kontinent reicht. Beklagenswerthe Leute, deren ganzes Leben in der Bemühung aufgehen muß, sich vor dem Untergang zu bewahren! Ist nicht jedes Wort, das ihr sprecht, und jeder Schritt, den ihr thut, eine Manifestation jener verzweifelten Bemühung? Und ihr „feigen Memmen, welche das Bewußtsein ihres Verraths und ihres Meineids nie ruhig schlafen läßt", *)

*) Worte Börne's.

ihr redet noch von Selbstvertrauen und von Festigkeit? Wahrlich, wenn ihr mit euren Anhängern allein uns gegenüberständet, wir würden uns kaum mehr die Mühe nehmen, euch anzugreifen; wir wissen aber, daß das irregeleitete und korrumpirte Volk willenlos euer mächtigster Bundesgenosse ist, und deßhalb sind wir bestrebt, dessen Köpfe aufzuklären und seine Gesinnung zu kräftigen. „Mit den Mächtigen, sagt Börne, muß man nicht sprechen, man muß sie erschrecken, denn die Angst ist ihre einzige Gerechtigkeit und die Furcht ihre ganze Moral." Das namentlich ist es, was wir den gutmüthigen und bedenklichen Teutschen begreiflich machen werden, und haben sie es einmal begriffen, so wird man euch „Mächtigen" eben so gründlichen Unterricht in der „Moral" geben wie in der „Gerechtigkeit."

Indem ich Rechenschaft über meine Wirksamkeit im Ausland ablege, bin ich verpflichtet, auch den ökonomischen Punkt zu berühren. Der größte Theil der vorliegenden Brochüren ist erschienen, nachdem die Büreaukratie und Polizei mir selbst alle finanziellen Mittel zum Wirken abgeschnitten hatte. Meine Landsleute sind mir daher zu Hülfe gekommen und es sind mir bis jetzt etwa 2000 Gulden für meine Zwecke eingesandt worden, durch den Ertrag der Brochüren (Honorare und Verkauf

— eine Menge Buchhändler sind Schelme —) sind nicht einmal die Druck-, Versendungs- und sonstigen Kosten aufgebracht worden. Jene 2000 Gulden haben also mich und meine Bestrebungen, trotz den Kosten der Flüchtlingsreisen, bisher auf den Beinen gehalten. Man ersehe hieraus, was sich mit geringen Mitteln ausrichten läßt. Mit der Hälfte des Geldes, das vom Volk für die Restauration des Kölnischen Mittelalters beigesteuert worden ist, wäre die ganze Reaktion in die Luft zu sprengen. Daß man den Verfolgungen derselben ökonomisch trotzen könne, ist das erste Erforderniß; Stützen für den moralischen Trotz brauchen wir weiter nicht. Aber „betteln" — können wir jetzt nicht mehr! —

Bern, im Januar 1847.

K. Heinzen.

Digitized by Google

Ein Steckbrief.

I.

Mein Verſprechen.

Einmal zum Gegenſtand öffentlicher Beſprechungen geworden und zwar durch den Kampf gegen eine Macht, die eben ſo wenig von einem Einzelnen als mit einem Schlage zu vernichten iſt, trage ich um ſo weniger Bedenken, für meine Angelegenheit noch ferner die Aufmerkſamkeit des Publikums in Anſpruch zu nehmen, da meine Erfahrungen für die Allgemeinheit nicht minder lehrreich und intereſſant ſein werden, als für den Einzelnen. Zugleich wird ſich ein unumwundenes Wort über Allgemeineres füglich damit verbinden laſſen.

Meine Abſicht iſt geweſen, ein offenes, rechtliches, rechenſchaftfertiges Handeln ſelbſt der preußiſchen Büreaukratie gegenüber durchzuführen (ſo weit dergleichen ohne leichtſinnige Tollkühnheit zu unternehmen war), um ein weitgebietendes Unrecht durch die Macht des Rechts vor dem Forum des Publikums in ein anderes Geleiſe hinübertreiben zu helfen. Bin ich bei dieſem Unternehmen zum Theil ein Thor geweſen, ſo ſoll wenigſtens das Unrecht nicht auf Seiten der Thorheit geſucht werden. Was mir in jüngſter Zeit begegnet iſt, eignete ſich nur dazu,

alle Berechnungen einer offenen Handlungsweise zu durchkreuzen. Es hat gezeigt, daß die Hauptthorheit darin besteht, der Schlechtigkeit gegenüber nicht genug Mißtrauen zu besitzen. Ich hatte mit Begeisterung einen Kampf begonnen, in welchem ich die Friedensvorschläge, das Herz der humanen Versöhnung zwischen den Gegensätzen der Zeit, unter dem kriegerischem Rocke trug. Man hat die Begeisterung mit dem ätzenden Wasser der Tücke begossen und das Herz der Humanität unter den Fuß der Gewalt treten wollen. Vom Unrecht der Gewalt erwartet man vergebens, daß es in irgend einer Sache sich selbst untreu werden könne; das Unrecht, in ein System gebracht, verfolgt seine Konsequenzen noch hartnäckiger, als das Recht, weil es einerseits keine humanen Rücksichten kennt und andrerseits sich der Gewißheit seiner Niederlage zu wohl bewußt ist, als daß es dem Angriff irgend ein Gebiet, selbst im Gerichtsaal, überlassen sollte. Das Unrecht muß das Recht zum Verbrechen machen, wo es in Konflikt mit demselben geräth, und kann ihm dieß Kunststück nicht vor der Oeffentlichkeit gelingen, so steht ihm bei der jetzigen Lage der Dinge noch immer die unschätzbare Hülfe der Heimlichkeit zu Gebot. Man hat meine offene Absicht, dem Recht und dem Unrecht eine spezielle Arena zu eröffnen, sträflich befunden; jetzt hat man mich heimlich in die Lage gebracht, die sträfliche Absicht nicht ausführen zu können. Diese zarte Besorgniß für mein Seelenheil hat mich denn wenigstens vor der Gefahr geschützt, in dem Schmutz zu versinken, den ich aufgerührt habe. Das Uebrige sei dem Forum überlassen, vor welches die Sache jetzt gebracht wird. Die Probe auf mein Exempel hat nicht gemacht werden dürfen, weil — das Exempel falsch oder richtig war? Die Oeffentlichkeit soll die Frage beantworten, die man in Berlin und Köln zu einer geheimen zu machen verstanden. Die Oeffentlichkeit soll es erfahren, wie die

Gewalt einen äußerlichen Triumph über mich erlangt hat, um innerlich eine um so schimpflichere Niederlage zu erleiden. Ich weiß sehr gut, daß meinen Richtern zu Köln mein Versprechen, mich ihnen unter Bedingungen zu stellen, keine Verfahrensnorm abgeben, daß es ihnen sogar gleichgültig sein konnte; aber mir ist es nicht gleichgültig, daß die Geschichte dieses Versprechens bekannt werde.

Nach der Ankunft meines Buches über die „Preußische Büreaukratie" in Köln wurde sofort der Prozeß gegen mich eingeleitet. Die Anklage, von meinem ordentlichen Gericht erhoben, lautete nach §. 151 des Landrechts auf „Erregung von Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung." Gegen diese Anklage, die auf ordentlichem Wege sich erhob und, mochte sie sonst begründet oder unbegründet befunden werden, sich wenigstens mit Fug auf ein entsprechendes Gesetz stützte, hatte ich vom Standpunkt eines preußischen „Unterthanen" aus natürlich keinen Protest einzulegen; eben so wenig hätte ich gegen eine etwaige Anklage auf wirkliche Majestätsbeleidigung, obschon die letztere sich aus meiner Schrift nimmermehr nachweisen ließ, oder auf irgend ein anderes vom Gesetz geschaffenes Vergehen eine Einwendung machen können, sofern sie von meinem ordentlichen Gericht ausging, gesetzlich auftreten konnte und auf rechtlichem, auf „ordentlichem und geradem" Weg ihren Verlauf hatte.

Das Urtheil von Juristen lautete dahin, daß der eingeleitete Prozeß in zwei bis drei Wochen beendigt sein könne, da die Instruktion die inkriminirte Handlung auf keinen Umwegen zu verfolgen hatte. Meine Handlung lag in der Schrift offen vor; weil sie offen vorlag, konnte sie auch sofort ganz übersehen werden; weil sie ganz übersehen werden konnte, wurde auch sofort die Anklage erhoben und konnte der Prozeß auch sofort zu Ende geführt werden. Durfte man erwarten, daß jener Anklage später noch eine zweite folgen

werde, die trotz ihrem geringeren Strafmaximum, in Bezug auf das Verfahren des Gerichts wie die Stellung des Angeklagten schwerer wog, als die erste? Konnte man der diensteifrigen, inquisitionsbegierigen Staatsanwaltschaft zutrauen, daß sie gerade für ein Vergehen blind sein sollte, für das sie sonst einen so staunenerregenden offiziösen Scharfblick hat? Sie verdient abgesetzt zu werden, wenn ihr erst von Berlin aus der Staar hat gestochen werden müssen. Ist es nicht sträflich, wenn die Anwaltschaft in jedem Prozeß dem Herrn Justizminister die Mühe macht, sich die Akten kommen zu lassen, damit der Herr die Verbrechen aufsuche, die der Blindheit des Dieners entgingen?

Nach dem Rheinischen Gerichtsverfahren mußte meine Sache, so lange es bei der ersten Anklage blieb, öffentlich verhandelt werden, öffentlich konnte ich mich vertheidigen, öffentlich mußte der Richter sein Urtheil sprechen und begründen!

Ein öffentliches Verfahren in einem politischen Prozeß in Preußen! In der Rheinprovinz! In Köln! Ein öffentliches Verfahren in dem Prozeß über ein Buch, welches die Heimlichkeiten Preußens ans Licht zu ziehen und auf die preußische Politik die moralische Probe zu machen bestimmt war! Man wird zugeben, daß es sich in dieser Sache um wichtige Dinge handelte und daß ich, als ich dieß erkannte, alle Ursache hatte, selbst auf der Erfüllung meines Versprechens, mich der erhobenen Klage vor dem Gericht gegenüberzustellen, so lang als möglich zu bestehen.

Aber was geschah? Mehrere Wochen nach der Einleitung des Prozesses wird plötzlich auf Berliner Inspiration eine zweite Anklage erhoben, eine Anklage, durch welche, wenn das Gericht sie zuließ, die Oeffentlichkeit der Verhandlung ausgeschlossen wurde! Und welche Anklage! Man beurtheile sie zunächst aus folgendem Schreiben, welches ich nach Empfang der Nachricht, daß der Anklagesenat des

Appelhofes zu Köln die Klage zugelaſſen, zu meiner vollſtändigen Selbſtberuhigung wegen der ferneren Schritte, wie zur Dokumentirung einer gewiſſenhaften Erwägung der Angelegenheit an mehrere Freunde und Bekannte in Brüſſel richtete. Ich nenne unter ihnen als allgemein bekannten Namen F. Freiligrath.

„Ich bitte Sie um die Entſcheidung einer Frage, die für mich eben ſo wichtig iſt, als ſie für ſich intereſſant ſein dürfte.

„In der Vorrede zu meiner Schrift über die preußiſche Büreaukratie habe ich Folgendes erklärt:

„„Der Verfaſſer dieſer Schrift erwartet keinen Vorwurf einer die Verhältniſſe mißachtenden Unbeſonnenheit; er will auch dem Recht ſich nicht entziehen und erklärt ſich nach ruhiger Ueberlegung bereit, jede rechtsgemäße Probe ſeiner Ueberzeugungen zu beſtehen. Er ſieht ſich aber, durch die Erfahrungen Anderer gewitzigt, veranlaßt, gegen jedes, vom ordentlichen, geraden, geſetzlichen Weg abweichende, die freie Vertheidigung beeinträchtigende und die perſönliche Sicherheit vor dem richterlichen Endurtheil antaſtende Verfahren von vorn herein als gegen eine rachſüchtige Barbarei und Gewaltthat zu proteſtiren.““

„Der Zweck dieſer Erklärung liegt am Tage. Ich wollte ein Beiſpiel geben, daß man der Gewalt die Wahrheit ſagen müſſe, ohne ſie zu ſcheuen, und ich hoffte zugleich, durch den Erfolg des zu erwartenden Prozeſſes darthun zu können, daß die Gewalt, trotz ihren bedenklichen Geſetzen zur Erdrückung oder Abſchreckung der Wahrheit nicht ausreiche, wenn ſie den „ordentlichen, geraden, geſetzlichen Weg“ nicht verlaſſe. Dem gemäß und auf die Wirkung jener Erklärung mich verlaſſend, beſchloß ich, in Köln ruhig abzuwarten, was man gegen mich unternehmen werde.

„Am 11. November traf meine Schrift in Köln ein. Sofort erfolgte gerichtliche Hausſuchung bei den dortigen

Buchhändlern und die Einleitung der Untersuchung gegen mich. Die gerichtliche Vorladung, welche ich am 13. erhielt, sprach sich gar nicht über das mir angeschuldigte Vergehen aus; erst durch den Steckbrief vom 16. November erfuhr ich offiziell,*) daß dasselbe (nach §. 151 des Landrechts) in „Erregung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung" bestehen solle. Um die Zeit des Empfangs der gerichtlichen Vorladung wurde mir von mehreren Seiten versichert, daß es im Werke sei, mich nicht blos zu verhaften, sondern auch, mich nach Berlin zu transportiren. Diese Versicherungen, verbunden mit den Vorstellungen meiner Freunde über meine Verhältnisse als Versorger einer Familie u. s. w. bewogen mich, am 13. Abends, mich durch die Flucht nach Belgien vorläufig in Sicherheit zu bringen. Ob jene Versicherungen mit der Wirklichkeit übereinstimmten, weiß ich nicht; jedenfalls waren sie mir glaubhaft genug, um mich zu überzeugen, daß man die Verwahrung in meiner Vorrede nicht geachtet habe oder nicht achten werde. Da übrigens mein Wille, „mich dem Recht nicht zu entziehen," dadurch nicht alterirt wurde, so versprach ich, auf die citirte Vorrede verweisend und natürlich im Sinn und zur Wahrhaltung derselben, vor meiner Abreise dem Instruktionsrichter schriftlich auf mein Ehrenwort, daß ich mich dem erkennenden Richter jedenfalls, **) aber auch dem instruirenden sofort dann stellen werde, wenn man mir die amtliche Ver-

---

*) Während dieser Steckbrief vom 16. November 1844 nur von dem erwähnten Vergehen spricht, fügt der „Erscheinungsbefehl" derselben Oberprokuratur vom 14. Januar 1845 auch noch das zweite Vergehen hinzu, wovon unten die Rede sein wird.

**) Dieß „jedenfalls" deutet auf die Nichtmittheilung der Anklage in der Citation, so wie auf die Voraussicht hin, daß ich mich erst in zweiter Instanz einfinden würde.

ſicherung gebe, daß meine perſönliche Freiheit nicht vor der richterlichen Endentſcheidung werde gefährdet werden."

„Die Antwort auf dies Schreiben an den Inſtruktionsrichter war der erwähnte Steckbrief und die Anordnung aller möglichen Polizeimaßregeln zu meiner Habhaftwerdung."

„Der Steckbrief gab mir natürlich mein Ehrenwort zurück, indem er daſſelbe für wirkungslos erklärte; dennoch wiederholte ich am 20. November von Verviers aus in einem Schreiben an den Oberprokurator Grundſchöttel zu Köln, welcher den Steckbrief ausgeſtellt, die Verſicherung, daß ich mein Ehrenwort nicht im Stich laſſen und mein Urtheil perſönlich empfangen werde, indem ich damals noch nicht die Möglichkeit annehmen konnte, daß man durch offene Rechtsverdrehungen mich mit meinem Vorſatz in Kolliſion bringen werde. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mein Wille und meine Verſicherungen in Betreff meines perſönlichen Erſcheinens fortwährend nur im Sinn der Vorrede zu meiner Schrift ſich auf die Unterſtellung gründeten, es werde nicht vom „ordentlichen, geraden und geſetzlichen Wege" abgewichen werden, da ich eben ſo wenig mein Wort darauf geben konnte, mich z. B. von außerordentlichen Richtern und nach willkürlich geſchaffenen Geſetzen richten, als mich etwa nach Botany-Bay oder nach Sibirien transportiren zu laſſen. Ich konnte und wollte nur ein ſolchergeſtalt bedingtes Verſprechen geben; fielen die Vorausſetzungen, auf die es ſich ſtützte, ſo mußte natürlich das Verſprechen ebenfalls fallen und alsdann mein Erſcheinen in mein Belieben geſtellt ſein.

„Nachdem ich in der Nähe der belgiſchen Grenze über einen Monat auf den Augenblick gewartet, wo die gerichtliche Verhandlung mir öffentlich Gelegenheit bieten würde, mit meinem Recht zugleich mein Verſprechen zu behaupten,

erfahre ich plötzlich, daß man, von Berlin aus angewiesen, der Klage des öffentlichen Ministeriums zu Köln wegen „Erregung von Unzufriedenheit“ nachträglich die fernere Klage wegen Majestätsbeleidigung hinzugefügt habe, aber nicht wegen einer direkten Beleidigung der regierenden „Majestät“ durch Urtheile oder Aeußerungen über diese selbst, sondern wegen meiner Aeußerungen über den verstorbenen König, welche „mittelbar“ auch den jetzt regierenden als „Sohn und Thronfolger“ beleidigen sollen.

„Die Paragraphen des Landrechts, welche von Majestätsbeleidigung handeln, lauten folgendermaßen:

§. 196. „Wer das Oberhaupt des Staats in seiner Würde persönlich beleidigt, ohne daß dabei eine hoch- oder landesverrätherische Absicht erhellte, der begeht das Verbrechen der beleidigten Majestät.“

§. 199. „Wer sich des Verbrechens der beleidigten Majestät durch ehrenrührige Schmähungen des Oberhaupts im Staate mit Worten, Schriften, oder andern feindlichen Darstellungen schuldig macht, der hat zwei- bis vierjährige Zuchthaus- oder Festungsstrafe verwirkt.“

§. 200. „Auch schon andere dergleichen boshafte, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzende Aeußerungen über — die Person und Handlungen **Desselben** sollen mit Gefängniß- oder Festungsstrafe auf sechs Monate bis zu einem Jahr geahndet werden.“

„Die gegen mich nachträglich erhobene Anklage wegen „mittelbarer“ Majestätsbeleidigung ist gestützt auf den vorstehenden §. 200. Ich soll also durch Aeußerungen über den verstorbenen „Landesherrn“ gegen ein Gesetz gefehlt haben, welches mit den unzweideutigsten, klarsten, unverdrehbarsten, zwingendsten Worten nur von dem regierenden redet. Es ist hiernach nicht mehr einzusehen, warum freie Urtheile über den großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I., Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. nicht

eben so gut zu „mittelbaren" Majestätsbeleidigungen gestempelt werden können, als Aeußerungen über Friedrich Wilhelm III. Abgesehen davon, daß ich diesen Friedrich Wilhelm III. auf das schonenste behandelt und mit keiner Silbe geschmäht habe, ist es ein unerhörtes Verfahren, einen Menschen vor Gericht zu stellen, wegen eines Vergehens, das nur durch die Anklage geschaffen wird, und dabei sich auf ein Gesetz zu stützen, welches der Anklage geradezu widerstreitet.

„Es ist keine größere Beleidigung eines Richters zu denken, als die Furcht, daß er auf eine solche Anklage ein Schuldig aussprechen werde. In dieser Beziehung konnte ich daher nur über dieselbe lachen, so lang ich nicht Erfahrungen machte, welche mir eine durchaus ungünstige Vorstellung von meinen Richtern aufdrängten. Es kam zunächst auf die Annahme der Klage durch das Gericht zu Köln an. Die Folge dieser Annahme war von der einen Seite, einer Kabinetsordre über derartige Fälle gemäß, Ausschließung der Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlung, und von der andern Seite für mich die begründetste Voraussetzung, daß ein Gericht, welches eine dem Gesetz so offenbar widerstreitende Klage zuzulassen im Stande sei, auch darauf eine Verurtheilung auszusprechen kein Bedenken tragen werde. Doch abgesehen von dieser Verurtheilung (da nicht die Folgen, sondern nur die Rechtmäßigkeit des Verfahrens für mich maßgebend sein dürfen), kommt es in Bezug auf meine Person auf die Frage an, ob nach der Zulassung jener gesetzwidrigen Klage meine Verbindlichkeit zur Erfüllung des gegebenen Versprechens fortbestehen bleibt oder nicht.

„Die Zulassung der Klage ist jetzt wirklich erfolgt und es giebt gegen diesen Streich kein Rechtsmittel mehr. Die Rathskammer des Kölner Landgerichts hatte sie in erster Instanz abgewiesen. Der Prokurator appel-

lirte gegen diese Abweisung. Mein Advokat reichte beim Appellsenat eine Schrift ein, worin er darthat, daß die gedachte mittelbare Majestätsbeleidigung nicht existire und gesetzlich nicht existiren könne. Das öffentliche Ministerium beim Appellhof war derselben Ansicht und trug auf Verwerfung der Klage an. Dennoch hat der Appellsenat sie zugelassen und somit — die Oeffentlichkeit der Verhandlung ausgeschlossen.

„Die Frage, die ich jetzt an Sie als Männer und als Freunde richte, ist die, ob ich nach dem Vorangeführten als Mann von Ehre noch verpflichtet bin, mich aus Rücksicht auf mein Versprechen meinen Richtern zu stellen, oder nicht?"

Brüssel, den 21. Januar 1845.

K. H.

Die Antwort auf dies Schreiben lautet:

„Die nicht zu bezweifelnde Richtigkeit der uns in Ihrem Schreiben vom 21. Januar mitgetheilten Fakten angenommen, sind wir einstimmig der Meinung, daß Sie nicht verpflichtet sind, Ihr bedingungsweise gegebenes Wort zu halten, und zwar:

„1. weil man es Ihnen durch einen Steckbrief „beantwortet und dadurch von vorn herein abgewiesen;

„2. weil ganz abgesehen hiervon, durch die gegen Sie „nachträglich erhobene zweite Klage und deren Folgen die Vor„aussetzungen zerstört sind, unter welchen Sie Ihrer Vor„rede gemäß Ihr Versprechen gegeben haben, indem

„a. jene Klage Sie auf eine nicht „ordentlich" und „„gerade" zu nennende Weise in Ihrer Vertheidigung „lähmt und

„b. dies Resultat erlangt durch Aufstellung einer noch „weniger „gesetzlich" zu nennenden Verbrechens-Katego-„rie, welcher vielmehr das citirte Gesetz offen und un-„zweideutig widerstrebt."

„Unter diesen Umständen sind Sie, unserer oben ausgesprochenen Ansicht nach, nicht nur nicht verpflichtet, das gegebene Versprechen zu erfüllen, sondern würden vielmehr durch solche Erfüllung die Pflichten gegen sich und die Ihrigen, wie nicht minder gegen Ihr Vaterland unnützer Weise verletzen, da Sie nach der von dem Gericht zu Köln gegebenen Probe sich auf kein wirkliches Recht mehr Hoffnung zu machen haben."

Brüssel, den 22. Januar 1845.

(Folgen die Unterschriften.)

Diese Beantwortung meines Schreibens bestätigt gleich allen sonst mir zukommenden Urtheilen meine Ueberzeugung, daß ich durch das Verfahren des Kölnischen Gerichts meines Versprechens, mich demselben zu stellen, völlig entbunden bin.

Es entsteht jetzt für mich die Frage, ob ich nicht dennoch der Sache und mir schuldig sei, nach Köln zurückzukehren?

Ich habe mir diese Frage gestellt, sie mit andern besprochen und sie endlich mit einem entschiedenen Nein beantworten müssen, weil ich unter den gegenwärtigen Umständen durch meine Rückkehr der Allgemeinheit nichts nützen und mich mit den Meinigen nutzlos zu Grunde richten, überdies auch eine Inkonsequenz gegen meine erklärten Vorsätze begehen würde. Nachdem man einmal meine Sache von einer Seite auf- und angefaßt hat, daß man kein Bedenken getragen, darin nachträglich unter tückischen Anzeichen (nicht einen Blick in die Akten hat man meinem Advokaten gestattet) gegen den klaren Buch-

staben des Gesetzes ein neues Verbrechen aufzustellen, schützt mich auch nichts mehr vor der nah liegenden Konsequenz, daß man mich dieses neugeschaffenen Verbrechens in heimlicher Verhandlung für schuldig erklären, mich sodann nach preußischer Deutungsweise wegen des Mangels „patriotischer Gesinnungen" der glorreichen „Nationalkokarde" und mit ihr meiner schützenden Qualität als Landwehroffizier, die mir wenigstens Festungsarrest sicherte, berauben, mich „gesetzlich" in eine Strafsektion oder eine andere Anstalt der Humanität unter die gemeinsten Verbrecher plaziren und durch den Konflikt mit der Gefängnißjustiz auf den sichern Weg entweder zum Schaffot *) oder zum Kirchhof bringen werde. Warum? Weil ich die fatalste Wahrheit Preußens aufgefrischt, weil ich sie in einer Weise gesagt habe, daß die stolze, bajonnetenreiche Gewalt gezwungen ist, entweder sie zu respektiren, oder mit dem Brandmal der Schurckerei an der Stirne sich vor dem Blick des geringsten, ehrlichen „Unterthan" zu verbergen. Einem gegen diese Wahrheit einmal in's Werk gesetzten Verfahren ist jedes Mittel recht. Ein Verfahren, welches angebliche Beleidigungen der Todten unter das Gesetz über die Beleidigungen gegen die Lebendigen zu bringen versteht, wird auch nicht viel Mittel aufzuwenden haben, um die Lebendigen zu den Todten zu bringen. Wer bürgt mir nach dem Geschehenen dafür, daß man nicht, selbst wenn ich nur wegen des ersten Vergehens verurtheilt werde, nach meinem Strafantritt mir mit bewährter Erfindungsgabe ein neues Verbrechen ansinnt? Wer

---

*) Mein Advokat war der Meinung, daß mein Karakter sich dem Gefängnißverfahren, wie er es kannte, nicht fügen, sondern mich in Konflikte bringen werde, die mit dem Schlimmsten endigen.

bürgt mir nach dem Geschehenen dafür, daß man nicht, selbst wenn ich gänzlich freigesprochen werde, den Freigesprochenen einkerkert und die Schuld in einer endlosen Untersuchung nachträglich darzuthun sucht? Wer bürgt mir nach dem Geschehenen noch dafür, daß man nicht die Gerüchte verwirklicht, die über das mir zugedachte Schicksal kursiren? Nach dem Geschehenen habe ich in Preußen keinen Muth des Rechts und kein Vertrauen auf die Gerichte mehr; nach dem Geschehenen darf ich nur noch Furcht haben. Nach dem Geschehenen dürfte ich mich selbst mit einem preußischen Ministerialpaß nicht mehr in Preußen blicken lassen. Nach dem Geschehenen schwebt mir das Loos des edlen Mannes vor Augen, den ein nichtswürdiger Mätressenknecht seiner beleidigten Erbärmlichkeit in endlosen Martern durch eben so erbärmliche Schergen opfern läßt. Nach dem Geschehenen schlägt mir das Herz in sibirischen Weisen; nach dem Geschehenen wittere ich nur Verrath und träume von Tücke. Nach dem Geschehenen mußte ich auf Alles gefaßt sein, denn das Unrecht der Gewalt, wenn es einmal aus der Verschleierung der Heuchelei scheulos hervorzutreten wagt, sucht seine einzige Rettung in grausamer Konsequenz, eine Konsequenz, die einem Volk gegenüber den Hals bricht, den Einzelnen aber vernichtet. Wollte ich trotz dem Geschehenen durch Festhaltung meines Versprechens und durch eine energische Vertheidigung vor dem geheimen Tribunal das Unrecht der Gegner forciren, man würde mich unfehlbar der Rache seines bedrängten Gewissens zum Opfer bringen und mit seinem Opfer zugleich seine Schuld zu beseitigen trachten. Man hat mir jetzt so viel Unterricht in der büreaukratischen Psychologie gegeben, daß ich unbescheiden genug geworden bin, mit dem Erlernten sogar bis in den letzten Hintergrund des preußischen Inquisitions- und Kasemattenverfahrens vorzudringen.

Vielbeneidetes Rheinland, ich gratulire dir zu deinem Gerichtswesen und stimme in das bekannte Lob über die Unabhängigkeit der preußischen Richter ein. Ist es etwa ein Karnevalswitz, daß Menschen, die dem letzten Rechte der Bürger auf so schamlose Weise Gewalt anthun, die „Erregung von Unzufriedenheit" noch bei Andern suchen?

Ich habe mein Versprechen öffentlich gegeben; ich nehme es öffentlich zurück. Ich will Wort gehalten wissen und halte es selbst, wo ich dazu verpflichtet bin. Aber ein Narr des gegebenen Worts werden und das Wort-halten zur Komödie herabwürdigen lassen, das kann ich doch nicht. Ich kann mich nicht nutzlos zum geopferten Helden solcher Komödie machen und denen gegenüber auf dem gegebenen Wort bestehen, denen es nicht um die Erfüllung desselben zu thun war, die es zurückstoßen und die Bedingungen vernichten, unter welchen es gegeben worden. Ich kann nicht ohne Verpflichtung ein persönliches Beispiel geben wollen, wo dasselbe nicht mehr zur Ermuthigung dienen, sondern nur zur Entmuthigung Gelegenheit bieten würde. Ich kann mich nicht mit Gewalt in das Faß des Regulus drängen wollen, bloß um an dessen Nägeln zu verbluten. Ich kann nicht selbst einen Römer übertreffen wollen, wenn meine Gegner nicht einmal Karthager sind!

Preußen, lebe wohl! Das Schiff meiner Rückkehr steht jetzt in Flammen. Ich werde mir eine andere Heimath suchen und muß die Zahl deiner verbannten Söhne vermehren helfen. Ein Jahr Gefängniß wäre ein geringer Preis, um die Rückkehr in das Vaterland zu erkaufen. Aber da ist für mich kein Vaterland mehr, wo der Ekel vor Sklaverei und Schurkerei mein steter Begleiter sein würde. Selbst gänzliche Freisprechung soll mich nicht mehr zurückrufen: die preußische Polizeiluft, von den Fluchseufzern der Freien und den Angstseufzern der Sklaven geschwängert, ist mir jetzt völlig unerträglich

geworden. Lebe wohl, glückliches Preußen, mit deinem heimlichen Gerichtsverfahren; lebe wohl mit deinem höllischen Landrecht und deinen mittelbaren und unmittelbaren Majestätsbeleidigungen; lebe wohl mit deiner Zensur und Polizei; lebe wohl mit deiner unromantischen Büreaukratie und deinem romantischen Despotismus; lebe wohl mit deinen Geheimnissen, deinen Knechtschaftskünsten, deinen Heucheleien und übertünchten Schurkereien ohne Maß und ohne Ende!

Mein teutsches Vaterland, lebe wohl! Ein künftiges, hoffentlich ein freies! Ich hoffe dir stets beweisen zu können, daß ich ein treuer Sohn meiner Mutter bin, und daß ich als solcher deine Schurken so wenig vergesse wie dich.

II.

Abschiedswort an den würdigen Anklage-Senat des Appellhofs zu Köln.

Meine Herren! Sie waren bestimmt, mich zu richten; Ihre Bescheidenheit hat die Rollen vertauscht und mich berufen, Sie zu richten. Wohlan, ich werde Sie richten, wie Sie es verdienen.

Meine Herren! Ich habe Vertrauen zu den rheinischen Richtern gehabt; Sie haben mir dieß Vertrauen genommen und, so weit Sie zu diesen Richtern gehören, mir Verachtung an die Stelle gegeben.

Meine Herren! Sie haben die Justiz gebrandmarkt, Sie haben den Richterstand und das ganze Rheinland beschimpft. Sie hatten den höchsten Triumph der unabhängigen Justiz in der Hand und Sie haben den Triumph in eine Schande verwandelt. Sie konnten den Richterstuhl über Königsthrone und Ministersessel erheben und Sie haben ihn zum Fußschemel der Gewalt erniedrigt. Ich schütte das vollste Füllhorn der Schmach über Ihre

Häupter aus. Könnte Ihr Verfahren seine Stützen in das Gebiet hineinstellen, welches dem richterlichen Ermessen von Rechtswegen überlassen bleiben muß, so würde ich schweigen; aber Ihr Verfahren mit seinen unzweideutigen Absichten rennt schnurstracks alles Recht und Gesetz über den Haufen und würde seine Natur selbst dem Urtheil eines Kindes nicht verbergen können. Sie haben gegen Ihre Ueberzeugung geurtheilt, wenn man nicht geradezu temporairen Wahnsinn bei Ihnen supponiren soll, und dieß Urtheil mag Ihnen auf der Seele brennen. Nach der abgelegten Probe nehme ich es als gewiß an, daß Sie in einem wichtigeren Fall kein Bedenken tragen würden, sich den Richtern des Generals Prim an die Seite zu setzen.

Meine Herren! Sie hatten die schönste Aufgabe, die jemals einem preußischen Richter übertragen worden ist. Sie hatten die unschätzbare Gelegenheit, nicht bloß die Vorzüge eines offenen Gerichtsverfahrens in einer seltenen Probe sich bewähren zu lassen, sondern auch unter dem Schutz des Gesetzes und der Gerechtigkeit die Sünden der Großen offen vor dem Volk auf die Waage legen zu lassen, so daß sie gemahnt und belehrt wurden, es gebe noch einen Hort für das Recht und die Wahrheit und es gebe auch innerhalb der Staatseinrichtungen noch eine Macht, die höher stehe, als die Gewalt der Polizei und der Bajonnete. Diese Aufgabe und diese Gelegenheit haben Sie mit Füßen getreten, und Ihre Feigheit hat den Vorhang des Geheimnisses vor das Tribunal gezogen, um den zu verderben, der Ihnen jene Gelegenheit bereitet hatte. Zwar wußte ich von vorn herein, daß ich einer Politik gegenüber stand, bei welcher nach dem Zeugniß der äußern wie der innern Geschichte der scheinheilige Jesuitismus, die gleißnerische Tücke, der feige Verrath und die perfide Gewaltthätigkeit stets zu Hause waren; aber ich hatte

doch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß in unserm die Gradheit liebenden Rheinland trotz allen Berliner Korruptionen wenigstens das Gewissen des Richterstandes noch eine Zufluchtsstätte für die wahrheitliebende Offenheit und die Gradheit des Rechts bewahrt habe. Sie haben es verstanden, mich und die Welt über diese Zufluchtsstätte zu belehren. Ihr feiger Arm hat in die Waage der Themis den Dolch der Tücke geworfen; Ihr Servilismus hat die natürlichen und berufenen Vertreter des öffentlichen Gerichtsverfahrens selbst der Verachtung derer überliefert, deren Rechtssinn man in den finstern Gelassen des heimlichen Verfahrens zum Krüppel aufzuerziehen sucht. Ein geheimes Gericht in Ostpreußen hat den Ueberzeugungsmuth gehabt, einen Mann freizusprechen, der zur Zeit von der Gewalt vielleicht mit noch feindlicheren Augen angesehen wurde, als ich, und — Rheinische Richter sind feige genug, durch wahre Gewaltthat gegen das Gesetz mich um die ersten Garantieen eines unparteiischen Urtheils zu betrügen. Verdienen solche Männer die Ehre, auch nur dem Scheine nach, noch länger zu den Vertretern jenes Restes von Liberalität zu zählen, den die lichtscheue Inquisitions-Politik der Berliner Zaarendiener dem geschändeten Rheinischen Gerichtswesen noch gelassen hat?

Meine Herren! Sie haben durch die gewissenlose Zulassung der unsinnigen Anklage auf mittelbare Majestätsbeleidigung mir ein neues Vergehen angedichtet, um die alten Vergehen Anderer dem Licht zu entziehen. Die Bestimmungen des Landrechts, welche von Majestätsbeleidigung handeln, bezeichnen dieselbe ausdrücklich nur als direkte „persönliche" Beleidigungen des lebenden Regenten. Der §. 196 sagt: „wer das Oberhaupt des Staats in seiner Würde persönlich beleidigt, der begeht das Verbrechen der beleidigten Majestät;" der §. 200, auf dessen Grund Sie mich zum Verbrecher machen

wollten, redet nur von „boshaften, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzenden Aeußerungen über die Person und Handlungen desselben“ *). Ich frage Sie, wenn eine Aeußerung nach anderer Seite hin durch „mittelbare“ Ueberführung auf die „Majestät“ zur Majestätsbeleidigung gemacht werden kann, ob dann noch irgend eine Aeußerung in der Welt vor dieser Deutung sicher ist, sobald Ihr vorempfindender Servilismus supponiren darf, daß der Geschmack, oder die Laune, oder das Gewissen, oder meinetwegen die Schwachköpfigkeit einer preußischen Majestät dadurch Unbehagen empfinden könnte? Ich frage Sie ferner, ob der verstorbene König, durch dessen Beurtheilung ich den jetzigen soll „beleidigt“ haben, ich frage Sie, ob der Mann, den man vor vier Jahren in Berlin begraben hat, noch das „Oberhaupt des Staats“ und der „Landesherr,“ und als solcher etwa „mittelbar“ in den jetzigen übergegangen ist? Wohlan, wenn dieß majestätliche oder landesherrliche Einschachtelungssystem Propoganda macht, so ist auch der früher begrabene Ahn jenes begrabenen Mannes, so ist auch derjenige noch der „Landesherr,“ welcher den „Antimachiavell“ geschrieben und die Lehre widerlegt hat, daß ein Fürst nicht an sein Versprechen gebunden sei. Warum nehmen Sie den „Landesherrn“ in Schutz, der diese Lehre bestätigt, und nicht denjenigen, welcher sie verdammt hat? Glaubt Ihr blinder Scharfsinn wirklich die preußische Geschichte heilig sprechen zu können, wenn er die zu Majestätsverbrechen stempelt, welche die lügnerischen Grabsteine von dem historischen Kirchhof aufzuheben wagen? Glaubten Sie wirk-

---

*) Diese entscheidenden Worte „über die Person und Handlungen desselben“ hat man in der Citation ausgelassen, während der §. 151, welcher über die „Erregung von Unzufriedenheit“ handelt, vollständig darin wiedergegeben ist. Jene Auslassung ist sprechend genug.

lich, das seit einigen Jahren so eifrig betriebene Geschäft unterstützen zu können, welches darauf ausgeht, dem verblichenen Glanz des faulen Absolutismus durch Vertuschung und Verkleisterung der frühern Sünden eine neue Folie zu bereiten? Wußten Sie nicht, daß es Schulden und Sünden giebt, die selbst unter richterlichem Schutz niemals verjähren können, und die um so lauter mahnen müssen, je länger sie ungetilgt bleiben? Fast bin ich versucht, Sie als Mitarbeiter an dem dummschlauen, von dem Landtag abgewiesenen Strafgesetzentwurf anzusehen, welcher, so viel ich mich erinnere, eine besondere Bestimmung zum Schutz der verstorbenen Majestäten und ihres Bluts enthielt, eine Bestimmung, die nur von der Furcht vor den Mahnungen an 1815 und von dem bösen Gewissen der preußischen Regenten,= Prinzen= und Büreaukraten=Geschichte diktirt sein konnte. Mein Buch kam dieser Bestimmung in einem Hauptpunkte zuvor, ehe sie Gesetz werden konnte. Das hat man in Berlin schmerzlich bedauert und nun suchen Sie die Bestimmung durch das Landrecht des vorigen Jahrhunderts zu ersetzen. Man hat in Preußen sehr oft Gelegenheit, etwas zu bewundern, was sehr groß ist, nämlich die „Pfiffigkeit;" aber es giebt in Preußen auch etwas, das noch größer ist, als diese „Pfiffigkeit," nämlich die — Dummheit. Diese Dummheit wird nicht eher, als bis sie zu Grunde gegangen, begreifen lernen, daß die größte Klugheit die — Ehrlichkeit ist.

Meine Herren! Ihr Scharfsinn hat das Geheimniß entdeckt, die ganze preußische Geschichte unter den Schutz des §. 200 des Landrechts zu stellen. Mit Ihrem Scharfsinn ist es ein Leichtes, sogar ein Bonmot über Adam im Paradiese zu einer „mittelbaren" Beleidigung der Preußischen Majestät zu machen, denn Adam hat ohne allen Zweifel Hohenzollerisch gesprochen und ist jeden Falls nur

auf die Welt geſetzt worden, um „mittelbar“ die preußiſche Majeſtät zu produziren. Unter Ihrem Scharfſinn, der die Lebenden an die Stelle der Todten und die Todten an die Stelle der Lebenden zu ſetzen verſteht, hat kein Ausdruck der Sprache mehr ein Recht auf ſeine Bedeutung, denn Sie werden alle Bedeutungen nach allen Seiten hin zu vertauſchen wiſſen. Unter Ihrem Scharfſinn iſt der Mann nicht mehr ſicher, den Geſetzen über das Weib, der Vater nicht mehr ſicher, den Geſetzen über den Sohn, der Käufer nicht mehr ſicher, den Geſetzen über den Verkäufer zu entgehen, denn die Mittelbarkeit iſt das Band, wodurch ſich die ganze Welt zuſammenfädeln läßt. Unter dem Meſſer Ihres Scharfſinns verblutet auf höheres Geheiß die Unſchuld ſo gut wie die Schuld, denn ſelbſt die Unſchuld und die Schuld laſſen ſich „mittelbar“ zuſammenkoppeln.

Meine Herren! Sie glauben einen klugen Streich zu machen und Sie haben Ihrer lebenden wie Ihrer todten Majeſtät einen ſchlechten Dienſt geleiſtet. Zunächſt haben Sie auf gewaltſame Weiſe die große Zahl der Majeſtätsbeleidigungen vermehrt, an welchen auffallender Weiſe Preußen reicher iſt, als irgend ein Land der Erde, ſo daß man fragen muß, ob die Schuld an der Kaprice der Beleidiger oder an den beſondern Eigenſchaften der Majeſtät, oder an denen liegt, welche „mittelbar“ beide zuſammenführen. Sie haben die Verlegenheit erhöht, in die man durch alle die Majeſtätsbeleidigungen gerathen muß, ſo daß man ſich ihrer durch einen abgenöthigten Akt der Amneſtie wird entledigen müſſen, eine Amneſtie, von welcher hoffentlich wenigſtens kein Flüchtling unter dem jetzigen Syſtem Gebrauch machen wird. Sodann haben Sie durch Ihr Urtheil, „mittelbar“ und offiziell erklärt und feſtgeſtellt, daß der Grundſatz des Worthaltens eine Beleidigung für die preußiſchen Majeſtäten iſt und daß ſich trotzdem auf die lebende die fatale Makel des nicht erfüllten Worts der

todten „mittelbar“ fortgeerbt hat. Wenn ich nun auch nach den Grundsätzen des gemeinen Rechts, wonach man mit den Activis auch die Passiva übernimmt, in Bezug auf jenes Forterben völlig mit Ihnen einverstanden bin, obschon man die große Passivverbschaft durch schöne Worte und despotische Machtsprüche auf alle Weise zu kachiren versucht hat, so habe ich, der ich mich als einen Republikaner denunzirt, es doch noch besser mit Ihren Majestäten gemeint, als Ihr kurzsichtiger loyaler Serviliſmus und die Schlauheit derer, welche Sie inspirirt haben, denn ich habe noch den Weg anzubahnen gesucht, auf welchem durch nachträgliche Erfüllung des zur Zeit so prahlerisch verkündeten und später so kläglich im Stich gelassenen „königlichen Worts“ die durch Unredlichkeit rathlos gewordene preußische Politik in eine rechtliche Bahn wieder eingelenkt werden konnte.

Wenn auch von der preußischen Komödianten-, Jesuiten- und Finten-Politik eine aufrichtige und freiwillige Bekehrung im Grunde nicht erwartet werden durfte, da diese mit der Zeit von jedem Kinde bis in die Nieren durchschaute Politik immer noch an die Wirksamkeit ihrer schändlichen Spiegelfechtereien zu glauben scheint, so hatte ich meinerseits wenigstens die Möglichkeit jener Bekehrung offen gelassen, die Sie jetzt „mittelbar“ auf offizielle Weise zu schließen sich bestrebt haben. Ihr Verfahren spricht es „mittelbar“ aus, daß auch jetzt, nachdem die Schulden der Regierung auf dem moralischen Konto vorgerechnet worden, eine Tilgung derselben nicht stattfinden soll. Sie haben „mittelbar“ einen gerichtlichen Sanktionsakt über den königlichen“ Wortbruch gemacht. Es fehlt bloß noch eine unmittelbare Erklärung, etwa in einem Landtagsabschied, über diesen Punkt, so soll jeder preußische „Unterthan,“ Beamte und Soldat seines Eides für entbunden erklärt sein, denn wenn die Versprechen einmal von Regierungs-

wegen als ungültig dargethan worden, so sind es auch die Eide, die nichts Anderes sind, als Versprechen mit Förmlichkeiten. Es ist nur zu hoffen, daß die Landtagsdeputirten endlich die Verfassungssache beim rechten Ende anzufassen und den moralischen Rechtspunkt derselben zum Eklat zu bringen den Muth haben werden. Die Zeit hat der Menschheit mit ihren Ideen schon so weit vorgearbeitet, daß es sogar den Deputirten der geheimen Landtage endlich lächerlich vorkommen muß, noch länger wie die Kinder mit Petitionen und Abschieden über Dinge Fangball zu spielen, über die das Volk schon vor dreißig Jahren hätte hinweg sein sollen. Es ist ein wahrer Rechtsskandal, daß jetzt noch immer im Ton der armen Sünder um zollweise Annäherung an einen Punkt gebettelt werden soll, bis zu welchem man schon vor dreißig Jahren mit einem einzigen Schritt vorzuschreiten sich verpflichtet fühlte. Es ist empörend, daß das Volk noch am Spieß der Gnade um Dinge zappelt, die vor dreißig Jahren selbst der Zähigkeit der Pflicht zu geringfügig erschienen. Die Schuld von 1815 und zwar mit dreißigjährigen Zinsen, nicht ohne diese, muß in kürzester Zeit abgetragen sein, sonst sagen wir: ein Lügner ist ein Lügner und ein Schurke ist ein Schurke, und hätte er seinen Sitz zwischen Donner und Blitzen aufgeschlagen. In diesem Sinne müssen die Landtage zu sprechen beginnen, wenn ihre Wirksamkeit nicht ein Possenspiel bleiben soll. Das nicht erfüllte „königliche Wort" ist ein Hebel, womit sich das ganze reaktionäre System aus den Angeln heben läßt, wenn er richtig angesetzt wird. Es sei ein „ceterum censeo" gegen das neue Karthago. Im Jahr 1845 noch um Nennung der Deputirtennamen und derartige Spottkonzessionen petitioniren, das ist wahre Selbstverhöhnung, insbesondere wenn man es in dem hergebrachten, sich selbst bescheidenden Tone thut, wodurch man in der Petition selbst verräth, daß man auf deren Gewäh-

rung nicht einmal Rechnung mache. Das teutsche Petitionswesen ist ein wahres Hundegewedel und es trieft immer von unendlichem Vertrauen, während es auf gar nichts vertraut und vertrauen kann. Mögen die Landtagsdeputirten zeigen, daß sie keine politischen Kinder mehr sind, und sollten auch ihre Berathungen unter die Kanonen der Festungen versetzt und ganze Provinzen mit dem unerhörten Unglück bedroht werden, in ganzen acht Tagen keinen Orden zu erhalten. Die Landtagsdeputirten mögen die ganze Last der Verantwortlichkeit erwägen, die auf ihnen ruht, wenn man mit der Zeit, durch die Noth gedrängt, ihnen vielleicht eine Bunsensche, Arnimsche oder gar Metternichsche Scheinverfassung nebst einer durch landrechtliche Schaffotte umstellten Preßfreiheit zur Beschwichtigung aufzutischen beliebt. Ohne den moralischen Zwang des Volks und seiner Vertreter ist von Berlin niemals etwas Wahres zu erwarten, mögen die servilen Lügenblätter davon schwatzen soviel sie wollen. Etwas Wahres aber muß erlangt werden. Nachdem man so lange Zeit Alles verweigert, muß man jetzt Alles gewähren. Etwas Ganzes oder gar nichts. Der absolutistische Hochmuth, der so lang das Recht und die Menschennatur in uns verhöhnt hat, und die Geschichte nur für sich geschaffen glaubt, muß und soll sich endlich beugen lernen unter die gerechten Forderungen des Volks, oder die aufgestauten Wogen der Zeit werden seine morschen Wehren mit einem Mal in Trümmer brechen. Das Volk und seine Deputirten haben ihn in der Gewalt mit dem bloßen „königlichen Wort;" die Zeit rückt heran, wo das preußische Volk dem „Trugsystem, das mit ihm spielt," wird befehlen können, befehlen mit dem unüberwindlichen Scepter der einfachen Moral! Sobald ein Volk seiner Regierung moralisch über den Kopf wächst, hat es ihre Bajonnete wie ihre Polizei besiegt. Das nicht erfüllte Versprechen von 1815 kann die Wurzel

der preußischen Volkssouveränetät werden, nachdem die pflichtvergessene Königssouveränetät es zum Exekutionsmittel der ausgemachtesten Rechtsforderungen hat werden lassen. „Es ist die letzte Instanz, wenn von der Politik an die Moral appellirt werden muß" — und diese Instanz ist unerschütterlich. Man appellire und man hat den Prozeß gewonnen!

Meine Herren! Wenn dieser Prozeß gewonnen ist, dann haben wir auch in politischen Dingen öffentliches Verfahren. Ich suche Sie, obschon Sie so große Freunde der Heimlichkeit sind, speziell darauf vorzubereiten, indem ich Sie jetzt eine so große Quantität Oeffentlichkeit verschlucken lasse. Suchen Sie unterdessen für ihre Handlungsweise nach einer Beruhigung, so will ich Ihnen großmüthig auch diese an die Hand geben. Mögen Sie ihre Beruhigung darin finden, daß Sie wieder eine Illusion vernichtet und dem Volk eine große Lehre gegeben haben. Sie haben ihm gezeigt, daß die Politik, welche so lang mit ihm gespielt hat, an den Symptomen anzulangen beginnt, wodurch die Geschichte das Nahen ihrer großen Entscheidungen zu markiren pflegt, denn wo auch die Justiz sich zum Werkzeug der Gewalt herabwürdigt, da ist die letzte moralische Kraft des Systems gebrochen, da bröckeln die Zeichen herab, daß der Wurm der moralischen Verderbniß sein Werk zu vollenden, sich bis ans Ende durchzufressen im Begriff ist.

Meine Herren! Ein Bißchen Verfolgung und schlechte Justiz gegen meine Person kann mich nicht bewegen, meinen Grundsätzen oder Ueberzeugungen untreu und aus einem Gegner der Revolutionstheorie ein Anhänger derselben zu werden.*) Eben so verleugne ich nach wie vor mein persönliches Glaubensbekenntniß und schließe mich in

---

*) Das hat sich geändert und mußte sich voraussichtlich ändern.
Anmerk. des Correktors.

der Praxis z. B. denen an, die in Preußen noch am Fuß des Konstitutionsberges keuchen, suche nach Kräften die Hand des Bestehenden oder Gewordenen als dienstfertiger Gehülfe auf dem Weg zum Werdenden festzuhalten und kann nur die Unheilbaren als Feinde der Freiheit entschieden verwerfen. Aber dennoch gestehe ich Ihnen, daß die Politik, welcher Sie gehorchen, von Tag zu Tag mehr Hoffnung hat, nicht bloß mich, sondern auch eine Menge anderer Anhänger eines „gesetzlichen" oder humanen Fortschrittes, wenn nicht in ihrer Theorie wankend, so doch ihre Theorie überflüssig zu machen, und daß die Erweiterung der Glaubensbekenntnisse auf erfreuliche Weise zunimmt, so daß sich die Schritte mit der Zeit von Tag zu Tag werden vergrößern lassen. Indem ich Ihnen dieß gestehe, damit Sie es bei geschlossenen Thüren geziemend in Berathung nehmen, zitire ich Ihnen folgende, auf Preußen sich beziehende Worte eines berühmten Schriftstellers, die Ihnen am Besten andeuten werden, wie spät es an der Zeit ist: „Wohl ist es eine sträfliche Thorheit, mit Revolutionen zu drohen, als sei es von kurzweiligem Theaterschrecken, den man wohl für den Effekt brauchen könnte. Die Völker haben andere Mittel, als die plumpe Gewalt, gelernt, ihre Rechte zu wahren. Gegen ihren Haß mag sich z. B. eine Regierung eine Zeit lang halten, gegen ihre Verachtung auf die Länge nimmermehr."

Meine Herren! Nachdem ich plötzlich Ihrer Zensur und ihrem Landrecht entlaufen bin, gedenke ich nicht von meiner neuen Freiheit unwürdigen Mißbrauch zu machen. Sie werden mir daher das Zeugniß geben, daß ich mich, auch ohne Rücksicht auf den §. 151, möglichst gemäßigt habe, und sogar mitunter noch immer „wohlmeinend" gewesen bin. Zum Schluß nehme ich Ihre Aufmerksamkeit nur noch für einen Gegenstand auf kurze Zeit in Anspruch. Es ist der folgende Steckbrief, den Sie den

gerichtlichen Akten einverleiben mögen, zumal da die Andeutungen dazu schon in meinem Buch, über die Büreaukratie werden zu finden sein. Ich erwarte, daß die zensirten Zeitungen ihn ebenfalls mittheilen und ihn mit dem Kommentar ihrer unerschöpflichen Loyalität begleiten werden.

III.

Steckbrief.

„Die der Verspottung der Moralgesetze und des ewigen Rechts durch schamlosen Wortbruch und „mittelbar" der beleidigten Volksmajestät, so wie der Konspiration gegen den freien Geist der Menschheit beschuldigte preußische Politik „hat sich der gegen sie eingeleiteten Untersuchung" durch öffentliche und geheime Zensurinstruktionen, so wie durch heimliches Gerichtsverfahren „entzogen." „Indem ich deren Signalement hierunter mittheile, ersuche ich sämmtliche resp. ehrliche Leute, auf dieselbe zu vigiliren," und, wenn sich sonst kein geeignetes Tribunal darbieten sollte, „dieselbe mir vorführen zu lassen." Ich rechne dabei auf Wahrheit und Gewissenhaftigkeit, besondes bei Mittheilungen von Thatsachen, da es nicht darum zu thun und zugleich unnöthig ist, die Beschuldigte durch Unwahrheiten und Verleumdungen zu graviren.

Signalement:

Größe: Keine.

Alter: Da sie sich schminkt, hält man sie in der Regel noch für ziemlich jung und glaubt, daß sie erst am 22. Mai 1815 geboren sei; sie ist indeß weit älter und die Zeit ihrer Geburt fällt in das vorige Jahrhundert. Aber im Jahre 1815 legte sie den Hauptgrund zu ihrem Ruf.

Geburtsort: Der Eine glaubt, sie sei in Wien, der Andere, sie sei in Petersburg geboren. Sie ist indeß eine

echte Berlinerin, und in Wien und Petersburg wohnen bloß ihre Pathen und Schwestern.

Religion: Die schlechteste von allen, nämlich protestantischer Jesuitismus. Dieser Jesuitismus fügt dem Prinzip des katholischen, die Mittel durch den Zweck zu heiligen, noch das Kunststück hinzu, den Zweck durch die Mittel zu heiligen. Er dient nicht angeblich „Gott" mit Hülfe des „Teufels," er dient wirklich dem „Teufel" mit Hülfe „Gottes." Um den Schein, sein Alles und sein Höchstes, zu retten, ist er im Stande, das Blut unter dem Henkerbeil sogar mit dem Altarkelch aufzufangen.

Aeußeres: Sie erscheint in der Regel als evangelischer Pfaffe in Soldatenuniform gekleidet und „pflegt stets" außer dem Korporalstocke, der einen deutlichen Ansatz zum Knutenstiel hat, einen Kirchenschlüssel „zu tragen", der aber zugleich ein Kerkerschlüssel ist.

Besondere Kennzeichen: Dieser besonderen Kennzeichen hat sie eine besondere Menge. Mehrere derselben hat sie zwar mit Andern gemein, aber selbst diese tragen einen besonderen Stempel, namentlich den Stempel der oben besagten „Religion."

Ihr Hauptkennzeichen ist ein verdeckter, aber dennoch an seiner charakteristischen Eigensüchtigkeit sofort erkennbarer Despotismus, welcher zugleich ihr höchstes Prinzip bildet. Dieser Despotismus, in seiner obersten, verhüllten Spitze nur auf Herrschsucht, Streben nach Macht und eitle Verherrlichung eines Hauses und dessen Dienerschaft hinauslaufend, soll von einem neuen norddeutschen Kaiserthum, in Verbindung mit einem weltlichen teutschen Papstthum, und derartigen Dingen träumen, ja er soll sogar in diesem Traume mit seinem würdigen Bruder in Petersburg, der ihm mit seinem griechischen Papstthum als Vorbild vorleuchtet, ein geheimes eventuelles Theilungskomplott gegen Teutschland gesponnen haben, dessen Verwirklichung auf

den Verfall der Türkei und die damit zusammenhangenden Verwicklungen, Hülfeleistungen und Ausgleichungen wartet. Deßhalb hält sie auch die Hand vor das Gesicht, sobald man Russisch spricht, und bittet ganz höflich durch Vermittlung der Polizei, man möge diese Sprache nicht zu laut sprechen. Oesterreich, das glücklich-unglückliche Oesterreich, kennt diesen Plan und ist nicht damit einverstanden, da es bei seiner auflösungssüchtigen Beschaffenheit nicht recht weiß, wie es sich ihm, etwa als katholisches Papstkaiserthum, anschließen oder sich davor schützen soll; aber dennoch hat es mit den beiden Kontrahenten, bei der innern Politik in den Hauptsachen von gleichem Prinzip ausgehend, eine auf Gegenseitigkeit gegründete Assekuranz des Despotismus geschlossen, welcher die sonstigen teutschen Gehülfen aus Schwäche oder aus Blindheit oder aus Egoismus fleißig in die Hände arbeiten. Um einstweilen eine bequeme Polizeiexistenz zu fristen, lassen diese den sogenannten teutschen Bund statt zu einem einigenden Mittelpunkt von Rechten, zu einer bloßen Polizeianstalt herabwürdigen, welche die besagten Gebieter mit Hülfe durchtriebener Diplomaten benutzen, so lange sie dient, und umstoßen können, wenn die Zeit gekommen ist, um ihre Plane durchzusetzen und die bedenklich überhandnehmende Zahl ihrer Prinzen unterzubringen.

Ihr oberstes Prinzip im Auge, sucht Inkulpatin der Verwirklichung desselben einstweilen auf friedlichem Wege und in der Stille fleißig vorzuarbeiten und bedient sich dabei namentlich des Aushängeschildes der teutschen Nation und der teutschen Einheit. So hat sie denn auch einen Zollverein geschaffen, der zwar Teutschland mannigfache Vortheile bringen kann, dessen oberste Leitung sie aber in der Hand zu halten weiß und der ihr in gutmüthiger Untergebenheit die bedenkliche Macht zur Vertretung der materiellen Interessen Teutschlands überliefert, ausgenommen

z. B. Hannover, dessen Despot die Berliner Gehülfin früher benutzte, um seine Plane durchzusetzen, zugleich aber die Schlaue, die ihn zur politischen Nivellirung ihres künftigen Zuwachsgebiets zu gebrauchen glaubte, mit englischem Scharfblick durchschaut hat und jetzt im Stich läßt. Den Zollverein gedenkt sie in einer Zeit, wo eine Begünstigung der materiellen Interessen den Kaufpreis für alles Mögliche bildet, zugleich als Förderungsmittel ihrer äußeren Politik zu benutzen und es würde in ihren Augen immer als ein guter Handel erscheinen, wenn sie z. B. durch eine Modifikation eines Postens im Zolltarif die Ausweisung unbequemer Schriftsteller erlangen könnte.

Ihre Berechnung stellt sich vor, daß, wenn sie einmal als nominelle oder als wirkliche Vertreterin der teutschen Einheit gelte, aus der teutschen später leicht eine preußische Einheit werde zu machen sein. In dieser Berechnung fungirt sie nicht bloß als Leiterin des Zollvereins, sondern sie sucht auch dem übrigen Teutschland immer wieder von Neuem den bereits traditionell gewordenen Glauben einzuimpfen, daß sie zum Schutze desselben ein Land voll Bajonnete unterhalten müsse. Und die Dummheit der nationalen Hohlköpfe ist stets bereit, diesen unseligen Glauben aufzunehmen und zu verbreiten. Nebenher wird das nationale Aushängeschild mit romantischem Schmuck ausstaffirt, damit den poesielosen Stützen des Zollvereinsmaterialismus und des Gamaschenheldenthums der umnebelnde Reiz der Gemüthsseligkeit nicht fehle. So hat man denn auch, auf die bewährte Dummheit des Michelthums rechnend, sogar in dem ~~guten~~ Kölner Dom einen Anknüpfungspunkt für nationale Einheitssympathieen auf preußischem Boden zu schaffen gedacht. Und aus dem ganzen Teutschland ist der dumme Eifer der Romantik zusammengelaufen, um in den Dombausteinen neue Grabsteine für den politischen Verstand zusammenzutragen. Die guten Teutschen bedachten und

bedenken noch immer nicht, daß die teutsche Einheit einzig und allein aus der teutschen Freiheit hervorgehen kann und daß sie bis dahin nur besteht in der teutschen Polizei einerseits und der teutschen Dummheit anderseits.

Die Berechnung der Inkulpatin legt es darauf an, an Bildung, Aufklärung, kurz an geistigem Element immer so viel im Lande „unter den Fittichen (d. i. den Klauen) des Adlers" zu erhalten, daß Preußen durch seinen geistigen Schein zwischen den übrigen Bundesstaaten als Mittelpunkt zu figuriren geeignet bleibe; niemals aber läßt sie das geistige Element zu einer wirklichen und selbstständigen Macht werden, damit es nicht dem Egoismus, der es benutzt, über den Kopf wachse und ihn in den Dienst des Volks oder der Menschheit hinabzwinge. Sie würdigt den Geist herab, indem sie ihn zu heben scheint; sie kokettirt mit ihm, indem sie ihn in Ketten schlägt. In derselben Berechnung sucht sie ihre ganze Maschinerie, in welcher jede moralische Kraft avilirt wird, mit einem moralischen Firniß anzustreichen und galvanisirt in steter Bemühung mit den Mitteln der durchtriebensten und despotischsten Saatsmedizin die Leiche ihrer Korruption in ein moralisches Scheinleben hinein, bis — der Galvanismus seine Wirkung verliert und die Leiche auseinanderfällt.

Trotz dem Schein äußerer Perfektion, den sie ihrem Werk mit Hülfe ihrer zahllosen Werkzeuge zu geben gewußt hat, beginnt ihr doch mit der Zeit bange vor demselben zu werden, da sie auf ihrer Seite jede innere Kraft angefressen oder vernichtet fühlt und es ihr nicht gelingen will, diese Kraft auf der andern Seite ebenfalls zu vernichten. Sie sucht daher, so weit sie kann, auf dem Wege der scheinbaren Transaktion oder der Ueberläuferei zwischen beiden eine Brücke zu erbauen. So hat sie es verstanden, sich für den Augenblick sogar den Anschein

eines „sozialistischen“ Mittelpunkts zu verschaffen, indem sie, dem Andrang einer aus den untern Staatsschichten hervorbrechenden Macht zuvorkommend, sich durch das Mittel künstlich hervorgerufener Scheinvereine für die untern Klassen an die Spitze jener Macht zu schleichen suchte, um den Gegner an der Hand büreaukratischer Vermittler und dienstwilliger Kommerzienrathsnaturen in ihr eignes Lager herüberzuspielen. Sie hat damit im Grunde nichts gewonnen, sondern nur eine neue Gelegenheit zur Enttäuschung derer geschaffen, die noch etwa glauben, als Werkzeuge einer egoistischen Gewalt einen bürgerlichen oder menschlichen Selbstzweck erreichen zu können.

So wie durch jene Vereine, sucht sie auch durch andere Puffer oder elastische Einschieber, so lang es gehen will, den äußern Konflikt mit dem Volk oder der Welt zu verhüten oder zu brechen. Besonders wendet sie hierzu ein zur Schau getragenes untergeordnetes Wohlwollen an, welches in einzelnen Fällen der kranken Volkshoffnung einen Ermunterungsbissen zuwirft, aber das Rechtsgefühl immer auf Wasser und Brod zu erhalten weiß, so daß es weder recht verzweifeln noch sich erholen kann. Dieß Wohlwollen versteigt sich niemals zu einem Rechtswollen und giebt nur da, wo es entweder Almosen der Gnade austheilen oder das Gegebene in jedem Augenblick wieder zurücknehmen kann. Nur auf Zins, den Zins der Dienstbarkeit zu den Gewaltzwecken, wird dem Volk Etwas gegeben; aber man läßt es nie so weit kommen, daß es, auf wirkliche, festgestellte Rechte gestützt, sagen könnte, es lasse sich nicht zu Zwecken gebrauchen, die außer ihm selbst liegen. Nach dem Wohlwollen der Gnade muß es geizen und von dessen Beleidigung den Zorn des Himmels fürchten lernen. Deßhalb darf es auch keine Inkonsequenz darin erblicken, wenn die Sammtpfote des gnädigen Wohlwollens, von der es heute gestrichen worden, morgen ihre

Krallen enthüllt; und es kostet dem gnädigen, goldverschleudernden Wohlwollen keinen einzigen Scrupel, wenn es Menschen, die es trotz den aufgehäuften, dem Volk abgepreßten Millionen heute nicht für gut befunden hat, vor dem Hungertode zu schützen, mit Flintenkugeln kalten Bluts aus seinem Bereich erlöst oder dem Wohlwollen des Büttelstocks überliefert. Und ist diese Wohlthat vollbracht, so schreit man, daß alle hungrigen Magen vor Freude zittern: „den Webern soll und muß geholfen werden.“ Darauf schleudert man Tausende für elende Opern und dergleichen Nichtswürdigkeiten zum Fenster hinaus und die Weber hungern und zahlen Steuern wie zuvor.

In ihrer Berechnung kultivirt Inkulpatin nichts so eifrig, als den „Glanz des Hauses“ und den Nimbus des Absolutismus. Für ihn hat sie ungezählte Millionen übrig, trotz den schlesischen Webern, denn ohne ihn würden die schlesischen Weber — keinen Schutz mehr haben. Für ihn ist Alles bestimmt, auf ihn ist Alles berechnet. Sie stuft ihn, außer in den, mittelst der eigentlichen Staatseinrichtungen geschaffenen Stützen, dem Soldatenthum und der Büreaukratie, nebenbei besonders in dem Adel ab, welcher sich gleichsam wie ein romantischer Feudalschweif durch das Land hinunterziehen soll. Außerdem sucht sie die preußischen Könige, und wären sie gefühllose Tyrannen und Thiernaturen, unter die Götter zu erheben und ihre Sünden durch Strafgesetze zu schützen, damit der „Glanz des Hauses“ nicht getrübt werde und würdig für das zukünftige Kaiserthum bleibe. Was ihre sonstigen Nebenmittel betrifft, so ist sie namentlich stark in der Erfindung und Einführung stehender Redensarten, die nichts bedeuten, aber bei den gedankenlosen Gewohnheitsmenschen eine bannende Wirkung ausüben. So spricht sie u. A. sehr viel von den „Rechten der Krone,“ als ob es für eine „Krone“ andere Rechte geben könne, als diejenigen,

die ihr das Volk giebt und die sie im Namen des Volks ausübt. Unter ihren „Rechten der Krone“ benutzt sie keins fleißiger, als das Recht, die Narren und die Sklaven mit Orden zu brandmarken. Sie führt sogar jährlich große Ordenskomödien auf, in welchen Prinzen und Prinzessinnen als Statisten und Figuranten mitspielen, und wenn sie bei diesen „Festen“ ihre Knechte mit frischen Sklavenbändern behängt hat, läßt sie zum Nachspiel ein feierliches „Tedeum“ abhalten, um der Welt zu beweisen, daß es keinen Herrgott gebe, denn gäbe es einen, er hätte längst alle seine Ungewitter über solche nichtswürdige Komödien losgelassen.

In ihrer Berechnung begünstigt Inkulpatin unbeschadet ihrer berühmten Intelligenz und Aufklärung die religiöse Verfinsterung, wo sie kann, da sie weiß, daß diese Verfinsterung die mächtigste Alliirte des Despotismus ist. Zugleich aber wünscht sie, die katholischen Verfinsterer, deren Sympathieen sie durch jene Begünstigung zu erregen hofft, im Geheimen zu zersetzen, damit sie sich allmälig, nicht zu Protestanten, sondern zu protestantischen Verfinsterern qualifiziren lernen. Denn nicht um den eigentlichen Protestantismus mit seinen freien Konsequenzen ist es ihr zu thun, da diese der Gewalt in das unbeherrschbare Reich des Geistes entwachsen würden, sondern sie hofft den Protestantismus auf einem nebelhaften Standpunkt, auf welchem Protestanten und Katholiken gleichzeitig neben und durch einander existiren könnten, zu fixiren, damit er nicht die Fähigkeit verliere, ein gouvernementales Mittel des norddeutschen Papstkaiserthums zu sein. In dieser Berechnung täuscht sie sich nun zwar auf eine bedauerliche Weise, da die katholischen Verfinsterer, die etwas Ganzes bleiben wollen, sie durchschauen und ihr unter Komplimenten und Danksagungen einen Machtzuwachs nach dem andern ablocken, aber sie arbeitet doch

für den schlimmsten Fall immer der Verfinsterung in die Hände, mit welcher sich zu jeder Zeit noch ein Pakt schließen läßt, und bleibt möglich, auch in katholischen Ländern, als „Beschützerin des Glaubens."

Inkulpatin ist im übrigen Teutschland überall verhaßt, da man theils eine geheime, ahnende Furcht vor ihr hat und theils das Gemisch, das durch die Verfolgung ihrer geheimen Plane aus ihrem Charakter geworden ist, verabscheut. Sogar teutsche Fürsten schimpfen und spotten über sie, d. h. im Geheimen, und in vielen Gegenden Teutschlands hat sie unter dem Volk das Wort „Preuße" zum Schimpfnamen zu machen gewußt. Dennoch versteht sie ihr Uebergewicht einstweilen zu bewahren, was ihr namentlich dadurch gelingt, daß sie gelegentlich den Schein der Fortschrittsbegünstigung anzunehmen weiß und daß das übrige Deutschland über die Stimmung in Preußen selbst getäuscht wird. Die Preußen selbst, namentlich aber die Rheinländer, deren zwar wenig energischer aber doch offener und gerader Charakter niemals durch das demoralisirende Gift des Berliner Sklaventhums hinlänglich wird korrumpirt werden können, hassen sie im Geheimen wie das Feuer, aber die Furcht vor der Polizei und die in den zensirten Zeitungen sich wälzende Niederträchtigkeit journalistischer Speichellecker lassen die wahre Gesinnung des Volks nicht an das Licht kommen.

Inkulpatin besitzt verschiedene Sonderbarkeiten, die ihre Wurzel ebenfalls in dem obersten Prinzip haben. Unter ihren Sonderbarkeiten zeichnet sich namentlich die aus, daß sie eine leidenschaftliche Freundin von Versprechen ist, daß man aber die meiste Ursache hat, sich vor ihr in Acht zu nehmen, wenn sie von Anfällen dieser Leidenschaft heimgesucht wird. Sie verspricht nichts ohne Hinterhalt, sie thut nichts ohne Berechnung und sie giebt nichts, ohne eine Handhabe zum Zurücknehmen anzubrin-

gen. Wenn man sich unhöflich über sie ausdrücken wollte, so würde man sagen müssen: sie lügt immer. Sie betet und — lügt; sie versichert und — lügt: sie verspricht und — lügt; sie prahlt und — lügt; sie droht und — lügt; sie hält Reden und — lügt; sie glaubt und — lügt; sie vertraut und — lügt; sie schreitet fort und — lügt; sie ist „liberal" und — lügt; sie ist „human" und — lügt; sie weint sogar und lügt. Nur wo sie Feigheit zeigt, wo sie schleicht und wo sie im geeigneten Moment despotisch drein fährt, lügt sie nicht. Ihrer Lügennatur macht natürlich nichts mehr Noth, als die Wahrheit. Wo sie die Wahrheit gar nicht umgehen kann, da sucht sie wenigstens Wahrheit und Lüge zusammenzubringen. Wo man über die Anwesenheit der Inkulpatin zweifelhaft ist, spreche man bloß das Wort Wahrheit aus und man wird sie sofort an ihren Krämpfen erkennen. Sie und ihre beiden Schwestern in Petersburg und in Wien sind die einzigen, welche die Wahrheit auch im Ausland verfolgen. Sie sind die drei Parzen für die Wahrheit und die Scheere dieser Parzen — Schande für Europa! — beherrscht den Kontinent.

Die Sonderbarkeiten und Eigenheiten der Inkulpatin sind bald sehr kurzweilig, bald aber sehr langweilig. Immer indeß verrathen sie als ihren Ursprung eine maßlose Einbildung von dem separaten Beruf und der individuellen Größe des norddeutschen Hegemonenthums, dessen Ausflüsse unter allen Umständen als verehrungswürdig gelten sollen, so wie eine eben so maßlose Geringschätzung des Volks und des Menschengeistes. In England oder einem andern freien Lande würde es niemals der Gewalt in den Sinn kommen können, für persönliche Einfälle und Kuriositäten die Aufmerksamkeit oder gar Betheiligung des Volks in Anspruch zu nehmen. Inkulpatin hält das Volk für einen stets bereit gepflügten Acker, in den sie beliebig

jedes Unkraut ihrer Laune hineinsäen könne. So z. B. ist sie fähig, in einem romantisch gelaunten Augenblick, und zwar außerhalb der Karnevalszeit, plötzlich wie vom Himmel gefallen aller Welt ihren „Gruß zuvor" zu entbieten und dann im Styl der himmlichen Glückseligkeit die Stiftung eines neuen Ordens der schwanenreinen Jungfrau Maria zu verkünden. Alle Welt stutzt, sieht sich verwundert an, zuckt die Achseln und bricht in ein boshaftes Gelächter aus. Darauf zieht Inkulpatin ihre Verkündigung verdutzt wieder ein und sinnt darauf, den Eindruck ihrer romantischen Uebereilung durch denjenigen eines despotischen Machtspruchs zu ersetzen, vor welchem die schwanenreine, zarte Jungfrau Maria sich betroffen in ihr Mirakelnkabinet zurückzieht.

Dieß eine Probe von ihren kurzweiligen Sonderbarkeiten. Zu den langweiligen gehören z. B. folgende. Sie „legt ihr Haupt ruhig in den Schooß jedes Unterthanen" und läßt dabei vor lauter Vertrauen die „Unterthanen" Tag und Nacht mit Polizei, Zensur und allen möglichen Hetzmitteln verfolgen. Wenn aber gar eine Stube voll „Unterthanen" zusammentritt, um den „Schooß" zu erweitern, so haben die Getreuen gleich eine Revolution im Schilde. Ein andres Beispiel ist dieses: Sie schreit bei jedem Festessen und bei allen sonstigen Gelegenheiten „Vorwärts!" wie der Marschall Blücher, und sucht dann vor lauter Fortschrittsdrang den Staatswagen aus Leibeskräften in den Weg der feudalistischen Willkühr und des mittelalterlichen Obskurantismus zurückzuschieben. Ferner: Sie nimmt den Reichszepter in die Hand, läßt die große Trommel des „Unterthanen" — Konvents rühren und droht allen Bösewichtern groß und klein, daß sie „Gerechtigkeit üben werde ohne Unterschied der Person." Darauf läßt sie die verhungerten Gerippe der Armen mit Flintenkugeln zusammenschießen, weil sie sich an den Meubles ihrer

Vampire vergreifen, und die adelichen Kannibalen frei ausgehen, nachdem sie ihre Sklaven zu Tode geprügelt oder die Liebhaber ihrer Hasen dutzendweise haben niederschießen und gleich Holzblöcken haben verbrennen lassen. Ferner: Sie legt ihre strenge Moralität durch Abschaffung der Hurenhäuser an den Tag und demoralisirt gleichzeitig auf alle erdenkliche Weise ein ganzes Volk. Auch gehört folgender Einfall hierher: Sie bemerkt, daß ihre „getreuen Unterthanen" an einer bösen Leidenschaft, am Neide laboriren, indem sie nämlich die Belgier oder Engländer oder Nordamerikaner um ihre freie Verfassung beneiden. Da diese Leidenschaft total unchristlich ist, so beschließt sie, dieselbe mit einem Mal völlig zu heilen. Sie beruft daher „Ausschüsse" aus den omnipotenten Provinzialständen nach Berlin, läßt ihnen sehr gnädig ein Schloß vor den Mund hängen und verkündet ihnen zum Beweise des allergnädigsten Vertrauens, daß sie zu schweigen hätten, bis sie gefragt würden.

Um diesem psychologischen Signalement noch ein Wort über die sonstige Beschaffenheit der Inkulpatin hinzuzufügen, so sei bloß bemerkt, daß sie in ihren halbslavischen Zügen eine große Disposition zu bedenklichen Krankheiten verräth. Besonders soll sie stark an zwei fatalen Uebeln, nämlich an dem Verrath Polens und an dem Wortbruch von 1815 laboriren. Manche Aerzte erklären diese Uebel für unheilbar und wollen daraus die Auflösung der Patientin prophezeien.

Dieß kurze Signalement macht Anspruch darauf, naturgetreu und mit mäßigen Farben gezeichnet zu sein. Es wird einstweilen hinreichen, um diejenigen, welche Inkulpatin bisher nicht genauer in's Auge gefaßt hatten, auf dieselbe fernerhin aufmerksam zu machen. Da von ihrem Betragen so sehr Vieles bei dem teutschen Fortschritt abhängt, vigilire man unabläßig auf sie und lasse

ihr keine Ruhe, bis sie gebessert oder vernichtet ist. Wir haben uns alle einer sündhaften Trägheit anzuklagen, daß wir im Sicherheitsdienst der Menschheit nicht eifriger darauf bedacht gewesen sind, jene hochmüthige und heuchlerische Gewalt, die für uns Alle nur Knechtsdienst und Polizei übrig hat, endlich in den Bereich unserer Polizei zu bringen. Es wird sich zeigen, welche Polizei die wirksamste ist. Das Bollwerk, welches die Politik hinter der Nothwendigkeit der Regierungsautorität findet, stürzt zusammen, wenn diese Politik, die höchsten aller Rücksichten, die Rücksichten auf die Rechte des Volks und den Geist der Menschheit verlachend, sich selbst alles Anspruchs auf Rücksichten für baar erklärt. Sie stehe fortan, wo es nur Freunde der Freiheit und der Wahrheit gibt, unter Polizeiaufsicht. Und reichte der Arm ihrer Verfolgung bis an das Ende der Welt: bis an das Ende der Welt, so lang unser Mund eine Stimme hat und unsre Hand eine Feder führen kann, müssen wir es ausrufen und wahrhalten, daß ein Narr ein Narr und ein Despot ein Despot und ein Lügner ein Lügner und ein Schurke ein Schurke ist und hätte er seinen Sitz zwischen Donner und Blitzen aufgeschlagen.

Greifen wir in den Köcher unserer Kraft und langen wir den Schild unseres Bewußtseins hervor! Beim ewigen Geist der Menschheit, es muß, es kann, es wird anders mit uns werden!

Ihr Millionen alle, die ihr heute wie gestern und morgen wie heute gesenkten Blicks und bebenden Herzens unter der Zuchtruthe eurer Dränger daherschleicht und nur mit zagendem Schaamgefühl an eure freigeborene Menschennatur die Frage richten könnt, für wen ihr eigentlich in der Welt seid, ihr müßt, wenn noch ein Fünkchen von Freiheitsstolz in eurem Herzen glüht, euch die aufstachelnde Antwort geben, daß ihr besser im Mutterschooß erstickt

wäret, als an die freie Luft des unendlichen Weltenraums hervorgetreten, nur um in jedem Moment eures Daseins willenlose Werkzeuge fremden Willens, fremder Plane, fremden Eigennutzes zu sein. Ihr seid es! Ihr habt eure Existenz, um nicht zu existiren; ihr habt das Pfund eures Lebens auf Zins verschrieben und der Zins ist Sklaverei. Ihr eßt euch satt, so weit euch das Loos begünstigt, und tröstet euch mit polizeilich zugemessenem Vergnügen. Das ist euer Lebensglück, daß ist euer Menschenthum und — ein zweites Leben gibt es nicht, in welchem ihr die Sünden eurer Erniedrigung gut machen könntet. Nachdem ihr ohne euren Willen gefesselt seid, laßt ihr euch freiwillig vernichten. Wie das Opferthier unter das Schlachtmesser, so beugt ihr gutwillig euer Haupt unter den Zwang, der euch entmenscht. Ihr opfert euch nicht für euch, nicht für eure Kinder, nicht für den Staat, nicht für die Menschheit; ihr opfert euch nur für die Gewalt, die gerade das von euch ausscheidet, was euch zum Menschen macht, und nur das an euch braucht, was ihr durch das Thier könnet remplaciren lassen. Ihr laßt euch mißbrauchen von einer Politik, die der Geringste unter Euch an Werth überragt, sobald er das Selbstgefühl des freien und sittlich gewillten Menschen in seinem Bewußtsein sammelt. Ihr dient einer Macht, welcher ihr befehlen könnt, ihr respektirt eine Politik, die ihr verachten müßt. Ihr nehmt mit sklavischem Danke täglich an, was längst euer Eigenthum ist und was aufgehört ein Gut zu sein, wenn man die Gnade hat, es euch zu geben; ihr laßt euch lothweise schenken, was man euch zentnerweise zahlen muß; ihr laßt mit euch spielen und ihr wißt es, ihr laßt euch belügen und ihr wißt es, ihr laßt euch betrügen und ihr wißt es, ihr laßt euch vernichten und ihr wißt es. Eine Politik, die sich lächerlich macht, wo sie nicht den Muth hat, sich verhaßt zu machen, die sich verhaßt macht, um sich von der

Lächerlichkeit zu erholen, und die ſich endlos verächtlich macht, um zu jedem Preis ihre verrottete Exiſtenz zu friſten — eine ſolche Politik kann ihrem Grabe nicht mehr fern ſtehen und ſollte ſie auch das hochmüthigſte Vertrauen in ihre Lebensdauer zur Schau tragen. Und mit dieſer Politik wolltet ihr länger an Verächtlichkeit rivaliſiren, indem ihr fortfahrt, euch ihr zu opfern? Man ſtatuire ein Welterempel an dieſer unheilbaren Politik, man ordne einen univerſalen Leichenzug für ſie an und bereite ihr ein Grab, das ihrer würdig iſt: man begrabe ſie unter der Verachtung des Volks und der Welt.

Oeffentliche Dankadresse

teutscher Preußen

an die Herren

v. Itzstein und **Hecker.**

Ohne Zweifel, meine Herren, werden die freisinnigen Bürger preußischer Städte, namentlich diejenigen von Berlin, Königsberg, Köln u. s. w. Takt und Muth genug haben, um Ihnen ihre Sympathie durch Adressen auszudrücken und auf diese Weise einigermaßen den Schimpf wieder gut zu machen, den Ihnen unsere russifizirte Regierung angethan hat.

Unsre Adresse ist kein Ausdruck der Sympathie; diese ist Ihnen zu bekannt, als daß unsrerseits eine erneuerte Versicherung derselben erforderlich wäre. Was wir Ihnen hiermit überreichen, ist eine Dankadresse. Wir danken Ihnen dafür, daß Sie unserer vielgepriesenen Regierung eine eklatante Gelegenheit gegeben haben, ihre wahre Gesinnung an den Tag zu legen.

Meine Herren, wir sind Freunde der Aufrichtigkeit. Aus diesem Grunde empfinden wir mitunter gegen die

russische Regierung nicht mehr Antipathie, als gegen die unsrige. Die russische Regierung ist aufrichtig. Sie verschmäht es, sich mit einem vermittelnden oder beschwichtigenden Schein liberaler Tendenzen zu umgeben, sie heuchelt keine Sympathie für den Fortschritt und lügt keine Passion für Humanität. Sie weiß, was sie der Ehre des Despotismus schuldig ist, und kompromittirt ihn nicht durch liberale Täuschungen. Sie stellt nichts in Aussicht, weil sie nichts geben will, und sie will nichts geben, weil es ihr nicht gefällt, und es gefällt ihr nicht, weil sie nicht scheut, etwas Ganzes, eine Despotin von reinem Wasser zu sein. Sie trägt nicht die Knute der Barbarei unter dem Rock der Liberalität versteckt, sie scheut das Rasseln ihrer Sklavenketten nicht und umwickelt das Henkerbeil für die Freiheit nicht mit dem Lügenflor eines feigen Wohlwollens. Sie spricht das letzte Wort ihres Herrscherwillens unumwunden aus und jeder, der nordasiatische Geographie studirt hat, weiß sofort, wo und wie er mit ihr daran ist. Sie diktirt ihre Gebote offen auf dem Kirchhof, und Jeder weiß, daß ihr erster Adjutant der Todtengräber ist, der ihrem Willen Respekt zu verschaffen weiß, wenn es Einem einfallen sollte, ihn zu verkennen. Dieß, meine Herren, ist aufrichtig gehandelt. Ein Henker darf keine sentimentale Scheu vor Menschenblut an den Tag legen und einer russischen Regierung ist es würdig, daß sie das Schwert des Despotismus ohne Scheide trägt.

Ganz anders tritt unsre preußische auf. Sie hat im Grunde denselben guten Willen, wie die russische, aber sie hat nicht denselben Muth, ihn auszusprechen. Sie hat das Russenthum kultivirt und kleidet den russischen Text des Despotenkanon in eine verhüllende Umschreibung ein. Sie treibt das Russische Berlinisch. Sie möchte die Welt gern glauben machen, daß sie leidenschaftlich verliebt in den Fortschritt sei, während sie im Geheimen auf das

Eifrigste die Fesseln des Rückschritts schmiedet, und sie legt dem Volk die eine Hand mit väterlichem Wohlwollen auf das Haupt, während sie es mit der andern zwickt und abstriegelt. Sie hat nicht den Muth ihres Systems; sie verläugnet ihre Grundsätze, indem sie sie anwendet, und verdeckt ihren Willen, wenn sie ihn in Vollzug setzt. Sie sucht das Volk durch Hoffnungen zu ködern, um es vom Handeln abzuhalten, und buhlt um Vertrauen, wo sie weiß, daß sie es am wenigsten verdient. Sie gibt Versprechen, um unbeläſtigt von dem ehrlichen Glauben des Volks zu zehren, und geht sein Glaube zu Ende, so sucht sie es über ihr Versprechen zu belügen. Sie hat große Uebung in der Kunst der Heuchelei und unser Volk eine eben so große Uebung in der Kunst, sich bethören zu lassen. Meine Herren, unser Volk ist zwar auf gutem Weg, eine Einsicht in das Treiben derer zu erlangen, die ihm so übel mitspielen, aber es ist zum größten Theil zu charakterlos, um mit seiner Einsicht sein Handeln in Uebereinstimmung zu bringen. Ein Paar liberale Phrasen und einige verlogene Zeitungsartikel sind im Stande, es die überzeugendsten Erfahrungen wieder vergessen zu machen, und es sieht seinen Betrug von heute nur ein, um sich morgen von Neuem betrügen zu lassen. Bedenken Sie, was diesem Volke seit fünf Jahren schon vorgespiegelt worden, und wie oft sein überloyales Vertrauen auf die unendliche Weisheit und Liberalität seines „angestammten Herrscherhauses" schon betrogen worden ist. Deshalb war es gut, daß Sie nach Berlin kamen, um dem Volke auch nach einer Seite hin die Augen zu öffnen, wohin es bis jetzt die größte Blindheit bewiesen. Ihre Ausweisung ist zunächst als eine Vorrede zu den nächsten Landtagsabschieden zu betrachten, von welchen das loyale Vertrauen auf das „angestammte Herrscherhaus" noch an manchen Orten Zusicherungen erwartet, die selbst einen Deputirten der ba-

dischen Opposition überraschen könnten. Sodann aber ist Ihre Ausweisung ein Kommentar zu dem eifersüchtigen Streben nach „teutscher Einheit," als deren Vertreterin sich unsere russenfreundliche Regierung mit so großer Ostentation der Welt vorgestellt hat. Wir loben unsere Regierung wegen dieser Ausweisung. Sie ist dabei zum ersten Mal ganz aufrichtig gewesen, sie hat zum ersten Mal ohne Paraphrase ihre Herzenssprache, nämlich Russisch gesprochen. Der Minister von Arnim, der getreue Exekutor der preußischen Reaktion und würdige rechte Arm des preußischen Zaaren, hat eine Petersburger Dekoration verdient, indem er eine so seltene Probe von den Fortschritten der russischen Propaganda ablegte, und damit kein Verdienst dabei unbelohnt bleibe, wünschen wir selbst den Offizianten nicht übergangen, welcher den russischen Muth hatte, Ihren grauen Haaren, Herr von Itzstein, in Ihrem Schlafzimmer seinen Säbel entgegenzuhalten. Eine solche Sprache, meine Herren, ist aufrichtig und darum löblich. Unsere Regierung beginnt zu zeigen, daß sie auf dem Wege ist, sich russischen Muth anzueignen. Nach der abgelegten Probe ist von ihr noch viel zu erwarten, denn wer es wagt und vollbringt, auf nicht mehr als einige hundert tausend Polizeidiener und Flintenträger gestützt, einen siebenzigjährigen Greis in einem Tage bis über die Landesgränze zurückzudrängen, der liefert den sprechendsten Beweis, daß er nicht weniger Selbstvertrauen als Stärke besitzt. Wer weiß, ob nicht auch die französische Deputirtenkammer durch ihre Bewilligung für die Bastillenarmirung diesen Muth unterstützt hat, denn die Kourage der teutschen Reaktion wohnt jenseits des Rheins wie jenseits des Niemen.

So wie wir, verehrte Herren, muß Ihnen das ganze preußische Volk dankbar sein. Dieses gute Volk steht schon seit Jahren mit offenem Munde da, um sich die verheißene gouvernementale Taube der Freiheit hineinfliegen zu lassen.

Es hat sich auf die versprochene freie Presse gefaßt gemacht und die Henkerei der Zensur metzelt jetzt greulicher als je; es hat sich auf Erfüllung des bereits verschimmelten „königlichen Worts" gefaßt gemacht, und das "königliche Wort" beginnt unterdeß faul zu werden; man hat ihm von Freiheit der Universitäten vorgeschwatzt und die Universitäten sinken täglich mehr zu Abrichtungsanstalten des gouvernementalen Korruptionssystems herab; man hat ihm freie Gemeindeverfassung in Aussicht gestellt und die bevormundete Gemeindewirthschaft versteckt man hinter dem Vorhang des Geheimnisses wie früher; man hat ihm von „teutscher Gesetzgebung" gesprochen und die teutschen Gesetze waren mit dem Stock geschrieben; man hat ihm Aussichten auf Steuererleichterungen gemacht, und zieht zur Vorbereitung für die Ausführung geheimer Plane nach wie vor gehäufte Millionen über das Bedürfniß aus dem Säckel des Volks, und das „angestammte Herrscherhaus" mit seinen Ministern weiß allein, wo sie bleiben; man hat große Gerechtigkeit zur Schau getragen, während die fleißigen Armen im Schweiß ihres abgemagerten Angesichts Steuern zahlen, und die adelichen Müssiggänger nach „wohlerworbenem Recht" unverkürzt ihr Geld vergeuden; man hat vom Schutz der bürgerlichen Sicherheit unter dem Dach des „angestammten Herrscherhauses" gesprochen, während übermüthige Junker in Uniform ungestraft ihre Schutzwaffe zur geselligen Metzgerei gegen die beschirmten „Unterthanen" gebrauchen; man hat die Unabhängigkeit des Richterstandes gepriesen und hängt über das Haupt der richterlichen Justiz das Damoklesschwert der administrativen, um die Richter zu willfährigen Sekundanten der Reaktion zu machen; man hat unter den Salven humaner Redensarten Vereine für die leidenden Klassen stiften lassen, und als sie sich zu wirklichen Vereinen machen wollten, wurden sie verboten; kurz wo sich eine Gelegen-

heit fand, zu heucheln und zu lügen, da hat man geheuchelt und gelogen. Um dem Metier die Krone aufzusetzen, hat man endlich das Volk mit einem Schwall von Begeisterung für die „teutsche Einheit" übergossen und jagt jetzt zur näheren Interpretation die Freunde der teutschen Freiheit aus dem Lande hinaus. So folgte eine Enttäuschung der andern und dennoch ermüdet die Täuschung nicht. Für Alles, verehrte Herren, was in unserem Lande vorgeht, weiß die gouvernementale Lüge eine Beschönigung zu finden. Deshalb war es gut, daß Sie Gelegenheit gegeben haben, die Welt durch eine Thatsache zu belehren, deren Nacktheit man umsonst wird zu umhüllen trachten, eine Thatsache zugleich, welche nicht bloß die zur stummen Zufriedenheit verurtheilten Preußen, sondern auch die übrigen Teutschen und diese am meisten trifft.

Es ist doch eine herrliche Sache um die teutsche Einheit! Man hat gesagt, die teutsche Einheit bestehe bloß in der teutschen Polizei. Wir haben jetzt gesehen, daß auch dieß nicht einmal der Fall ist, denn mit dem Geleitsbrief, den einem die teutsche Polizei am einen Ende des einigen Vaterlandes ausstellt, wird man von der teutschen Polizei am andern Ende aus dem Lande gejagt. Es ist weit, sehr weit gekommen, da, wie es scheint, eine polizeiliche Zusicherung eben so wenig mehr gilt, als ein „Königliches Wort." Sogar die Polizei hat keine „teutsche Treue" mehr. Meine Herren, wo soll das hinaus? Man wird, um sicher zu sein, sich für ein mauvais sujet deklariren müssen. Russische Spione und dergleichen Gesindel reist unter dem Schutz hoher und höchster Sympathieen ungeschoren durch das einige Vaterland umher, um es verrathen zu helfen; ehrenhafte teutsche Deputirte aber werden wie pestbehaftete Eindringlinge über die Grenze gebracht. Es war doch ein guter Einfall, den Kölner Dom zu bauen, mit dessen dießjähriger Einweihungsfeier Ihre Aus-

weiſung ſo hübſch zuſammengetroffen iſt; ohne ihn wäre unſer einheitliches Nationalbewußtſein vielleicht nicht einmal ſo weit gekommen, daß wir uns über ſolche Ausweiſungsaffairen zu tröſten wüßten. Wenn die Ausweiſungspraxis in unſern verſchiedenen Vaterländern allgemein wird, ſo kommt leider der Patriotismus der kleinen Staaten ſehr in die Enge und z. B. der arme Liechtenſteiniſche wird ſich auf ſeine 2½ Quadratmeilen zu beſchränken haben. Hat er damit nicht genug? Warum nicht? Gilt es doch für jeden getreuen „Unterthan" bloß, im Nothfall das „angeſtammte Herrſcherhaus" zu vertheidigen; und genügt ihm dieß nicht, ſo gehe er in's Ausland oder er wende ſeine Liebe dem gemeinſamen Bußtempel teutſcher Einfalt, dem Kölner Dome zu. Meine Herren, wir ſchlagen vor, daß, wenn die Zeiten uns einmal die Mittel in die Hand geben (und dahin wird es kommen), wir die Ausweiſungstheorie auch auf Andre anwenden, die jetzt noch nicht daran denken mögen. Wir dürfen dieſen vorſorglichen Vorſchlag um ſo eher wagen, da wir z. B. in Erfahrung gebracht haben, daß der Kölniſche Dom der teutſchen Einheit ſich nur mit Widerſtreben den preußiſchen Adler auf den Krahn hat ſetzen laſſen und ſehr gut weiß, daß er auf die Dauer eben ſo wenig nach Berlin gehört, wie das Kaſtell zu Neuenburg. Wir glauben eine Zukunft vorauszuſehen, worin das Wort „ſie ſollen ihn nicht haben, den freien teutſchen Rhein" zur Wahrheit wird, aber nach einer andern Seite hin, als wohin er bis jetzt geſungen worden.

Die teutſche Einheit! Worin beſteht ſie noch? Für uns „Unterthanen" bloß in der Beſtimmung, uns einheitlich hudeln zu laſſen und mit eingeſchulter Begeiſterung diejenigen zu beſchützen, die das Hudel-Geſchäft übernommen haben. Mag es hinfort eine zweifache teutſche Einheit geben, nämlich eine unter denen, die da hudeln, und eine

unter denen, die nicht mehr gehudelt sein wollen. Der Kampf dieser beiden Einheiten wird dann hoffentlich eine dritte, eine wahrhafte Einheit erzeugen, nämlich eine Einheit, die eben so wenig hudeln will, als gehudelt sein. Nur durch wohlverstandene teutsche Zwietracht werden wir zu einer wirklichen teutschen Einheit, nämlich auf dem Wege der Freiheit gelangen. Nur im Volk liegt die Einheit der Bestrebungen wie der Interessen; bei den Kabineten liegt die Einheit nur in dem Zweck, das Volk zur Erreichung ihrer besondern Interessen zu mißbrauchen und hin und her zu zerren.

Bis wir es zu einer wirklichen, einer teutschen Volkseinheit gebracht haben, verweist man uns, wie gesagt, auf den teutschen Dom und dann auf den — teutschen Bund. Beide haben wenigstens die Aehnlichkeit mit einander, daß sie Ruinen sind und trotz allen Beiträgen Ruinen — bleiben werden. Mag man darüber denken, wie man wolle, wir unsrerseits glauben eben so wenig an eine Zukunft des teutschen Bundes, als an eine Zukunft des Kölner Doms. Wir würden nur dann an eine solche glauben, wenn wir an einer Zukunft des teutschen Volks verzweifelten. Ja, meine Herren, ein faules, ein schmachvolleres Institut, als dieser teutsche Bund durch die Korruptionspolitik seiner Leiter geworden ist, hat es nicht gegeben, so lange es eine Geschichte gibt! Eine gesetzlich sanktionirte geheime Verbindung der teutschen Kabinete zur Unterdrückung des teutschen Volks unter dem Deckmantel der teutschen Einheit, und nebenbei ein Vehikel zum legitimen Betrug der Verbundenen unter einander — das ist der teutsche Bund! Frankfurt ist die Schmiedewerkstatt, worin die Fesseln für das Volk und die Fußangeln für die Schmiede selbst geschmiedet werden. Wir brauchen zur völligen Bewahrheitung dieses Ausspruchs nicht die Geschichte seit 1815 durchzugehen, wir brauchen bloß auf die

Bekenntniſſe zu verweiſen, welche in den geheimen Aktenſtücken abgelegt werden, Aktenſtücke, die jeder Schulknabe auswendig lernen ſollte, um von Jugend auf ſein Blut mit dem Grimm gegen Menſchen zu verſetzen, welche im Namen Gottes die Schlechtigkeit auf den Thron erheben und auf dem ſyſtematiſch herbeigekünſtelten Ruin aller Volkskraft das Gebäude ihres Egoismus aufführen. Wie weit dieſe Schlechtigkeit geht, davon ſoll die, wenn gleich bereits mehrfach veröffentlichte, preußiſche Denkſchrift vom Jahre 1822, der Kanon der durch und durch verheuchelten preußiſchen Politik, auch am Schluß dieſer Expektorationen wieder Zeugniß ablegen.

Der teutſche Bund! Es geht ihm, wie der preußiſchen Politik. Auch er hat nicht den Muth ſeines Syſtems. Diejenigen, welche ihn bilden und beherrſchen, machen ihn zu ihrer Autorität, um ſich auf ihn zu berufen, um in ihm einen unangreifbaren Sündenbock ihrer Maßregeln zu beſitzen. Sie geben dem teutſchen Bund die Ruthe in die Hand, womit auf ihr Geheiß das Volk geſtrichen wird, um von ſich ſelbſt den Schein der Exekution ablenken zu können. Sie ſündigen durch ihre Geſandten, um ſagen zu können, ſie ſündigten nicht. Sie zeigen ſich im Nothfall bereit, mit der einen Hand etwas zu geben, erklären aber, der teutſche Bund, welcher nichts als die andere Hand iſt, wolle es wieder nehmen. So machen ſie den Exekutor ihrer Schlechtigkeit zugleich zum Schild ihrer Feigheit. Das iſt der teutſche Bund. Und von dieſem teutſchen Bund nimmt das Volk, welches die Koſten zu ſeiner Erhaltung hergibt, nach wie vor Wortbruch, Tücke, Rechtsdiebſtahl, Korruption, kurz Alles, was das Rechtsgefühl zur Empörung treiben kann, mit gläubiger Unterwürfigkeit hin, als komme es von einer göttlichen Autorität. Eine ſolche Macht übt die Rechtswidrigkeit aus, wenn ſie ſich geheim zu machen weiß.

Die schmähliche Behandlung, verehrte Herren, welche Ihnen widerfahren ist, werden sie vielleicht auch bis an den Bundestag bringen. Sie werden es nur thun, um an einem neuen Beispiel zu zeigen, daß es keine Instanz gibt, bei welcher ein teutscher Bürger gegen die Unbilden der teutschen Reaktion Recht finden kann. Daß Ihr Gesandter in Berlin etwas spät aufgestanden, ist darum zu bedauern, weil hierdurch die Gelegenheit genommen wurde, zu zeigen, daß die Berliner Zaarschaft, welche Ihren Regenten nur als Vasallen betrachtet, auf die Einsprache von dessen Vertreter — eine solche Einsprache vorausgesetzt — im geeigneten Fall eben so wenig gibt, als auf die Einsprache eines Deputirten. Und nun der Bundestag? Was würde von dem zu hoffen sein? Selbst wenn Ihr Land besser bei ihm vertreten wäre, als es ist, würde der Bundestag nur sanktioniren, was einer seiner Befehlshaber gethan hat, und statt die teutsche Ausländerei durch ein Gesetz abzuschaffen, würde er die beliebige Ausweisungsbefugniß, dieß kostbare Mittel gegen die Einheitssympathieen — teutscher Freiheit, weit eher vollends legitim machen. Etwas Kammerdebatten, gegen deren weitere Verbreitung die Zensur schon Mittel zu finden weiß, wird man eben so vorübergehen lassen, wie etwas einheitliche zensirte Zeitungsartikel, und das einige teutsche Vaterland bleibt im Einen wie im Andern in bester polizeilicher Ordnung nach wie vor.

Wir hoffen, verehrte Herren, daß mit der Zeit das teutsche Volk in Masse völlig klar über das werden wird, was es von seinen bisherigen Drängern, namentlich aber von den absoluten Regierungen zu erwarten hat. Wir hoffen, daß die Zeiten bald für immer vorbei sein werden, wo die Gewalt von der Schonung und das Volk von der Hoffnung und die Hoffnung vom Vertrauen lebte. Alles Vertrauen, allen Glauben, alle Hoffnungen, deren Keim

nur in dem Boden des Volksherzens schlummern mochte, hat man durch die Bruthitze verlogener Regierungskünste hervorgetrieben, um mit Despotenwonne die jungen Knospen wieder abreißen und den verblutenden Keim unter die Füße treten zu können. Und unser Vertrauen sollte noch immer nicht erschöpft sein? Das Wort Vertrauen muß aus dem Wörterbuch der teutschen Freiheitsfreunde ausgestrichen werden, denn es kann bei ihnen nur die Fähigkeit bezeichnen, sich bis an das Ende der Tage um die Freiheit schmählich betrügen zu lassen. Ein Jeder, der weiß, was er will, schließe seine Rechnung mit der andern Seite völlig ab und richte sein Handeln nur nach den Grundsätzen ein, die man gegen seine Feinde befolgt. Eine Unterhandlung und Vermittlung ist da nicht möglich. Wir müssen die Scheiden unsrer Waffen wegwerfen, um völlig und für immer zu siegen. Wir haben ein eingewurzeltes System uns gegenüber und mit dem unterhandelt man nicht, ihm stellt man ein anderes System entgegen. Die Grundlage dieses Systems ist zunächst die Aufklärung über die Schlechtigkeit des gegenüberstehenden und der Wille, der nicht ablassende Wille, demselben nach Verdienst möglichst viel Unterstützung in der Haltung der Einzelnen wie in der öffentlichen Meinung zu rauben. Benutzen wir jede Gelegenheit, dasselbe in seiner wahren Gestalt zu zeichnen, damit ihm die Mittel der Lüge entrissen werden, durch die es allein noch besteht. Auf dieser völlig rechtlichen Grundlage laßt uns operiren und wir verbinden mit einem guten Zweck zugleich ein gutes Mittel. Wo wir aber Gelegenheit haben, frei zu sprechen, da laßt uns ohne delikate Rücksicht und ohne diplomatische Schonung sprechen, sollte es auch auf Kosten unseres Styls geschehen. Nehmen wir den einfachsten und geradesten Ausdruck, damit wir, was auf der einen Seite durch die zensirte Lügensprache verdorben wird, auf

der andern durch eine wahre Menschensprache wieder gut machen. Schlechtigkeit ist es, was wir zu bekämpfen haben, und Schlechtigkeit soll es auch benannt werden. Wir müssen die Dinge bei ihrem wahren Namen nennen und endlich eine andere Moral einführen, als jene polizeibeherrschte, welche die Welt auf den Kopf stellen will durch Rechtfertigung alles Unrechts und aller Unthaten, die von der waffengeschützten Gewalt ausgehen.

Sie werden es, verehrte Herren, uns nicht übel deuten, wenn wir unsrer Dankadresse ein Ihnen bereits bekanntes Dokument, mit Anmerkungen begleitet, folgen lassen, welches unsern Mitbürgern noch mehr, als es schon geschehen, klar machen wird, an welche zusammenhängende Ursachen diejenige unseres Danks sich anschließt.

Geheime diplomatische Denkschrift

vom Jahr 1822

über die

preußische Politik

gegen das „einige teutsche Vaterland“*).

Die Grundlagen des frühern Syst-ms Preußens, wi: es in Bezug auf die teutschen Reichsstaaten Friedrich II. nach dem Huberisburger Frieden feststellte, und wie solches se tdem im Wesen:lichen bis zum Lüneviller Frieden bestand, haben seit dem Reichs=Deputations=Recesse und dem Wiener Kongresse wesentliche Veränderungen erfahren:

---

*) Diese Bekenntnisse einer schönen Diplomatenseele zeigen, bis zu welch einem System von Kniffen es eine Politik bringt, die nur von den Planen eines Kabinets, statt von den Interessen eines Volkes eingegeben und nicht von dem souveränen Interesse des Volkes selbst, sondern von dem souveränen Ehrgeiz eines dynastischen und diplomatischen Knäuls geleitet wird. Diese Denkschrift, welche noch heutzutage in den Hauptpunkten als Leitfaden der preußischen Politik gelten kann, besteht, wie man es schwarz auf weiß lesen mag, von vorn bis hinten nur aus Heuchelei, Lüge und Jesuitismus der nichtswürdigsten Art. Fast in jeder Zeile predigt sie einen Kniff, und wenn wir diese Denkschrift in die eine, und die neuere preußische Geschichte in die andere Hand nehmen, so finden wir,

1) Durch die Säkulariſirung der geiſtlichen Staaten und die Mediatiſirung der meiſten kleinen Reichsſtände, und die daraus und aus dem Rheinbunde hervorgegangenen Vergrößerungen und beſſere Bewaffnung Bayerns, Würtembergs, Badens, Darmſtadts und Naſſaus.

---

was in der einen mit Worten ausgedrückt iſt, in der andern getreulich in Handlungen überſetzt. Volk! hier ſiehſt du es, nach welchen Grundſätzen für dein Glück geſorgt wird. Wer allein bedenkt, wie viel tauſend Menſchen betrogen, korrumpirt und kaltblütig zu Grunde gerichtet werden müſſen, um eine ſolche Politik durchzuſetzen — was Alles im Namen „Gottes" und des Volkswohls geſchieht — der wird zurückſchaudern und erbeben vor Allem, was Kabinetspolitik heißt. Und dieß iſt die nämliche Politik, welche in neuerer Zeit ſo prahleriſch die „Ehre" an die Spitze ihrer Maximen geſtellt hat und täglich die „teutſche Treue" im Munde führt. Schmach und Verderben über dieſe „Ehre" der Ehrloſigkeit und dieſe „Treue" der Perfidie! Schade nur, daß die Denkſchrift ſich nicht auch über die Beziehungen der preußiſchen Politik zur ruſſiſchen ausſpricht; wir würden ſonſt noch eine Zugabe merkwürdiger Aufſchlüſſe erhalten. Wer ſich durch den Schein des preußiſchen Liberalismus hat täuſchen laſſen, der findet in dieſer Denkſchrift als Auflöſung des Räthſels die klar ausgeſprochene Abſicht, unter dem Schein der Freiheitsbegünſtigung die Freiheit um ſo ſicherer zu untergraben, und den Haupttheil des belogenen **teutſchen** Volks mit dem belogenen **preußiſchen** Volk unter einer preußiſchen Zaarenkrone zu vereinigen. Wer nun alſo der Meinung iſt, daß das Volk um des Volkes willen und nicht um einer Klique hochgeſtellter Betrüger willen exiſtirt, der weiß, wie er die preußiſche (gleich der öſterreichiſchen und ruſſiſchen) Politik zu beurtheilen und wie er ihr zu begegnen hat. Dem wird und muß es zugleich klar werden, daß, wer dieſe Politik wiſſentlich unterſtützt, nicht weniger als ein Volksverräther iſt, ſei er nun ein Schriftſteller oder ein Deputirter oder ein Mann der Regierung. Freiheit, meine Herren, und vor allen Dingen freie Preſſe, oder — ihr ſeid Verräther!

2) Durch die Abtretung der Niederlande und der in Teutschland zerstreuten Besitzungen Oesterreichs, welches dadurch aufhörte, umfassende Macht zu sein, während Preußen durch sein militärisches und politisches Etablissement am Rheine, an der Saar und in Thüringen, nicht allein Nord- und Mittel-Teutschland militärisch umzingelte, sondern sogar mit Süd-Teutschland in unmittelbare Territorial Berührung kam.

3) Durch die Theilung Sachsens.

4) Durch das entschiedene Uebergewicht, welches in Folge der seit 1803 stattgefundenen Umänderungen aller Art das protestantische Prinzip in Teutschland erhielt.

5) Durch das Entstehen einer vorzüglich jetzt von Würtemberg begünstigten Partei, welche, die Grundsätze des Protestantismus übertreibend, die repräsentativen und demokratischen Ideen als Feldzeichen wählte.

Die Folge der ad 1 entwickelten Veränderungen dürfte eine weit größere Beachtung sein, die jetzt in politischer Hinsicht die genannten Höfe verdienen, welche zugleich durch die ad 2 auseinandergesetzten Territorial-Verhältnisse weit unabhängiger, als es früher der Fall war, von Oesterreich geworden sind, während diese letztere Macht gleichzeitig durch die Säkularisationen und Mediatisationen den eigentlichen Kern ihrer Partei in Teutschland verloren hat.

Dagegen hat Preußen durch seine Festsetzung am Mittel-Rhein, durch den Besitz von Koblenz, Saarlouis und Erfurt, und durch seinen Mitbesitz von Mainz allerdings den entschiedensten militärischen Einfluß auf Nord- und Mittel-Teutschland gewonnen, zugleich aber auch durch die Theilung Sachsens und durch seine Abgränzung gegen Westen, welche seine Neider*) nur als die Mark-

*) Das Wort „Neider" ist an dieser Stelle sehr sprechend. Wenn man gegen einen Räuber Vorsicht beobachtet und empfiehlt,

steine seiner künftigen äußeren Gränzen des Reichs darzustellen sich bemühen, den meisten nord- und mittel-teutschen Staaten ein geheimes, schwer auszurottendes Mißtrauen eingeflößt, und im Wesentlichen, wenigstens hinsichtlich Nord- und Mittel-Teutschland, die frühere Rolle mit Oesterreich gewechselt, gegen dessen wirkliche oder vorgeschützte Vergrößerungs-Absichten die meisten Reichsstände damals Schutz bei Preußen suchten.

Die harten Schläge, welche die katholische Partei in Teutschland erfahren hat, sind unbezweifelt ganz im Interesse Preußens*) Wenn Preußen als das Haupt des Protestantismus in Teutschland angesehen wurde und wird, so ist gegenwärtig ganz Teutschland, mit Ausnahme von

---

so sagt der Räuber, man beneide ihn um die durch ihn gefährdeten Geldbeutel. Man sieht, wie es sich bei der preußischen Poli ik schon von selbst versteht, daß ihr Teutschland in die Klauen fallen muß, da sie ihm ganz naiv die Berechtigung abspricht, sich davor zu fürchten, und den Ausdruck solcher Furcht nur auf Rechnung der Neider schreibt. Daß gegen solche russische Inkorporationspolitik sich etwas Anderes sträuben könne, als der Neid, das nimmt sie sich gar nicht einmal die Mühe, als möglich zu supponiren. Daran mag das Volk erkennen, wie viel man nach seinen Wünschen und seiner Meinung fragt. Man setzt ihre Existenz gar nicht einmal voraus. Man glaubt seiner gewiß zu sein, sobald man seiner Regierung gewiß ist, weil das Volk nicht selbst seine Regierungen bilder, sondern als deren Eigenthum betrachtet wird. Volk, frage dein Herz und fühle deine Erniedrigung!

*) Die preußische Politik, Bayern gegenüber, „ist gegeben.“ Bayern muß Preußen als ein Bollwerk, als ein Einschieber gegen Oesterreich dienen, in anderm Sinne, als z. B. Polen zum Einschieber zwischen Teutschland und Rußland zu dienen bestimmt war. Um nun jenen Einschieber, dessen katholische Beschaffenheit ihn dem Vertreter des Protestantismus gegenüber schlecht zu seiner Bestimmung qualifizirt, zu seinem Zweck geeigneter zu machen, mußte man suchen, ihn zu protestantisiren, wozu die Bahn namentlich durch die Heirath einer bayerischen Prinzessin gebrochen war.

Oesterreich, in dem Grade protestantisirt worden, daß selbst das katholische Bayern in seinem Verfassungs- und Militär-Zustande mehr sich Preußen als Oesterreich nähern dürfte.

Was endlich das Entstehen der jetzt von Würtemberg begünstigten revolutionären Partei anbetrifft, so ist es wohl sehr wahrscheinlich, daß dieselbe, obgleich als Oppositions-Mittel und als sich fremdem Einflusse darbietendes Instrument gegenwärtig eine große Aufmerksamkeit verdienend, doch im letzten Resultate, vorzüglich wenn das monarchische Prinzip in Frankreich zunehmend an Festigkeit gewinnt, keinen besondern Platz neben dem Protestantismus einnh-

---

Man sieht also, wie wenig es dem Vertreter des Protestantismus um diesen selbst zu thun ist; er gebraucht ihn nur von der einen Seite zum Hebel, von der andern zum Köder bei der Durchführung seiner Plane. Darum ist es ihm nicht bloß in Bayern, sondern auch in Belgien, in der Schweiz und überall zu thun, wo er protestantische Pflanzschulen angelegt hat. In Bayern hat man den Pfiff gemerkt, und dem protestantisirenden Freund einen potenzirten Katholizismus, man hat dem protestantischen Jesuitismus den katholischen entgegengesetzt. Selbst die Kölner Dombaukomödie war nicht im Stande, durch den bayerischen Romantizismus den katholischen Instinkt zu überwinden, und der König von Bayern kam nicht nach Köln. Preußen wird mit der Zeit darüber im Reinen sein, daß es sich in Bayern verrechnet hat. Eben so sehr verrechnen sich diejenigen, welche von Bayerns bloßer Entgegensetzung gegen Preußen etwas für die Freiheit hoffen. „In seinem Verfassungs- und Militärzustande hat Bayern sich Preußen genähert," sagt die Denkschrift. Allerdings hat es das leider gethan, und im Hinblick auf seine Konstitution muß man gestehen, daß es Preußen sogar an Willkürregiment übertrifft. In Bayern steht das Mittelalter in schönster Blüthe, und wir sehen gar nicht ein, was dort unter diesen Umständen der Bildung eines dritten teutschen Absolutistenregiments noch im Wege steht. Das sollten doch diejenigen erkennen, die da glauben, mit der Beschützung des Katholizismus gegen den Protestantismus unter der Aegide bayerischer Machthaber sei etwas zur Förderung der Freiheit gethan. Wem

men, ſondern ſich im Laufe der Zeit wieder mit ihm verſchmelzen wird. (!?)

Das aus dieſen verſchiedenen Elementen herauszubildende Syſtem Preußens, hinſichtlich Teutſchlands, müßte aber freilich noch immer weſentlich den Rückſichten der allgemeinen europäiſchen Politik untergeordnet werden, und wenn dieſe aus höheren Gründen, auf wahrſcheinlich längere Zeit, eine enge Verbindung mit Oeſterreich erheiſcht, ſo dürfte ſich als Ziel des gegenwärtigen teutſchen Syſtems für Preußen ergeben:

Einmal, gemeinſchaftlich mit Oeſterreich da-

---

es um politiſche Freiheit zu thun iſt, der ſucht vor allen Dingen ſie in Sicherheit zu bringen. Läßt er ſich in die Reihen der gouvernementalen Religionsbeſchützer einſchreiben, ſo iſt er mit ſammt ſeiner Freiheit verloren; denn die bayeriſche Politik iſt eben ſo wenig geſonnen, den Katholizismus, als die preußiſche, den Proteſtantismus im Intereſſe des Volks zu benutzen. Mit der religiöſen Oppoſition kann die politiſche nur zu einem Zweck gemeinſchaftliche Sache machen, zu dem Zweck nämlich, unter dem Schutz freier Inſtitutionen die Politik gänzlich von der Religion zu trennen und der letztern den Kampf für ihre Prinzipien auf dem Felde freier Geiſtesthätigkeit zu überlaſſen. Dort wird ſie ſiegen, wenn ſie kann, und unterliegen, wenn ſie muß. Jedenfalls hat ſie ſich alsdann nicht mehr über geheime oder gewaltſame Befeindung zu beklagen. Glauben alſo die Katholiken, daß ſie die Welt wieder katholiſch machen können und müſſen, ſo mögen ſie ſich vor allen Dingen um freie Preſſe bemühen. Wenn wir unſererſeits auch von der freien Preſſe andere Wirkungen erwarten, als ſie, ſo geſtehen wir doch, daß wir lieber einem bayeriſchen Katholizismus den Sieg wünſchen, als jenem perfiden, zweiſchlächtigen, heuchleriſchen Berliner Proteſtantismus, denn der Katholizismus iſt wenigſtens etwas Ganzes, ſolcher Proteſtantismus nicht einmal etwas Halbes. Wir begreifen eben ſo wenig, wie ein Proteſtant in unſerer Zeit noch „religiös“ bleiben, als wie ein vernünftiger Politiker gegenwärtig und nach den gemachten Erfahrungen weniger ſein kann, denn ein Republikaner.

hin zu arbeiten, daß die nächste europäische Krise Teutschland so viel als möglich einig und bewaffnet finde.*)

Ferner dabei, doch allmälig und unter der Hand, den unmittelbaren Einfluß Preußens in Teutschland wieder herzustellen, zu begründen und zu erweitern.

Nach diesen Hauptgesichtspunkten sei es erlaubt, die teutsche Politik Preußens in den drei ihr durch die Natur der Verhältnisse gegebenen Beziehungen:

1) gegen die verschiedenen einzelnen Höfe;

2) am Bundestage;

3) in Hinsicht der teutschen Nation überhaupt,

näher zu untersuchen.

Was die einzelnen mittelbaren teutschen Höfe anbetrifft, so schiene es ganz dem preußischen Interesse angemessen, in die von dem Fürsten Metternich auf dem Wiener Kongresse ausgesprochene Theilungslinie des Einflusses in Teutschland durch den Main einzugehen,

---

*) Diese Worte mögen unsere nationalen Enthusiasten für „teutsche Einheit" zu der Erkenntniß führen, was die Kabinetspolitik eigentlich unter dieser Phrase versteht. Sie will weiter nichts, als bei einer „europäischen Krise", das heißt, wenn z. B. die Franzosen der Freiheit wieder eine neue Bahn brechen, die Gesammtheit der teutschen Waffenknechte vereinigt in Bereitschaft haben, um im Interesse des preußischen und österreichischen Absolutismus das Eindringen der Freiheitspropaganda abzuwehren, und dann ihre „einigen Knechte" wieder in den alten Pferch zurückzutreiben. Nur sofern wir ihnen dienen, wollen uns die Herren einig haben; reden wir von einer Freiheitseinheit, so ändern sie ihre Sprache auf der Stelle. Hoffentlich werden wir beim Eintreten einer „europäischen Krise" wissen, wie wir unsere Einheit zu verstehen haben, und den Beweis liefern, daß sich unsere Väter nicht vergebens haben betrügen lassen.

und indem man laut jede Idee eines südlich des Mains auszuübenden direkten Einflusses weit wegwiese, gerade dadurch den geeignetsten Schritt zur möglichen Erhaltung desselben zu thun.

Der nördlich vom Main gelegene Theil Teutschlands ist militärisch von Preußen umfaßt. Sachsens und Hannovers Verhältnisse sind gegeben. Indem man ferner also Kurhessen (wovon noch besonders die Rede sein wird) von der Berechnung ausschlösse, schiene Preußen hinsichtlich der übrigen kleineren nord- und mittel-teutschen Staaten ein gewisses allgemeines, in die mildesten Formen gekleidetes, sonst ausgeübtes Schutzrecht ohne Nachtheil faktisch ansprechen zu können, und dürfte darin vielleicht das beste Mittel finden, diese kleineren Regierungen mit ihrer Souveränetäts-Eitelkeit und ihrem unruhigen Streben nach Verbindungen im Sinne seines Systems zu leiten.

Im südlichen Teutschland bestehen, dem Interesse nach, zwei Massen, wovon Bayern die eine, Würtemberg und Baden, obgleich nicht ohne wechselseitige Eifersucht untereinander, die andere bilden. Es schiene, daß Preußen hier vorzugsweise seine Augen auf Bayern zu richten hätte, und daß eine möglichst enge Verbindung mit diesem Staate*), dessen wohlverstandenes Interesse ganz damit

---

*) An die Stelle dieser „engen Verbindung“ mit Preußen sollen die Bayern und mit ihnen die übrigen konstitutionellen Staaten Teutschlands eine Verbindung unter sich treten lassen, welcher sich „im Fall des Ereignisses“ der ganze Rhein freudig anschließen würde, denn es muß ihnen klar sein, daß sie Oesterreich und Preußen gegenüber sämmtlich ein gemeinsames Interesse haben und daß dieß Interesse kein wahres Einverständniß mit dem Gegner zuläßt. (Wir verstehen unter Oesterreich und Preußen natürlich nur die österreichische und preußische Politik. Da es aber unter dieser Politik kein Volk gibt, so hat auch die Sym-

übereinstimmte, selbst in der wesentlichen Ausführung des ehemaligen Bourbonischen Familien-Paktes, das unveränderliche Ziel der preußischen Politik sein müßte; worüber Oesterreich um so weniger Eifersucht zu äußern berechtigt wäre, als Preußen dabei nur dem Beispiele, welches Oesterreich mit Sachsen gegeben, zu folgen schiene, und dadurch die so wesentliche Befestigung Bayerns in dem gemeinsamen Systeme sicherte.

An diese Verbindung knüpfte sich wohl keine passender und natürlicher, als die mit den beiden hessischen Häusern an. Durch ein unbedingtes Herüberziehen derselben in das preußische System würde eine Territorial-Verbindung mit Bayern gefunden, und Teutschland dergestalt wie mit einer Kette umzogen, so daß, ohne Hannovers und Sachsens zu erwähnen, Würtemberg, Baden, Nassau und Thüringen vollkommen militärisch umfaßt, und jenem Systeme unterworfen wären.

In dieser Stellung dürfte Preußen ferner sich gegen Würtemberg nur wesentlich zu neutralisiren brauchen. Mit Baden könnte ein allgemeines freundschaftliches Ver-

---

pathie für dasselbe keinen Punkt der offiziellen Anknüpfung.) Halten sie jene Verbindung nicht für stark genug, so seien sie darauf bedacht, sich mit freundlicher Gesinnung an die Schweiz und an Frankreich anzulehnen. Die Zeiten sind vorbei, wo die Franzosen zur Verwirklichung napoleonischer Eroberungsprojekte die Waffen ergriffen. Wenn sie wieder zu den Waffen greifen, so werden es Freiheitswaffen sein, die wir nicht zu scheuen haben, wenn wir die unsrigen zu gleichem Zwecke führen. Kommt es dahin – und es muß dahin kommen – , daß die teutsche Freiheit sich mit der französischen verbündet, so sind beide für immer gesichert und nur dann haben wir weder einen Petersburger, noch einen Wiener, noch einen Berliner Zaar zu fürchten. Dann mag es auch den übrigen Teutschen gelingen, mehr für die Preußen und Oesterreicher zu thun, als diese für sie.

hältniß,*) so weit es die bayerische Verbindung gestattete, unterhalten und dazu benutzt werden, ein zu enges Anschließen Badens an irgend einen andern Staat zu hintertreiben. Das von Preußen und Hessen ganz umschlossene Nassau würde vielleicht früher oder später auch dahin gebracht werden, auf jede engere Verbindung mit entfernteren Staaten zu verzichten; so wie der von Hannover umgebene Herzog von Oldenburg in der Regel wohl nur eine Stütze in Preußen suchen könnte. Hannover selbst, ein kostbares Unterpfand der Verhältnisse mit England,**) dürfte zu schonen, ja zu schmeicheln, dabei aber doch im Geheimen zu isoliren sein. Sachsen wäre zu fürveilliren, zu isoliren, dabei aber doch mit Mäßigung und Schonung in allen Beziehungen zu behandeln, um vielleicht im Laufe der Zeit eine Partei in Dresden zu bilden, die, wie nach dem siebenjährigen Kriege, klüglich die Vergangenheit vergessend, im Falle des Er-

---

*) Ob die Berliner Ausweisung mit diesem „freundschaftlichen Verhältniß" durch ein quoique, oder durch ein parceque in Verbindung zu bringen ist, wird hoffentlich nicht unaufgeklärt bleiben.

**) Die Verhältnisse mit diesem „kostbaren Unterpfand" haben sich unterdessen sehr geändert und Hannover ist ein englisches, statt ein preußisches Unterpfand geworden. Für die Unterstützung, die man dem „englischen Unterthan" auf dem Hannöverschen Throne bei seinem Verfassungsraub geleistet, hat man nun einen bedeutenden Riß in die Berliner Einheitsplane erhalten. Der Schadenfreude über diesen Gegendienst kann man sich um so eher überlassen, da der Schaden mehr eine schlechte Politik, als das Volk trifft. Die Hannoveraner haben recht, indem sie sich gegen eine Verbindung mit einem verdächtigen Nachbarn sperren, der ihnen so sprechende Beweise von seiner Freundschaft gegeben, und hoffentlich werden sie so lang die Einheitsplane desselben kreuzen, bis es ihnen, wie den Andern, klar geworden, daß sie der wahren Einheit nur durch die Freiheit zugeführt werden können.

eigniſſes den Anſchuß an den umgebenden mächtigen Nachbar anriethe. Lage, Gewohnheit und Verwandſchaft ſcheinen die Meklenburger für eine lange Zeit an Preußen feſſeln zu müſſen.

Ad 2. Das Syſtem Preußens am Bundestage, während der Dauer der öſterreichiſchen Allianz, dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu verfolgen haben:

A. Gemeinſchaftlich mit Oeſterreich Teutſchland eine kräftige Militär-Verfaſſung und ſolche Bundesformen zu geben, um bei der nächſten europäiſchen Kriſe über die Streitkräfte der übrigen Bundesſtaaten raſch und kräftig disponiren, und von denſelben eine größtmöglichſte Unterſtützung an Truppen ziehen zu können. *)

---

*) Merkt es euch, ihr Badener, Würtemberger, Bayern, Sachſen, Hannoveraner u. ſ. w., merkt es euch, daß ihr bei der nächſten „europäiſchen Kriſe," nicht im Intereſſe eurer Freiheit und eures Glücks, ſondern nur im Intereſſe Preußens und Oeſterreichs unter dem Schatten der einheitlichen Bundesfahne zur Schlachtbank geführt werden ſollt. Sie wollen bloß „über eure Streitkräfte verfügen" und eine „größtmöglichſte Unterſtützung an Truppen" aus euern Reihen ziehen, um mit eurer Hülfe den Status quo der teutſchen Knechtſchaft zu erhalten oder gar um ihm noch eine Erweiterung zu geben. Nur darum iſt es ihnen zu thun. Wenn eine „Kriſe" eintritt, wird hoffentlich kein Schwert zur Dispoſition der Berliner und Wiener Politik ſtehen. Einſtweilen aber ſolltet ihr ſchon darauf bedacht ſein, euern Verräthern das Meſſer aus der Hand zu winden. Ihr habt oben geleſen, daß die preußiſche Politik ſchon von einem Mitbeſitz von Mainz redet. Auf dieſen Mitbeſitz legt ſie, und zwar mit Recht, ſo viel Gewicht, daß ſie ſogar einen ihrer Prinzen als Vorpoſten ihrer Projekte in die Stadt Mainz vorgeſchoben hat. Wer heiſcht euch, die Einrichtung beizubehalten, wonach gerade die gefährlichſten Glieder des „teutſchen Bundes" deſſen Feſtungen mit ihren Söld-

B. Gemeinschaftlich mit Oesterreich über die Erhaltung der Ruhe (!) in Teutschland zu wachen, zugleich das repräsentativ-demokratische System zu bekämpfen, und auf die übrigen Bundesstaaten thunlichst in dem Sinne einzuwirken, um sie zur Ergreifung und Verfolgung der angemessenen Maßregeln im Innern zu vermögen.

C. Gemeinschaftlich mit Oesterreich und kräftigst dem Einflusse der fremden europäischen Mächte, die mehr oder weniger direkt andere Bundesstaaten zu gewinnen trachten könnten, entgegen zu arbeiten, und auf die Auflösung aller Separat-Verbindungen unter den mittleren und kleineren teutschen Staaten hinzuwirken, die ihrem Wesen nach immer früher oder später der Gegenstand der Intriguen fremder Mächte werden müssen. *)

---

lingen besetzt haben? Lest diese Denkschrift und seht dabei die preußischen Soldaten in Mainz umherspazieren. Heißt das nicht, sich mit Gewalt das Messer an die Kehle setzen lassen? Gehen euch noch immer die Augen nicht auf? — Will übrigens nicht einmal eine kundige Militärperson hervortreten, um dem Volk auseinander zu setzen, welche bundesmilitärischen Maßregeln namentlich Preußen getroffen hat, um des südlichen Teutschlands versichert zu sein? Wo es an Auskunft fehlt, da ist sie vielleicht bei dem Herrn von Radowitz zu erlangen, dem eingeweihten Vertrauten der Berliner Majestät. —

*) Hat man unter diesen fremden Mächten auch die russische mitverstanden? Wo die Knute waltet, da fürchtet man keine Intriguen; wo der Freiheitsbaum aufgepflanzt wird, da ist der Heerd der Intriguen! Wir wollen uns nicht darüber verblenden, daß man auch gegen französische Intriguen auf der Hut sein müsse, aber wer mit russischen Intriguen unter einer Decke spielt; in dessen Munde hat das Wort eine andere Bedeutung. Besäße Frankreich die Macht wie den aufrichtigen Willen, Teutschland mit einem Mal frei und glücklich zu machen, so wäre das die schändlichste Intrigue, die es für eine preußische Kabinetspolitik nur

D. Dabei aber doch möglichst alles so vorzubereiten, daß, wenn einst eine Trennung Preußens von Oesterreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Teutschlands*) stattfinden sollte, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für Ersteres erklärte, und daß alsdann die vorhandenen Bundesformen nicht zu sehr zum Nachtheile der preußischen Partei benutzt werden könnten.

Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Oesterreich erheischte, so schiene die Rücksicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oesterreich mit jenem Wirken die von demselben systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eigenen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinsichtlich der wesentlichen Punkte eine frühere geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nähme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren teutschen Staaten wird stets ihre Souveränetäts-Eiferfucht

---

geben kann. So also ist nach preußischen Begriffen das Wort Intrigue zu verstehen.

*) Eine Spaltung Teutschlands! Es nimmt sich allerliebst aus, wenn die Vertreterin „teutscher Einheit" eine Spaltung Teutschlands ausdrücklich in ihr Glaubensbekenntniß aufnimmt und in Aussicht hat. „Kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein einiges Teutschland, stark wie seine Berge!" Wahrlich, dieser österreichische Prinzentoast spricht eine große Wahrheit aus. Wenn es nämlich kein Oesterreich und kein Preußen mehr gäbe (worunter die österreichische und preußische Despotenmacht zu verstehen), dann wäre Teutschland einig und stark wie seine Berge, eher aber nicht. Einstweilen mag es über seine „Spaltung" nachdenken!

gegen die, die Suprematie in Anspruch nehmende Macht gerichtet werden, und bei den eben auseinandergesetzten Verhältnissen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den preußischen Einfluß wieder in Teutschland herzustellen, sein, jener Souveränetäts-Eifersucht einen andern Gegenstand als Preußen zu geben.

Mag Preußen dabei eine passive Rolle spielen, und in manchen Punkten nur der österreichischen Politik zu folgen scheinen! je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt, (vorausgesetzt, daß es dabei die Ueberzeugung aufrecht erhält, daß eine jede Gefährdung des Protestantismus und jede Territorial-Verletzung der schwächern Staaten in ihm einen unbeugsamen Widersacher finde, und daß es nie eine Verletzung der konstitutionnellen Bundesformen begünstigen würde) deste sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen,*) wenn das Aufhören der preußisch-österreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt. Der

---

*) Hier haben wir also klare Rechnung vor uns. „Die Mehrheit „der Bundesstaaten wird Preußen zufallen.“ Seid ihr damit einverstanden, ihr bundesstaatlichen Mitbürger? Fürwahr, wenn wir frei wären, so brauchte es uns gar nicht darauf anzukommen, ob wir einem Preußen oder einem Würtemberg oder einem andern teutschen Volkstheil zufielen, denn auf den Namen und die Aeußerlichkeit würden wir sicher um so weniger geben, je mehr das Wesen und der Inhalt uns befriedigte. Aber wenn man sich bestimmt sieht, bloß die Knechtezahl eines Potentaten und seiner Helfershelfer zu vermehren, dann bleibt man einstweilen aus natürlichen und guten Gründen lieber bei einem kleinen, als bei einem großen. Damit sind die Kurhessen und Braunschweiger sicher am Ersten einverstanden. —

freilich erst bei einer dereinstigen Trennung von Preußen sichtbar werdende Fehler des jetzigen österreichischen Systems hinsichtlich Teutschlands liegt darin, daß diese Macht seit dem Reichs-Deputations-Hauptschlusse mit dem Rheinbunde fast alle frühern Elemente einer innern Partei in Teutschland, und die Vortheile einer umfassenden militärischen Lage verloren hat, und also für seine Leitungsansprüche einen wahren und soliden Stützpunkt nur durch die Vereinigung mit dem Gewichte und der Territorial-Lage Preußens erhält.

Allerdings dürften die obigen Zwecke ad A, B und C ohne Kraft und ohne ein konsequentes Verfahren nicht zu erreichen sein, und daher schiene es ferner wichtig, auch der offenen Mitwirkung Bayerns und Hannovers sich dazu zu versichern. Es dürfte vielleicht ein gutes Mittel für diesen Zweck abgeben, daß man diesen Höfen das zwischen Berlin und Wien hinsichtlich der teutschen Angelegenheiten Verabredete, ehe es nach Frankfurt gebracht würde, anscheinend zur Billigung vorlegte, und ihnen überhaupt eine gewisse Theilnahme an der Leitung der teutschen Geschäfte einzuräumen schiene. Dadurch würde einmal das Gewicht des Systems bedeutend vermehrt, diese beiden Höfe von den mittlern und kleinern Staaten, unter denen sie sonst leicht sich eine Partei zu machen trachten könnten, isolirt, und die Eifersucht, die neben Oesterreich möglicher Weise auch auf Preußen zurückfiele, noch mehr vertheilt. Auf noch mehrere Höfe aber diese Theilnahme auszudehnen, schiene nachtheilig, weil die Vereinigung jener vier Höfe zur Erreichung des festgesetzten Zweckes vollkommen hinreichend sein dürfte, und ein Zuziehen mehrerer nur die Weitläufigkeit der Geschäftsführung vermehrte, und diesen letztern Höfen eine Art von Wichtigkeit gäbe, die ihnen zu Theil werden zu lassen nicht im preußischen Interesse sein möchte.

Es ist in die Augen springend, daß seit längerer Zeit schon Würtemberg ein politisches System aufgestellt hat, welches mit der nicht ausgesprochenen, aber unverkennbaren Absicht eines Anschlusses an eine fremde Macht den Plänen der preußisch-österreichischen Allianz methodisch in allen Punkten entgegen zu arbeiten sucht, und durch Benutzung der gegen die beiden großen Mächte bestehenden Eifersucht der mittleren Staaten manchen derselben mehr oder weniger für sich gewonnen hat. Dieses System ist insbesondere auch der preußischen Politik durchaus entgegengesetzt, weil es sich einmal wesentlich zum Anschlusse an irgend eine ausländische Macht hinneigt, weil es unter fremdem Einflusse eine Verbindung der mittlern Staaten auch Preußen entgegen zu setzen trachtet, weil es die Rolle des eigentlichen Repräsentanten des protestantischen Teutschlands Preußen zu entreißen und dessen Einfluß auf Staaten zu entziehen trachtet, die nach geographischen Rücksichten, wie Kurhessen und andere ganz ihm angehören sollten, weil es endlich in Bezug auf die innere Staats-Regierung solche Grundsätze verfolgt, die mit den Fundamental-Maximen der preußischen Monarchie unverträglich*) sind,

---

*) Ob wohl die Geschichte, als sie anfing, Völker und Staaten zusammenzusetzen, für den preußischen Staat ganz aparte „Fundamental-Maximen" aufgestellt haben mag? So gut wie in dieser „Denkschrift" sehen wir noch alle Tage in Zeitungen und Schriften die wohlberechnete Fabel verbreiten, Preußen habe besondere Fundamental-Maximen, von denen zum Wohl des Ganzen nicht abgegangen werden dürfe. Sie bestehen aber bloß darin, daß die preußische Politik alle Kräfte des Staats jederzeit in der Hand haben will, um ihre ehrgeizigen Machtprojekte und Vergrößerungsplane durchzusetzen. Das ist ganz einfach die Haupt-Fundamental-Maxime, eine Maxime, welche das Volk durchaus nur als Werkzeug eines Potentaten und seiner Umgebung betrachtet wissen

und nur Mißvergnügen unter den königlichen Unterthanen anzuregen abzwecken.

Es schiene, daß Preußen gemeinschaftlich mit Oesterreich, immer unter der oben erwähnten Voraussetzung einer anscheinend sekundären Rolle, aber nichts desto weniger entschieden und kräftig, auf die Auflösung dieses Systems, mit welchem keine Transaktion möglich erscheint, hinarbeiten, und dazu die ersten sich etwa darbietenden günstigen europäischen Conjunkturen benutzen müßte. Das wirksamste Mittel zu diesem Zwecke schiene eine Nöthigung Würtembergs und Badens zu sein, diejenigen Personen, welche jenes System aufgestellt und verfolgt, und die sich vorzüglich fremdem Einflusse zugänglich gezeigt haben, in den Geschäften durch andere unter den Auspicien anderer Grundsätze ans Ruder tretende Männer zu ersetzen. Auf jeden Fall dürfte es angemessen sein, die Hauptmaßregel nur gegen genannte zwei Staaten, und vorzüglich gegen

---

will. Deshalb darf das Volk nicht frei sein, deshalb darf es keine Rechte haben, deshalb darf es keine Verfassung erlangen, deshalb darf es nicht durch eine freie Presse über die Lage der Dinge aufgeklärt werden, deshalb muß es Tag für Tag die Pike tragen und Subordination lernen, deshalb wird es sogar in verrätherischem Freundschaftsverkehr dem Petersburger Ungeheuer bloßgestellt, mit welchem man „im Fall des Ereignisses" gemeinsame Geschäfte im Völkerverschlingen zu machen gedenkt. Wählte Preußen statt dieser gouvernementalen Fundamental-Maxime die durch seine Natur gebotene Volks-Maxime, daß es Teutschland wie Rußland die Fahne der Freiheit vorantragen müsse, so würde ihm weit eher „die Mehrzahl der Bundes-Staaten zufallen," aber diesen Weg wählt es nicht, weil es dem Egoismus der hohen Herren in die Quere läuft und weil es, was ihnen zufallen soll, natürlich dem Volk zuführen würde. Was also „mit den Fundamental-Maximen der preußischen Monarchie unverträglich" ist, das ist — die Freiheit und das Recht des Volks.

Würtemberg zu richten, und gegen dieselben nöthigenfalls eben so viel Kraft, als Conciliation und Schonung gegen die übrigen zu zeigen, welche sich nur mit fortreißen ließen, und eigentlich dem fremden Einflusse fremd blieben.

Um übrigens nach Erreichung dieses Resultates dem Wiederaufleben eines ähnlichen Systems am Bundestage möglichst vorzubeugen, dürfte unter andern ein beachtungswerthes Mittel die Einführung des Gebrauchs unter den Bundesstaaten abgeben, über die designirten Bundestags-Gesandten, ehe ihre Ernennung öffentlich bekannt gemacht würde, regelmäßig die Meinung der übrigen Bundesstaaten anzuhören. Was bei den Ernennungen der großen Höfe nur eine bloße Formalität wäre, könnte diesen auf die Wahlen der mittlern und kleinern Staaten einen wesentlichen Einfluß geben, und eine gute Zusammensetzung der Bundesversammlung würde andrerseits, da die meisten der kleinen, und selbst manche mittlere Höfe ihre politischen Ansichten größtentheils aus Frankfurt bekämen, eine um so fühlbarere Rückwirkung auf den Gang der teutschen Angelegenheiten überhaupt ausüben.

Es bietet sich hier von selbst die wichtige, gewiß eine sehr weisliche Erwägung verdienende Frage dar: Ob es im Interesse Preußens liegt, besonders auf eine vollständige Entwicklung der Bundesgesetzgebung in Bezug auf die innern Bundesangelegenheiten hinzuarbeiten? Sie scheint im Sinne des oben entwickelten Systems verneint werden zu müssen, weil, so lange die österreichische Allianz besteht, die von derselben auszuübende faktische Suprematie weit besser unter Begünstigung nicht ganz genau bestimmter und noch schwankender Formen zu ihrem Ziele gelangen kann, und im Gegentheile scharf vorgezeichnete Geschäfts-Normen von der Opposition bei allen Veranlassungen als Hem-

mungsmittel (wie die Erfahrung es schon lehrt) benutzt werden können; während in der Hypothese einer dereinstigen Spaltung Teutschlands sehr genau und scharf bestimmte Bundesformen stets wesentliche Vortheile der im Besitz der formellen Geschäftsleitung befindlichen Macht gewähren, und die nöthigen Maßregeln unendlich erschweren könnten, welche Preußen dann im Bunde zu ergreifen angemessen finden dürfte, um eine Anwendung des Bundesmechanismus gegen sich selbst zu neutralisiren. Man möchte das Gesagte besonders und namentlich auch auf die Austrägalwege ausdehnen, wobei der preußischen Politik sich der doppelte Gesichtspunkt darböte, nicht selbst in zuviel dergleichen Prozesse verwickelt zu werden, und den kleinern Staaten Stoff zu Streitigkeiten unter einander, die sie immer wieder den großen Mächten zuführen, zu lassen.

Aus allem Obigen schiene als Rekapitulation folgende, allerdings komplizirte und bei der richtigen Behauptung die größte Aufmerksamkeit und nicht geringe Geschicklichkeit erfordernde Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen: im Allgemeinen möglichste Neutralisirung, jedoch stets mit der Haltung einer über die mittleren Bundesstaaten erhaben stehenden, mit Oesterreich auf gleicher Linie stehenden Macht, also vorzüglich sorgfältiges Vermeiden, Vorschläge zu machen, die später nicht durchgeführt werden könnten; in den allgemein politischen Bundesbeziehungen Ausgleichung der etwaigen Differenzen direkt zwischen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt enges, in der Regel milderndes Anschließen an Oesterreich, wobei zuweilen, aber nicht zu oft, in populären Gegenständen ein berechneter, ostensibler und eklatanter Akt von Selbstständigkeit zu zeigen, übrigens die formelle und materielle Initiative systematisch Oesterreich zu über-

lassen, diese letztere aber um jeden Preis von den Händen der mittleren Staaten entfernt zu halten wäre; bei reinen Privatstreitigkeiten von Bundesstaaten unter einander, wobei keine allgemein politischen Beziehungen ins Spiel treten, ohne Rücksicht auf die Ansicht Oesterreichs, eine unabhängige, möglichst auf's strenge Recht gegründete Meinung *); Privatprotektionen selten, und nur wo sie höchst wesentliche Rücksichten auf die mit Preußen besonders eng verbundenen Bundesstaaten erheischen; ein **anscheinend reger Eifer für die Befestigung und Entwickelung der Reformen**, die unter der Hand aber, mit Ausnahme derjenigen, welche auf die Militärverfassung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, so lose als möglich zu erhalten wären; endlich eine freilich nur sehr allmälig, mit der äußersten Vorsicht einzuleitende Bildung einer festen preußischen Klientelle in der Bundes-Versammlung.

Ad. 3. Wohl unbezweifelt dürfte es eine der Grundlagen der Politik Preußens sein, sich einen Einfluß auf die teutsche Nation überhaupt dadurch zu sichern, daß es als die eigentliche teutsche Macht und als der wahre Repräsentant Teutschlands angesehen

---

*) Welch eine naive Unverschämtheit liegt in diesen Worten, Wo keine „allgemein politische Beziehungen ins Spiel treten", da soll die preußische Politik „eine möglichst auf's strenge Recht gegründete Meinung" äußern (natürlich auch nur des Scheins halber); daraus folgt, daß, wo „allgemein politische Beziehungen in's Spiel treten", „das strenge Recht" nicht mehr am Platze ist. Es ist der Schlechtigkeit eigen, daß sie zuletzt das Gefühl ihrer selbst verliert und sich ganz naiv ausspricht, als könne gar kein Bedenken dabei sein.

werde. Preußen hat durch seine letzte Gebiets-Reguli-rung darauf größere Ansprüche, als es jemals früher be-saß, erworben: auf der andern Seite werden aber auch alle dahin abzweckenden Schritte durch die Allianz mit Oesterreich bedingt. Die Natur der einzigen Regie-rungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon, ohne andere Ver-hältnisse zu berühren, **unwiderruflich** *) die Begün-

*) Dieß „unwiderruflich" sollte mit ellenlangen Lettern gedruckt stehen, damit die preußischen Thoren, welche noch von wirklicher Volksrepräsentation träumen, es nicht übersähen. Die preußische Politik ist in der That unwiderruflich gegen das Volk gerichtet, denn sobald das Volk auf sie Einfluß erhält, existirt sie nicht mehr. Das Volk kann und wird nicht sich und den Staat zur Verwirklichung ehrgeiziger und verrätherischer Machtprojekte gegen seine Bundesgenossen für bestimmt halten; das Volk kann und wird sich nicht mit dem nordischen Barbaren verbünden, vor dessen Pesthauch die zivilisirte Welt zusammen-schaudert. Solches Beginnen ist nur einem Kabinet, einer Dy-nastie, einer Klique in den „höhern Regionen" möglich. Mit Hülfe absolutistischer Staatsformen und eines Landes voll Bajon-nete das rechtlose Volk für die Kabinetsplane disponibel zu halten und diesem Verfahren durch einen lügenhaften Liberalismus den beschwichtigenden Schein populärer Regierungsbestrebungen zu ge-ben — das ist mit zwei Worten die Seele der preußi-schen Politik, das ist es, was man nicht oft genug wieder-holen kann, damit es endlich dem Volk in Kopf und Galle dringe. Das ist es, was ihm unwiderruflich die Freiheit versagt, wenn es erbärmlich genug bleibt, sie sich nicht selbst erobern zu können. Die Zeiten sind noch nicht gekommen, wo die preußische Politik ihre Plane unverhüllt ins Werk setzen kann; die Konstel-lation, die Krisis (Verfall der Türkei u. s. w.), worauf man wartet, bleibt der preußischen Berechnung zu lang aus; das Volk wird ungeduldig und die Regierung wird verlegen; man sucht also die getreuen Unterthanen durch allerlei Spiegelfechtereien hinzu-halten, welche darauf ausgehen, die Sympathieen des Volks nicht

stigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus, welche jetzt noch so vielen Einfluß in Teutschland ausüben. Preußen kann sie wohl in allen ihren Nüancen und Folgerungen nur lebhaft bekämpfen. In diesem Kampfe aber scheint es, daß sehr sorgfältig selbst der Schein des andern Extrems, des Hinneigens zu den hierarchischen Grundsätzen der katholischen Monarchie, die dem protestantischen Teutschland stets zuwider sein werden, zu vermeiden wäre. Fest den Grundsatz der Autorität der Regierungen vertheidigend, würde Preußen doch stets die Rolle des Chefs des Protestantismus in Teutschland und auf dem festen Lande festzuhalten, d. h. als diejenige Monarchie aufzutreten haben, die den populären Formen entgegengesetzt, doch die meisten eigentlichen, liberalen Regierungs-Grundsätze hätte, die stets und überall wahre Intelligenz und Aufklärung begünstigte, welche die thätigste, festeste und einsichtsvollste Verwaltung besäße, die endlich vorzugsweise jedem Talent die ihm angemessenste Laufbahn öffnete *).

---

gänzlich durch Hoffnungslosigkeit zu verscherzen, dasselbe aber auch nicht in der Rechtserlangung so weit kommen zu lassen, daß man ihm nicht in jedem Augenblicke wieder Alles nehmen und unbedingt über dasselbe verfügen könnte. Das ist die Situation. Man braucht sie nur zu enthüllen, um sie unhaltbar zu machen, vorausgesetzt, daß das Volk sich nicht absichtlich dagegen verblendet.

*) Hier wird abermals ein großartiges Bekenntniß abgelegt. Hier wird es ausdrücklich gesagt, daß Alles, was Preußen anscheinend oder wirklich Gutes ins Werk setzt, nicht um des Guten selbst oder des Volkes willen ins Werk gesetzt wird, sondern nur in schlauer, egoistischer Berechnung zur Täuschung der Welt und zur Vermehrung des preußischen Einflusses. Man sagt also mit andern Worten: das

Es schiene wünschenswerth, und selbst beim Festhalten der österreichischen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginnen der französischen Revolution der Fall war, Preußen als der teutsche Musterstaat angesehen, und seine Schriftsteller wieder die tonangebenden in Teutschland würden, und dies Resultat dürfte unvermeidlich sein, sobald, wie schon erwähnt, das demokratisch-revolutionäre Treiben und die südteutsche Schein-Konstitutionalität depopularisirt worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathsam wäre, sie gleichfalls nach dem Beispiel der englischen und französischen Regierungen in ihren Grundsätzen, in

---

ganze Preußen, dieser gerühmte Musterstaat, ist innerlich nichts als eine einzige große gouvernementale Lüge, und man würde sich gar nicht mehr die Mühe geben, diese künstliche Lüge zu unterhalten, wenn man seine Zwecke auf andre Weise zu erreichen wüßte, oder sie erreicht hätte. Hätte man sie erst erreicht, dann würde man eine andre Sprache reden dann sollte das Volk die Wahrheit, die russische Wahrheit erfahren! Und müßte man sie auch in beruhigendes Teutsch übersetzen, sie bliebe, was sie wäre, und die preußische Regierung thronte als unbeschränkte Gebieterin über dem ausgesuchtesten Theil der Erde. Die preußische Regierung wäre und bliebe der Zweck, und das „Muster"-Volk wäre und bliebe das Mittel! Es giebt noch Menschen, die einem übel nehmen, wenn man sich stark gegen die preußische Politik ausspricht. Wir begreifen diese Menschen, wenn sie Gründen und Thatsachen gegenüber ihre Vorwürfe nicht fahren lassen, nur unter zwei Voraussetzungen, nämlich, daß sie entweder durch und durch dumm oder durch und durch schlecht sind.

ihren Leitern und ihren Organen einer indirekten, aber kräftigen öffentlichen Diskussion zu unterwerfen, als es nicht allzuschwer sein dürfte, gegen jene Grundsätze und Einrichtungen bei den besonnenen und richtig urtheilenden Teutschen die National-Eitelkeit und Ehreins Spiel zu bringen, indem man dieselben, als von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darstellte *).

---

*) Dieser Schlußpassus scheint dazu bestimmt zu sein, unsere hohlen Nationalen zu bekehren, die ihre Hohlheit beliebig bald mit offiziellem Franzosenhaß, bald mit teutscher Einheit u. s. w. vollgießen lassen. Es läßt sich keine erbarmenswerthere Situation denken, als die eines brüllenden Rheinliedsängers, der, nachdem er seinen nationalen Windsack im Schweiße seines Angesichts geleert hat, nun plötzlich erkennt, daß sein Patriotismus nicht bloß an sich selbst eine Lüge, sondern auch eine fremde Lüge war, die von schlauen Betrügern seiner Einfalt aufgeschwatzt worden. Und dennoch, wenn morgen wieder von einem Thron herab eine Phrase von „teutschem Wesen," „teutschem Sinn," „teutscher Treue" (worunter natürlich nur die Treue des Hundes zu verstehen), „teutscher Einheit" u. s. w. in die Menge geworfen wird, so ist nicht die mindeste Garantie vorhanden, daß nicht ein tausendstimmiges Hurrah die Antwort bildet; und bietet sich wieder die Gelegenheit, durch eine National-Demonstration gegen die Franzosen das Freiheitsgelüste des Volks einzutrommeln, so reicht ein eingeleitetes achttägiges Nationalgewäsch der zensirten Zeitungen hin, um Hunderttausende wieder in den alten Dusel zurückzuführen. Oder wird es nicht der Fall sein? Wenn nicht, dann — wittern wir Morgenluft! Wenn beim Eintreten ernster Zeiten euer Patriotismus nicht mehr ein offizieller, ein polizeilich eingetränkter sein wird, dann werdet ihr beweisen, daß ihr zum Bewußtsein eurer selbst gekommen, daß ihr nicht mehr dazu vorhanden seid, gleich euren gouvernementalen Musketen euch beliebig laden und eure Kraft beliebig gegen Freund und Feind verblitzen zu lassen. Dann haben wir Gewißheit, daß

ſich unſer Haß nur dahin richten wird, wo die Knechtſchaft, nicht aber dahin, wo die Freiheit wohnt. Dann wird die Zeit für unſre Unterdrücker und Verräther vorbei ſein, dann werden wir die Fähigkeit erlernen, ſelbſt die Schöpfer unſres Glücks zu werden, und auf dem Boden des alsdann wahrhaft „einigen“ Vaterlands ſollen die eingefahrnen Wege der Schmach, auf denen wir ſo lange Jahre zuſammen den Zuchthauskarren der Knechtſchaft geſchoben, in einem einzigen Frühling der Freiheit für immer mit Gras bewachſen ſein. Kommen wird dieſer Frühling, er muß kommen, ſo wahr eine Sonne am Himmel ſteht. Wer ihn will, der wolle ihn auch dann, wenn unſre Feinde uns die Möglichkeit rauben, ſeinen Boden ohne Blut zu düngen. Wo Eins weichen muß, der Wille der Gerechtigkeit für unſre Sache oder der Wunſch der Humanität für die Mittel unſeres Strebens, da weiche die Humanität! Wo die Regierungen nicht gegen die Völker, da müſſen endlich die Völker Gerechtigkeit gegen die Regierungen üben. Ewigkeit iſt nicht der Name für Geduld, wie Erniedrigung nicht der Name für Volk iſt. O ihr Völker, wer eure Leiden überdenkt und die Nichtswürdigkeit eurer Peiniger ermißt, der weiß nicht, ob er euch mehr verachten oder bewundern ſoll. Iſt es Feigheit oder iſt es Großmuth, was euch ſo lang zu Duldern macht? Ihr duldet und ihr duldet und ihr duldet — und indem ihr duldet, ſeht ihr in dem Spiegel der Geſchichte das Bild eurer Rieſenhaftigkeit und habt dennoch keine Ahnung von der rieſigen Furchtbarkeit des Gerichts, das ihr verhängen werdet, wenn eure Unterdrücker keine andre Inſtanz mehr übrig laſſen, als die Inſtanz der Volksrache.

Preußisches und Teutsches.

Den

preußischen und teutschen Landtagsdeputirten

gewidmet.

Die Stauung in dem Fluß der Geschichte hat gegenwärtig einen seltenen Grad der Höhe erreicht. Die Reaktion hat es im bedeutendsten Theil der Welt dahin gebracht, daß alle Fragen sich auf einen Haufen drängen und mit Ungestüm ihre Erledigung fordern. Hier ist es der politische, dort der soziale, dort der theologische Theil der Entwickelung, welcher an die Gewalt anprallt und Platz gemacht haben will. Alle Seiten im Schuldbuch der Geschichte werden auf einmal addirt und die Rechnungen der Volksgläubiger überlaufen die gewalthabenden Schuldner, als sei ein Neujahr im großen Kalender der Welt signalisirt. Und so ist es auch. Die Menschheit ist im Begriff, einen neuen Ring der Kultur anzusetzen. Es ist wieder eine große Zeit der Geburt gekommen; ob die Entbindung morgen oder übermorgen erfolgen werde, darüber sind die Geburtshelfer noch nicht im Reinen, aber die Schwangerschaft ist konstatirt und der Junge muß an's

Licht. Die Nutznießer der alten Herrlichkeit sind in Verzweiflung. Sie glaubten die Zeit für immer unfruchtbar gemacht oder an die offizielle Keuschheit gewöhnt zu haben; aber die Zeit hat ihre verstohlene Zärtlichkeit an den Mann gebracht und jetzt ist das Unglück vor der Thüre. Der gefürchtete Erbe hat sich schon angemeldet und den Anzeichen nach wird er die Erfahrung bestätigen, daß die Kinder der verbotenen Liebe weit lebhafter und intelligenter zu sein pflegen, als diejenigen der „legitimen."

Wenn man für die politische Kultur den Anfangspunkt im Osten sucht, so stuft sie sich etwa so herauf, daß China die unterste, Rußland die zweite, Preußen die dritte Stufe einnimmt; denn das preußische Staatswesen, wie groß auch die Intelligenz und sittliche Bildung eines großen Theils der Bevölkerung sein mag, ist den Grundprinzipien nach durchaus chinesischer Natur. Eine theologisch hinaufgetriebene Stellung der Regierung gegenüber der sorgfältig gehüteten Nichtigkeit der „Unterthanen" bildet im einen wie im andern der drei Länder die Grundlage des Staatsrechtes, und sind einmal diese Grundregeln gleich, so kommt auf die gefälligere Einkleidung, auf die versecktere Anwendung derselben und auf die äußere Politur wenig an. Das gleißende Aeußere läßt vielmehr den Gegensatz zum Innern nur greller hervortreten, sobald derselbe einmal in's Auge gefaßt ist. Freilich läßt das in ihm hervortretende Mißverhältniß auch um so eher die Nothwendigkeit der Ausgleichung erkennen und voraussehen.

Das staatsrechtliche Mißverhältniß in Preußen rechtfertigt vollkommen die Stufenfolge, wonach man diesen Staat und nicht Oesterreich auf Rußland folgen läßt. Das preußische Prinzip ist verhältnißmäßig weit despotischer, thut der Bevölkerung weit mehr Zwang an, ist mit dem Geiste derselben weit weniger in Uebereinstimmung, als das österreichische. Oesterreich will despotisch sein und

unterläßt es daher, in seiner Bevölkerung eine Kultur hervorzurufen, die sich mit dem Despotismus nicht verträgt; Preußen dagegen hat neben der Herrschwillkür die Anmaßung der Kulturbeförderung und will diesen Widerspruch nicht bloß nicht anerkennen, sondern eben die Kultur der Willkürherrschaft zur Folie dienen lassen. Das ist es hauptsächlich, was sowohl an sich als in seinen Konsequenzen die preußische Politik so verhaßt macht. Hat Herr Bülow-Kummerow in seiner neuesten Schrift „die europäischen Staaten" u. s. w. etwa die Absicht gehabt, durch seine Kritik russischer und österreichischer Zustände die preußischen in ein günstigeres Licht zu heben, so konnte er sich die Mühe sparen, wenn er jenes Mißverhältniß bedachte.

Die Kultur, die gleich dem Wind ihren Umzug um die Erde hält, hat in neuerer Zeit sogar in dem erstarrten Reiche der Mitte einen Keim der Bewegung zu pflanzen verstanden. Aus dem Lande der Engel sind die Teufel gekommen, welche in dem himmlischen Reiche sich einzunisten gewußt haben, und diese Luzifer lassen sich nicht wieder hinauswerfen. Der fette Herrgott zu Peking soll seit einiger Zeit von bedeutungsvollen Ahnungen gepeinigt werden und fürchten, daß die „sehr reine Dynastie" bei eintretender Untersuchung ein wenig schmutzig werde befunden werden. Sein Gehör ist in den letzten Jahren bei seiner gespannten Aufmerksamkeit sehr scharf geworden und so soll er denn mitunter schon die schrecklichen Holzwürmer der neuen Zeit in den jahrtausendalten Säulen seiner göttlichen Herrlichkeit nagen hören. Die konstitutionellen Sendlinge John Bulls haben ihm allerlei Schreckbilder in sein erhabenes Gehirn gesetzt und er soll bereits darauf bedacht sein, berathende Provinzialstände, vielleicht sogar mit Oeffentlichkeit, jedenfalls aber schon mit Nennung der Deputirtennamen, einzuführen. Kurz, sogar in das abgestandene Geknete des Chinesenthums ist endlich

der Sauerteig des Fortschritts gelegt und das Brod wird müssen gebacken werden.

Der siebenfüßige Mann zu Petersburg soll sich mitunter noch bedenklicher am Schnurrbart ziehen, als der fette Mann zu Peking am Zopf. In Rußland soll sich dann und wann ein furchtbares, geheimes Messerschleifen vernehmen lassen und wer ein wenig Phantasie hat, kann dort Blutströme fließen sehen, auf welchen ein Dreimaster mit der ganzen Equipage einer flüchtenden hohen Familie dahinsegeln könnte. Auf dem Kirchhofe Polen beginnen selbst vernünftige Leute an den Umgang von Gespenstern zu glauben, und wie tief man die Gräber dort auch graben mag, die Gespenster kommen immer wieder herauf und schütteln ihre Gerippe. Ein kleines Erdbeben — und der ganze Kirchhof thut sich auf, die Erde wird lebendig und der jüngste Tag der Petersburger Würggötter ist gekommen. In Rußland wird die Kultur bei ihrem nächsten Fortschritte bis an den Hals durch Blut gehen müssen; deßhalb zögert sie so lange und sucht einen Ausweg, der nicht mehr zu finden ist. Der Sauerteig ist gelegt und das Brod muß gebacken werden.

Woher so blutige Aussichten für Rußland? Wir stützen sie auf zweierlei: erstens auf die einfache Gewißheit, daß selbst die Russen, wie die Chinesen, Menschen sind, und was einmal zur Menschheit gehört, läßt sich nicht für alle Ewigkeit zum Thiere machen; zweitens aber auf die — russenfeindliche Politik des benachbarten Preußens. Der siebenfüßige Mann zu Petersburg hat sich zwar jüngst in einem Belobungsschreiben an den preußischen Gesandten auf sein inniges Verhältniß zu seinem Schwager in Berlin berufen; aber der „Rheinische Beobachter," der hinter die Koulissen sieht, hat indirekt diese Berufung sofort als eine Flunkerei dargestellt und uns belehrt, daß zwischen Berlin und Petersburg große Kälte herrsche (den Ther-

mometerstand hat er nicht angegeben) und daß die freisinnige Berliner Politik sich offenbar von derjenigen zu unterscheiden beabsichtige, welche, nachdem sie ihr ganzes Land zu einem Gefängniß auch für Nichtsträflinge gemacht hat, zur Vollstreckung der Gefängnißstrafen die Verbrecher in ein besonderes Land, Sibirien genannt, spediren muß. Er versichert sogar ganz naiv, daß in Zukunft „nicht mehr" geheime russische Einwirkungen u. s. w. bei der preußischen Politik Eingang finden werden. Wir hatten zwar auch stets eine geheime Vermuthung, daß die Berliner Politik nicht mit der Petersburger völlig gleich stehen wolle und die geheimen Einwirkungen nicht bis zur Einführung der Knute gelangen zu lassen beabsichtige; da wir aber keine diplomatische Verbindungen haben, hielten wir unsere Vermuthungen bescheiden zurück und freuen uns jetzt, sie durch den kundigen „Rheinischen Beobachter" bestätigt gesehen zu haben.

So wie also in China und in Rußland, so ist auch in Preußen der Sauerteig gemengt und das Brod muß gebacken werden. In Preußen geschieht aber sogar das Mengen des Sauerteiges durch die Regierung, während es in Rußland, China u. s. w. von unten her bewerkstelligt wird. Das Kneten des Sauerteiges geschieht bekanntlich in der Regel durch Fußtritte. Die Abweichung der preußischen Politik von der russischen wird nach den Andeutungen des „Rheinischen Beobachters" als das entscheidende Merkmal angesehen werden können, daß Preußen einen großen, nicht mehr zurückzuthuenden Schritt auf dem Wege des Fortschritts gethan hat. Welche Folgen dieser Schritt für das unglückliche, nunmehr verlassen dastehende Zaarenreich haben werde, ist oben schon angedeutet und wir könnten dreist im Besondern noch die Revolutionirung Polens, die Wiedereinverleibung der polnischen Provinzen in ihr Mutterland, die Eroberung der russischen

Oſtſeeländer, die Vertheilung verbotener Bücher unter die Koſaken, die Sendung eines pommerſchen Hülfskorps nach Tſcherkeſſien, die Stiftung eines Tugendbundes in Sibirien, die Abberufung aller preußiſchen Schneidergeſellen aus Petersburg u. ſ. w. in Ausſicht ſtellen. Doch wir dürfen uns bei den auswärtigen Angelegenheiten nicht gar zu lange aufhalten, da unſere Aufmerkſamkeit von den inneren in zu großem Maße in Anſpruch genommen wird. Thun wir nun, die beiden andern Glieder der Trias, China und Rußland bei Seite laſſend und von dem hohen Standpunkte des „Rheiniſchen Beobachters" wieder herabſteigend, einen Blick auf die preußiſche Politik im Zuſammenhange ihrer neueren Kundgebungen, um darnach den Standpunkt zur Beurtheilung ihrer Zukunft zu gewinnen und zu ermeſſen, in welches Verhältniß ſie ſich zu dem neuen Ankömmling ſtellen werde, mit dem, wie oben bemerkt worden, die Zeit ſchwanger geht.

Preußen hat erſt vor etwa dreißig Jahren angefangen, den Anſatz zu einer Volksgeſchichte zu machen. Bis dahin beſtand gar kein Volk, es war nur eine Dynaſtie vorhanden. Die ganze frühere Geſchichte Preußens iſt bloß Dynaſtiegeſchichte und das Volk kommt nur in Bezug auf die Art und Weiſe zur Sprache, wie es ſich hat drücken, prügeln, ausbeuten, todtſchießen laſſen. Das Todtſchießen brachte endlich in ſeinem Verhältniß eine Aenderung hervor. Die Dynaſtie, welche eine lange, zum Theil glänzende Geſchichte der Erfolge ihres Ehrgeizes und ihrer Vergrößerungsſucht hinter ſich hatte, ſah ſich plötzlich durch einen emporgekommenen bürgerlichen Artillerielieutenant, der ſich auf die Kunſt des Todtſchießens beſſer verſtand, als ſie, von der Bahn ihrer Entwürfe verdrängt und am Schluſſe ihrer Geſchichte angelangt. In dieſer Noth kam man auf den Einfall, von den „Unterthanen," die man bis dahin wie Münze beliebig aber vergebens dran geſetzt

hatte, endlich an das freiwillige Volk zu appelliren, und das freiwillige Volk half der Dynastie wieder auf den frühern Platz, ja es erhob sie noch um eine ganze Stufe höher. Aber das Volk, einmal anerkannt und sich fühlen lernend, begann jetzt ebenfalls in die Geschichte einzutreten und konnte nicht sofort auf seine frühere Stufe zurückgewiesen werden. Man suchte sich daher mit ihm auseinander zu setzen, sicherte ihm einen Antheil an der Geschichte zu und die Form dieser Zusicherung war ein „königliches Wort." Nach und nach glaubte man aber zu erkennen, daß bei der Erfüllung dieses Wortes, welches der Demokratie nach Verhältniß der früheren Zustände ansehnliche Konzessionen in Aussicht stellte, der Dynastie, welche früher die Geschichte allein besessen hatte, sowie ihren Dienern zu wenig verbleiben werde, ließ daher das Versprechen einschlafen, schuf ein hinhaltendes Ersatzmittel für das Versprochene, wodurch die Volkskraft in machtlose Ständeabtheilungen zersplittert wurde, und brachte es zu einem langen Zustand passiver Unentschiedenheit, der den Glauben erweckte, das Volk werde den Beginn seiner Geschichte wieder vergessen lernen, sich mit dem ertheilten Ersatzmittel begnügen und alles Uebrige wieder der Dynastie und ihrer im geheimen Krieg gegen das Aufkommen des Volksgeistes stark gewordenen Dienerschaft überlassen. In diesem Glauben scheint Friedrich Wilhelm III. gestorben zu sein und nahm also den eklatantesten Wortbruch der Geschichte mit in's Grab.

Aber das Volk, wie große Proben von Einfalt es auch abgelegt, hatte unter seinen geistigen Fähigkeiten wenigstens die des Gedächtnisses festgehalten, hatte im Stillen das Studium des Kalenders betrieben und ließ den 22. Mai 1815 nicht aus der Erinnerung fahren. Diesen Tag auch Andern in's Gedächtniß zurückzurufen, hatte es gewartet bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.

Hatte man Unrecht, auf diesen König zu hoffen? Der Antheil desselben an der preußischen Geschichte nach 1815 war Wenigen bekannt, und es liefen günstige Ansichten über ihn umher. Wenn also das Volk auf ihn eine Hoffnung übertrug, die es unter dem vorigen König hatte aufgeben müssen, so konnte man ihm dieß auf seinem Standpunkte nicht übel nehmen. Zwar hätte, wer das dynastische System Preußens in seiner früheren Geschichte verfolgte und die Beibehaltung desselben in der späteren Regierung Friedrich Wilhelms III. in's Auge faßte, schon vorher berechnen können, daß dessen Sohn dieß, sogar durch ein unersetzliches moralisches Opfer aufrecht erhaltene System nicht umstoßen werde. Doch damals herrschte über das preußische System im Allgemeinen noch zu viel Unklarheit im Volke, und man schuf sich daher, die ungünstigen Anzeichen mit Vertrauen bedeckend, aus den geringfügigsten günstigen Zeichen allerlei Aussichten für die Zukunft.

Ob man nun aber zur Beibehaltung dieser Aussichten ein Recht hatte oder nicht, darüber mußte man sich jedenfalls klar werden bei den ersten entscheidenden Regierungshandlungen nach der neuen Thronbesteigung. Worin bestanden diese? Zunächst wurde in einer sehr auffallenden und andauernden Weise der Tod des verstorbenen Königs zum Gegenstande einer offiziellen Volkstrauer gemacht, dessen Person auf eine ihm bis dahin von Niemand zuerkannten Stufe der Größe und Tugend erhoben, und die Pietät so übertrieben kultivirt, daß sie dem Volke fast in aufdringlicher Weise gegenübertrat und in einer Art loyaler Heiligung alles Zurückgreifen auf frühere Dinge bannen zu wollen schien. Wenn diesen Manifestationen etwa die Verkündigung gefolgt wäre, daß durch Friedrich Wilhelm III. die Erfüllung des mißlichen Versprechens seinem Nachfolger übertragen sei, so würde Zukunft und Vergangenheit zugleich eine andere Gestalt an-

genommen haben. Da aber in dieser Beziehung alle günstigen Zweifel durch die Antwort auf die Königsberger Adresse, welche letztere die Trauer um Friedrich Wilhelm III. nicht verstanden hatte, niedergeschlagen wurden, mußten wir, wenn wir Politiker waren, alle zusammen den Abstich zwischen der rühmenden Liebe gegen den verstorbenen König und dessen unerfülltem Wort uns nicht entgehen lassen und sofort in seiner wahren Bedeutung auffassen.

Noch sprechender, als diese Dinge, war die vorangegangene Veröffentlichung des „Testaments" Friedrich Wilhelms III., welche mit viel Berechnung geschah und allerlei zu verstehen gab, ohne es geradezu auszusprechen, so daß es schien, man traue der Gesetzlichkeit der „getreuen Unterthanen" zu, sie würden sich die Andeutungen zu Herzen nehmen, der neuen Herzenspolitik sich getrost in die Arme werfen und die alte Frage nicht zum Eklat bringen. In der jenem „letzten Willen" vorausgeschickten Einleitung des jetzigen Königs heißt es u. A.: „Ich bin mit Gott entschlossen, in den Wegen des Vaters zu wandeln." In dem Testamente selbst, das als ein mittelbares Regierungsprogramm dienen sollte, kommen folgende Stellen vor: „Hüte Dich (lieber Fritz) vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte Dich vor unpraktischen Theorien" (worunter damals nur die Theorien über Repräsentativverfassung zu verstehen waren; ferner die unzweideutige Anweisung: „Vor Allem mögen Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten." Wer nun einen Blick auf die russische und österreichische Politik wirft und neben einem vom Vater auf den Sohn testamentarisch und öffentlich übertragenen Einverständniß mit dieser Politik die freiwillige Einführung einer preußischen Volksvertretung für möglich hält, der muß mit gänzlicher Blindheit geschlagen

sein, so wie es das Vertrauen bis zum Blödsinn treiben heißt, wenn man hinter der Erklärung solchen Einverständnisses die ihm schnurstracks entgegenlaufende Absicht jener Einführung suchen wollte. Und doch haben wir dieß wie das andere zur Zeit fast Alle übersehen. Diesen Streich spielte dem Einen seine teutsche Ehrlichkeit, dem Andern seine teutsche Loyalität, welche beide in der Politik gleichbedeutend sind mit Einfalt.

In gleichem Sinne, wie die oben angeführten Worte, sprach sich die Anrede bei der „Huldigungsfeier" zu Berlin aus: „Wer Gewährleistung für die Zukunft verlangt, dem gebe ich diese Worte. (Es war von der Rechenschaft vor dem „allerhöchsten Herrn" die Rede. Friedrich Wilhelm III. hatte als „Gewährleistung für die Zukunft" bloß ein „königliches Wort" gegeben.) Eine bessere Gewährleistung kann weder ich noch irgend ein Mensch auf Erden geben. (!) Sie wiegt schwerer und bindet fester als alle Krönungseide, als alle Versicherungen auf Erz und Pergament verzeichnet" u. s. w. Hier wird also der Wille, es auf keine „Verfassungsurkunde" ankommen zu lassen, klar genug ausgesprochen und die Verfassungsgewähr besteht demnach in der „liberalen Souveränetät" unter der angerufenen Kontrole des „allerhöchsten Herrn."

Wer trotz allem Dem noch im Zweifel über die Absichten des neuen Regenten war, konnte sich nach der Zusammenberufung der „Ausschüsse" und der Veröffentlichung der bekannten Landtagsabschiede völlige Gewißheit verschaffen.

Wir haben diese kurze Wiederholung für nöthig gehalten, um den jesuitischen rothen Faden der dynastischen Politik nachzuweisen, der durch die neueste preußische Geschichte läuft, und um zu zeigen, daß an den leeren Hoffnungen, womit sich das preußische Volk seit einigen Jah-

ren getragen, und zum Theil noch trägt, Friedrich Wilhelm IV. weniger Schuld hat, als die Blindheit der Hoffenden. Er hat sich, trotz seiner sonstigen liberalen Redeweise und augenblicklichen Schwankungen, bei entscheidender Gelegenheit unzweideutig genug und stets in gleichem Sinne ausgesprochen, und überdieß durch die Wahl seiner Hauptminister und Räthe (Thile, Eichhorn, Arnim, Bodelschwingh, Bunsen ꝛc.), welche alle, mehr oder weniger einer reaktionären und zugleich pietistischen Richtung huldigen, und dieß, den liberalen Verdächtigungen der nichtswürdigen Journalistik zum Trotze, in ihren Amtsverrichtungen wahrlich verständlich genug an den Tag legten, seinen Worten in der Praxis kein entschiedenes und nachhaltiges Dementi gegeben. Der Anschein eines solchen entsprang offenbar hauptsächlich aus der Furcht Sr. Majestät, daß das Volk seinen Hoffnungen auf die „liberale Souveränetät" zu enge Gränzen ziehen und dadurch die eingeführte Vertrauenspolitik zu sehr gefährdet werden könnte. Wenn man alles dieß nicht zeitig und allgemein genug erkannt hat, so werde man auch seiner eignen Blindheit gerecht und suche die Schuld nicht allein bei Andern. Den Andern gegenüber zeige man eben, daß man seine Blindheit abgelegt hat. Einem Prinzen von einiger Befähigung, der sich seit Jahrzehnten auf seine Thronbesteigung vorbereitet hat, kann man zumuthen, daß er sich für seine Regierung bestimmte Pläne mit einem festen System gebildet, und wenn er die Hauptgrundsätze dieses Systems nach seinem Regierungsantritt kund gegeben, so ist es Thorheit, darauf zu hoffen er werde ohne Noth nach entgegengesetzten Grundsätzen handeln.

Nachdem man über die Absicht Friedrich Wilhelms IV. keine Volksvertretung zuzulassen, im Reinen war, hatte man sich nach den Gründen dieser Absicht zu fragen, Man mußte sie, außer in persönlichen Begriffen von der

göttlichen Stellung der „liberalen Souveränetät", in dem preußischen Systeme finden, welches der neue Regent nur entweder ganz annehmen oder ganz verwerfen konnte. Dieß System ist ein rein dynastisches. Auch ohne die geheime Denkschrift vom Jahr 1822, welche als ein Markstein für die Wendung der neuern preußischen Politik gelten kann (die Gesetze über die Provinzialstände sind um dieselbe Zeit entstanden), konnte das preußische System nicht lange im Dunkeln bleiben. Die preußische Politik ist, wie die russische, eine mehr auswärtige als innere. Die innere dient als Mittel der äußern, während z. B. in Oesterreich die äußere als Mittel der innern dient. Vermehrung des preußischen Einflusses und demnächst gelegentliche Ausdehnung der preußischen Grenzen — das ist mit wenig Worten der Hauptzweck der Berliner Politik, und der Boden für dies Streben ist hauptsächlich Teutschland. Seine teutschen Projekte hat Preußen um so mehr festgehalten und erweitert, je weniger das eifersüchtige Oesterreich im Stande war, sie seinerseits zu verfolgen. Oesterreich ist zu Teutschland in durchaus defensive Stellung gerathen, während die preußische immer offensiver geworden ist. Der Plan einer preußischen Hegemonie, welcher früher nur angedeutet und geheimnißvoll behandelt wurde, liegt jetzt aller Welt, die sehen will, klar vor Augen, trotz der Unverschämtheit, womit die Preußendiener ihn abzuleugnen suchen. Aber nicht etwa eine große Idee, als deren Träger Preußen zu betrachten wäre, nicht die Freiheit des preußischen Volkes soll die Oberherrschaft erringen und eine Befreiung auch des ganzen teutschen Volkes gründen: nur der Dynastie des „Hauses" wegen sind primo loco alle Kräfte zur Vermehrung des preußischen Uebergewichts in Thätigkeit gesetzt worden, und daß es dabei nicht an Helfershelfern fehlt, die beim Gelingen ebenfalls besondere Aussichten haben, versteht sich von selbst. Nicht aus der reinen Quelle eines

hohen Menschheitsstrebens, nur aus der unreinen Quelle des Ehrgeizes, der Sucht nach Macht, Glanz u. s. w. entspringt also die wahrscheinlich von Friedrich dem Großen eingeleitete, so moralisch eingekleidete und sich so liberal geberdende neuere preußische Politik. Was in ihrem Gange Menschliches und Volksthümliches mit untergelaufen, war nicht Zweck, sondern nur Mittel. Sogar die Kultur mußte ihr als Mittel der Unkultur dienen. Schwarz auf Weiß ist dieß Alles ausgesprochen in der erwähnten Denkschrift vom Jahr 1822, und diese Denkschrift ist nicht eher widerlegt, als bis die preußische Politik sich vom Volke abhängig macht und sich aller Mittel begibt, welche ihr erlauben, gegen den Willen des Volkes zu agiren. Preußen ist so lange Teutschlands geheimer Feind, als es nicht darauf ausgeht, von der russischen und österreichischen Kabinetspolitik getrennt, in Teutschland die Volksherrschaft zu befördern und der teutschen Freiheit seine Entwürfe einer besondern Großmacht zum Opfer zu bringen. Die preußischen Redensarten von Beschützung Teutschlands, vom Mittelpunkte teutscher Bildung, von teutscher Einheit u. s. w. sind rein gar nichts als Köder und sie werden nicht eher eine Wahrheit, als bis Preußen seine Politik von einem teutschen Parlament sich vorschreiben lassen will.

Dieß führt uns auf die Verfassungsfrage zurück. Es ist klar, daß es das angedeutete System aufgeben hieße, wenn man dem Volke wirkliche Vertretungsrechte zugestände. Das Volk würde sie zunächst benutzen, um die Abgaben zu vermindern, das kostspielige und verderbliche Militärwesen zu reduziren, das riesenhafte Verwaltungswesen zu beschneiden, den Hoflurus einzuschränken, die hohen Verbindungen zu lähmen, eine andere Haltung gegen Rußland zu erzwingen, kurz, der Kabinetspolitik nach Innen und nach Außen alle Mittel aus der Hand zu winden, welche

zu andern als zu Volkszwecken benutzt werden könnten. Alles dieß würde bereits erreicht sein, und Preußen mit Teutschland auf einer weltgebietenden Höhe der Freiheit und Volskraft stehen, wenn das Versprechen Friedrich Wilhelms III. bei Zeiten erfüllt worden wäre. Um es dahin nicht kommen zu lassen, sondern die Entscheidung aller Angelegenheiten der Gewalt „von Gottes Gnaden" auch fürder zu sichern, zugleich aber sich nicht in ganz direktem Widerspruch mit den herausgeforderten Rechten und Ansprüchen des Volkes zu setzen, hat man berathende Provinzialstände geschaffen. Man hat zunächst das divide et impera provinzweise in Ausführung gebracht, und dann die Staatsbürger, die als solche keinen Unterscheid unter sich kennen und anerkennen dürfen, künstlich in vier Stände abgetheilt, um dieselben mit ihren verschiedenen Vortheilen und Ansprüchen unter sich in Widerspruch zu setzen, und der Gefahr zu entgehen, daß die ständischen Versammlungen, wenn z. B. einmal keine „Fürsten" und „Ritter" hineingewählt würden, zu frei zusammengesetzt werden könnten. Um diese Gefahr noch mehr zu beschränken, hat man den „Fürsten" und „Rittern" eine aller Vernunft und allem Recht Hohn sprechende Uebermacht der Stimmen gesichert. Ferner hat man dafür gesorgt, daß die eigentliche Intelligenz des Bürgerstandes gar nicht vertreten ist, und das Recht, in dem geheimen Ständesaal den Geist für das Volkswohl leuchten zu lassen, wird nur erlangt durch den geistlosen Besitz todter Erde und den Betrieb roher Handgeschäfte. Der sonstigen Beschränkungen, des Mangels an Oeffentlichkeit, der Beaufsichtigung des Petitionirens, der Unterdrückung aller Volkstheilnahme an den „Berathungen" von Männern, welche sich nach dem Minister von Arnim nur dem für sie „stets offenen Ohr ihres Königs und Herrn"*)

*) Es ist eine wahrhaft riesenmäßige Anmaßung des absolutistischen Geistes, daß Volksabgeordnete nur für diejenige Macht be-

mitzutheilen haben, der kindischen Lächerlichkeit, daß diese Männer als Volksabgeordnete nicht einmal mehr Namen haben, sondern nur als unbekannte „Referenten," „Abgeordnete des Ritterstandes" u. s. w. hinter den Koulissen handeln sollen, der fernern Lächerlichkeit, daß ihre Berathungen, durch die Filtrirmaschine der Staatskontrole gezogen, nach und nach wie eine Dachtraufe das Volk beträufeln, nachdem der Regen der Landtage längst vorüber ist, kurz aller der kleinlichen, ächt preußischen Beengungen, angstvollen Berechnungen, lothweisen Abwägungen, zollweisen Zumessungen u. s. w. braucht man gar nicht erst zu erwähnen, um es klar zu machen, daß die Provinzialstände, ihrer Bestimmung wie ihrer Beschaffenheit nach, aller demokratischen Natur und Kraft entbehren, daß sie vollständige Possen sind und selbst die früher versprochene Volksvertretung und die bundesgesetzlichen Verpflichtungen geradezu verspotten. Sie thun dieß um so mehr, wenn man bedenkt, daß man zu ihrer Einrichtung den Vorwand einer „organischen" Weiterbildung aus der Geschichte heraus benutzt hat, während der demokratische Sinn unserer Vorfahren von solchen ohnmächtigen berathenden Landtagen gar keine Ahnung hatte. Es wäre „organisch" gewesen, wenn man auf das frühere „königliche Wort" und die ihm vorangegangenen Verbesserungen im Staatsleben zurückgegangen wäre. Aber für das Recht kennt man keinen Organismus, wenn der Eigennutz in's Spiel kommt. Statt

---

stimmt sein sollen, gegen welche sie ihrer eigensten Natur nach bestimmt sind. Volksabgeordnete zu Regierungsdeputirten machen zu wollen, heißt etwa so viel, als den Gewichtstein, der einem Gegenstand die Wage halten soll, zu diesem Gegenstand in die Schaale legen. Aber solche Widersinnigkeit folgt folgerecht aus dem Grundsatze, welcher Alles in der „Krone" vereinigt, ein Grundsatz, der in dem Herrn von Arnim einen seiner konsequentesten Ausleger gefunden hat.

ſich an die unabweisbarſten Verpflichtungen und Thatſachen zu halten, hat man dem „königlichen Wort“ zuwider auch nicht einmal bei der Einrichtung der Provinzialſtände das Volk konkurriren laſſen, freilich aus nahe liegenden Gründen. Das Volk aber hat danach noch immer die auch in ſtaatsjuriſtiſcher Beziehung „rechtliche“ Verwahrung, daß ſie ihm gegen das frühere Geſetz und Verſprechen einſeitig aufgedrungen ſind. Sie ſind auf einen Boden gepflanzt, womit eine beſſere Pflanze gewaltſam zugedeckt iſt, und können ſchon aus dieſem Grunde keine „rechtlichen“ Wurzeln ſchlagen. Sie laſſen die Anſprüche des Volkes auf eine „zeitgemäße Volksvertretung“ ganz unberührt, ſchmälern daran „rechtlich“ um kein Haar, beeinträchtigen dem „Zeitgemäß“ nicht im Mindeſten die wachſende Ausdehnung, und das Volk bindet ſich ſelbſt die Hände, wirft ſelbſt ſein Recht hinweg, untergräbt ſich ſelbſt ſeine Zukunft, wenn es bei einer etwa zu bildenden allgemeinen Verfaſſung die jetzigen Provinzialſtände zur Grundlage machen läßt. Es muß eine demokratiſche Verfaſſung erringen, oder Alles von der Hand weiſen. Das iſt ſeine nächſte Aufgabe, die ihm, von Vernunftgründen abgeſehen, die Geſchichte der letzten dreißig Jahre zugeſchoben hat.

Doch wir kommen auf das Syſtem der preußiſchen Politik zurück. Wahre Volksvertretung iſt, wie wir geſehen, mit ihm nicht verträglich, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, eben ſo wenig freie Preſſe und ſonſtige Freiheit der Volksbewegung. Dieß iſt die negative Seite ſeiner Mittel. Erwähnen wir nun kurz ſeine poſſitiven Mittel. Die Zeiten, wo unter dieſen das Schwert obenan ſtand, ſind vorbei. Zur Anwendung deſſelben iſt weder Muth noch eine günſtige Weltlage vorhanden. Man muß vielmehr Alles aufbieten, um das Schwert in der Scheide zu halten, da es vor der Hand zu ganz andern Ergebniſſen führen würde, als man beabſichtigt. Es dient daher einſtweilen nur, um

nach Außen und nach Innen zu imponiren, wobei die Absicht, es bei ganz günstiger Weltlage, nach gehöriger Bearbeitung des Bodens, wirklich anzuwenden, sich im Hintergrunde hält. Die Mittel, deren sich die preußische Politik jetzt bedient, sind also sogenannte friedliche. Unter ihnen sind besonders folgende zu erwähnen:

1) Anscheinende Begünstigung des Fortschrittes in geistigen und politischen Dingen. Daß diese Begünstigung eben nur eine scheinbare ist, und sehr bald ihre Gränze erreicht, wenn sie einigermaßen ernstlich auf die Probe gestellt wird, hat sich an hundert Thatsachen gezeigt. Sobald der Fortschritt aufhören kann, Mittel des selbstsüchtigen Systems zu sein, wird er durch rohe Gewalt gehemmt. Da er übrigens in den sonstigen Staaten Teutschlands eben so wenig reelle Beförderung findet, so wird es Preußen mit größeren Mitteln immer noch leicht, geistig eine hervorragende Stellung einzunehmen, und den „Mittelpunkt teutscher Bildung" darzustellen. Diese Stellung würde aber sehr bald gefährdet sein, wenn z. B. Sachsen, Hannover, Würtemberg u. s. w., sich der Bundespolizei möglichst entziehend, der Presse mehr den Zügel schießen ließen, den Universitäten mehr Freiheit gewährten, und den ausgezeichneteren Gelehrten in dieser Freiheit ihren Wirkungskreis anweisen.

2) Anscheinende Vollkommenheit der inneren Verwaltung, wodurch nach Innen das Volk möglichst beschwichtigt, und nach Außen ein lockendes Vorbild aufgestellt werden soll. Wie es mit dieser Vollkommenheit, namentlich in Bezug auf die behagliche Stimmung, die natürliche Bewegung und das materielle Wohlbefinden des Volkes beschaffen ist, darüber ist in neuerer Zeit so viel Licht verbreitet worden, daß weitere Ausführungen hier gespart werden können. Es sei nur noch die Bemerkung angeknüpft, daß man in Preußen den Absolutismus mit Hülfe

der Verwaltung kultiviren, daß man ihn stets halten zu können glaubt, indem man ihn zeitgemäß zurecht macht. Es kommt uns dieß vor, als wollte man das Eis des Winters während des Frühlings und Sommers dadurch erhalten, daß man es mit künstlichen Blumen und Aehren überzöge.

3) Die Einwirkung auf die Bundestagsgesandten der kleineren Staaten darf man aus dem Grunde nicht zu hoch anschlagen, weil diese Gesandten in wichtigeren Dingen jedenfalls nach besonderen Verhaltungsbefehlen ihrer Höfe handeln, mithin die letzteren zu verantworten haben, was Preußen (und Oesterreich) bei ihnen durchsetzen.

4) ein Meisterstück der preußischen Politik war die Gründung des Zollvereins. Er faßte nicht bloß das teutsche Volk bei seinen nächsten Interessen, sondern gab auch Preußen, das die Leitung des Vereins in seinen Händen behielt, nach Innen wie nach Außen, ein Uebergewicht, welches in der Bundesverfassung gar nicht vorgesehen war und neben dieser sich geltend machen konnte.

Was bei den Grundsätzen, die Preußen in der Zollvereinspolitik festhält, am meisten auffallen muß, ist seine eifrige Vertretung der Handelsfreiheit. Kein Mensch von aufgeklärten Ansichten wird sich für bornirte Nationalabsperrung und ein veraltetes Schutzzollsystem erklären können; aber wenn man bedenkt, daß die Freisinnigkeit Preußens in solchen Dingen gar nicht zu seinen sonstigen Grundsätzen paßt, so wird man versucht, besondere Gründe dahinter zu wittern. Hat man etwa, um mit Holland anzufangen, sich durch die holländischen Geldleute besondere Verpflichtungen auferlegen lassen, oder hofft man, die holländischen Sympathien für besondere mögliche Fälle zu ködern? Fürchtete man die Antipathie der Engländer zu sehr zu erregen und eine neuerdings so eifrig kultivirte protestantische Liaison zu gefährden, die später, bei etwaiger Aus-

dehnung der preußischen Grenzen nach der See hin und bei einer Schilderhebung in Frankreich unentbehrlich sein würde, vielleicht auch nach einer etwaigen nothgedrungenen Trennung von Rußland das russische Bündniß ersetzen soll? (Die preußische Politik möchte gar zu gerne in England *populär* werden; deßhalb scheut sie auch Angriffe der englischen Presse am allermeisten.) Oder sucht man hinter den Grundsätzen der Handelsfreiheit Schutz für den unverantwortlichen und verdächtigen Mangel an Energie, den man aus politischen oder sonstigen Rücksichten an der russischen Grenze an den Tag legt? So viel ist sicher, daß, wenn der Zollverein bloß eine *französische* Gränze hätte, Preußen in Handels- und Zollsachen sich nicht in den Ruf zu großer Nachsicht und Freisinnigkeit bringen würde. Frankreich, als der Sitz der grundsätzlichen Volksherrschaft, ist auch ohne die Erinnerung an die Kriege von 1806 u. s. w. Preußen weit mehr verhaßt, als unter irgend welchen Verhältnissen England sein würde, dessen konservativere Zustände mit ihren aristokratischen Elementen man im Nothfalle als ein Abfindungsmittel annehmen zu können glauben mag, ohne zu bedenken, daß sich nicht mit den Staatseinrichtungen auch die Elemente übernehmen lassen, welche in ihnen wirksam sind.

Hat Preußen übrigens mit dem Zollverein wirklich die „*teutschen*" Absichten, die es vorkehrt, so gibt es die Leitung desselben aus den Händen und sucht dafür eine teutsche Centralbehörde zu schaffen. Es versteht sich von selbst, daß die Verhandlungen dieser Behörde unter dem Einflusse der Volksorgane stehen und nicht in der Weise der jetzigen geheimen Konferenzen gepflogen werden müßten. Es ist Sache der übrigen Vereinsstaaten, welchen die preußische Zollprotektion ohnehin schon drückend zu werden angefangen hat, auf das angedeutete Ziel hinzuarbeiten.

5) Der *Protestantismus*. Er dient als letzter

Reservehebel des preußischen Einflusses und Preußen würde eher sein stehendes Heer von Soldaten abschaffen, als sein knieendes Heer von Pfaffen, mit deren Hülfe es die Rolle eines „Beschützers des Protestantismus auf dem Festlande" spielt. Doch hat es nicht bloß Beschützer, sondern auch Missionär einer Lehre sein wollen, durch welche es sich einen innern Einfluß auf jede Seele sichern zu können gedenkt, die es ihr gewinnt (Rom ist es nicht allein, das den Herrgott zum Werber macht). In jenem Streben ist denn der protestantische Werbergeist mitunter trotz aller Schlauheit zu voreilig gewesen und den Katholiken so nahe auf den Leib gerückt, daß diese eifersüchtig und aufsäßig geworden sind. Es war namentlich die Kölner Affaire, welche der Berliner Politik die Ueberzeugung beibrachte, daß es zu bedenklich sei, den begonnenen Kampf gegen zwei Fünftel der Staatsbevölkerung in der früheren Weise durchzuführen. Hätte die katholische Bevölkerung aus wenigen Tausenden bestanden, so würde man schon Mittel gewußt haben, mit ihr fertig zu werden. Die zu große Zahl aber nöthigte zum Rückzug. Man schlug nun, um den Verdacht böser Absichten möglichst auf die Seite zu schaffen, ganz den entgegengesetzten Weg ein. Man gewährte (obschon z. B. der von dem Rheinischen Landtage abgewiesene Strafgesetzentwurf wieder hinterhaltige Plane fürchten ließ) dem Katholizismus völlig freie Hand und räumte ihm eine Selbstständigkeit ein, die er bis dahin nicht besessen hatte. Könnte sich die preußische Politik zu dem Grundsatze erheben, daß man die Wahrheit wie die Unwahrheit sich selbst und ihren Kämpfen überlassen müsse, wenn man der einen zum Siege, der andern zur Niederlage verhelfen wolle, so würde man hinter der Liberalität gegen den Katholizismus den großartigen Plan suchen können, denselben durch seine eigenen Uebertreibungen sich aufreiben und auflösen zu lassen. Man würde denken

können, sie sei zu der Einsicht gekommen, daß die religiöse Finsterniß nur dann hartnäckig festgehalten wird, wenn man ihr die Gewalt oder Proselytenmacherei als ihre Feindin darstellen kann. Aber daß die Berliner Staatsmänner solche Ansichten gehegt hätten, als sie dem Katholizismus sogar bis in die Wohnung des heiligen Rockes unter die Arme griffen, darf man ihnen neben den sonstigen Proben ihrer Einsicht und ihres Wahrheitseifers nicht zutrauen. Vielmehr darf man hinter der neueren Politik gegen den Katholizismus nur die Furcht vermuthen und etwa den Versuch, denselben durch Nachgiebigkeit allmählig mit der protestantischen Macht zu versöhnen. Doch die Triebfeder dieser Politik mag gewesen sein, welche sie wolle, ihr Ergebniß war ein ungewöhnliches. So wie der politische Absolutismus in seiner Abwehr drückender wird, als in dem Angriffe, so wie er, wenn er seinem Ende naht, seine letzten Kräfte noch im brutalsten Despotismus zusammenzuraffen pflegt, so setzt auch der religiöse Absolutismus, worunter wir hier den Katholizismus verstehen, wenn er sein Grab vor Augen sieht, alle seine den Geist despotisirenden Mittel mit gesteigerter Thätigkeit in Bewegung, um das Unabwendbare wenigstens hinzuhalten. Die Zusammenfassung dieser Mittel zeigt sich im Jesuitismus. Der Katholizismus wird und muß gegenwärtig ganz in Jesuitismus aufgehen, und der Jesuitismus ist seine letzte Klasse. Zu einem Hauptsitze dieser letzten Reaktion hatte man Trier ausersehen, wo die Pfaffen einen klugen Streich zu begehen glaubten, wenn sie die Größe und Dauer ihrer Macht durch den „heiligen Rock" auf die Probe stellen ließen. Sie hatten nicht bedacht, daß der Mangel einer Nath im heiligen Rock durch einen Riß in den weiten Mantel ihres römischen Generalissimus könne ausgeglichen werden. Einer ihrer frühern Amtsbrüder kam auf den Einfall, über die

Trier'sche Komödie eine Kritik zu schreiben. Die Zeitstimmung bemächtigte sich dieses zufälligen Anstoßes und die römischen Schafe, denen es gar zu schwül in ihrem alten Stalle geworden war, begannen auf das gegebene Zeichen massenweise in einen neuen Pferch zu laufen. Da im gewöhnlichen Verlaufe die Geschichte ihre Schulden der Vernunft nur in kleinen Summen abzutragen pflegt, so muß man es von diesem Gesichtspunkte aus auch nicht verschmähen, die Entstehung des Neukatholizismus in das „Haben" zu verzeichnen, und wie gleichgültig es an sich der Vernunft auch ist, ob die Leute ohne einen Papst oder mit einem Papst „katholisch sind", so fällt wenigstens der Umstand politisch ins Gewicht, daß die Neukatholiken nicht den römischen Gebieter mit einem weltlichen vertauschen können, so lange sie nicht auf positivem Gebiete einen Schritt weiter, nämlich in den „königlichen" Protestantismus thun, so wie der fernere Umstand, daß die religiöse Unabhängigkeit, die man ihnen zustehen muß, eine Anregung für den demokratischen Geist in andern Sphären werden kann. Die theilweise begonnene Auflösung des Katholizismus kam der Schutzwacht des Protestantismus gewiß sehr erwünscht, sie hat die Leute vom heiligen Rock sicher recht selbstvergnügt in's Fäustchen ausgelacht, und bei der geduldeten Beförderung des neuen Glaubenszwistes kam ihr der früher aufgestellte, nach den Umständen beliebig auszudehnende oder zu beschränkende Grundsatz der Glaubensfreiheit vortrefflich zu Statten. Aber die Ausstellung des heiligen Rockes hatte auch auf ihrer Seite eine Folge, welche sie eben so wenig vorhergesehen, als das Trier'sche Pfaffenthum den Neukatholizismus auf seiner Seite. Indem nämlich der Katholizismus einen Schritt vorwärts machte, that der Protestantismus desgleichen. Dieser Umstand, so wie die Exzesse katholischer Fanatiker, wahrscheinlich auch Metternich'sche und erzbischöfliche Vor-

stellungen, legten plötzlich der Beförderung der gepriesenen „Glaubensfreiheit" wieder einen Hemmschuh an, und man griff in die religiöse Entwickelung, nach alter Weise, mit der Polizei ein. Was die Furcht von der einen Seite hervorgerufen, beeilte sich jetzt die Furcht von der andern Seite zurückzuhalten. Aber es ist jetzt zu spät und die Polizei wird so wenig mehr ausrichten, als die Offenbarungsphilosophie. Der Sauerteig der neuen Zeit ist gemengt, und das Brod muß gebacken werden. Die praktische Folge für die Politik wird sein, daß die Schutzmacht des Protestantismus einen guten Theil ihrer Schützlinge verlieren wird, die sich von ihrer religiösen Oberhoheit losmachen, wie die Neukatholiken von der Oberhoheit des Papstes. Man wird zu der Erkenntniß kommen, daß das Projekt einer Staatskirche durch die Protestanten eben so sehr gekreuzt wird, als durch die Katholiken. Preußen ist in dieser Beziehung den Engländern voraus, die trotz aller politischen Freiheit es in der Religion noch nicht einmal bis zu „Lichtfreunden" gebracht haben. Zwar sucht man den Protestantismus noch dadurch ungetheilt in der Hand zu behalten, daß man ihm Spielraum in einer Freiheit anweist, die man früher durch Flintenkugeln hintertrieb, nämlich in der Sektenfreiheit. Diese Freiheit soll das ultimum refugium der Unfreiheit sein. Aber die Vernunft hat in der neueren Zeit so weit vorgearbeitet, daß man von der Sektenfreiheit die beiden ersten Sylben nach und nach wird streichen müssen, und wenn erst die Neuprotestanten ehrlich werden und massenweise die Heuchelei abstreifen, womit sie sich noch an die früheren Verhältnisse anklammern, dann wird auch von Amtswegen das Gebiet geöffnet werden müssen, in welchem es keine Sekten mehr gibt, nämlich das Gebiet der völligen Geistesfreiheit.

Wenn man nun die hier angeführten Mittel in's Auge faßt, wodurch die preußische Politik ihre Pläne vornehm-

lich zu fördern gedenkt, so muß man gestehen, daß dieselben, wie klug sie auch angelegt sind, doch alle zusammen keine Dauer haben und der Oeffentlichkeit eben so wenig widerstehen können, als der Zweck, dem sie dienen sollen. Gerade je höher sie zum Theil gegriffen sind, um so abstoßender wirken sie, sobalo man ihren Zweck erkennt. Diese Erkenntniß, welche außerhalb Preußens schon ziemlich Fuß gefaßt zu haben scheint, muß die preußische Politik mit der Zeit in die größte Verlegenheit bringen und wird ihr, wenn danach gehandelt wird, am Ende keine andere Wahl lassen, als entweder, mit Beibehaltung ihrer Zwecke, und auf Rußland gestützt, den Weg der offenen Gewalt zu versuchen, was so viel heißt, als auf einmal den Hals zu brechen, oder aber, ihre Pläne aufzugeben und sich offen und gänzlich auf dem Wege demokratischer Verfassung dem übrigen Teutschland anzuschließen und einzuverleiben.

Der Verlegenheit nach Außen, die wir hier angedeutei haben, steht die eben so große Verlegenheit nach Innen zur Seite. Wir kommen durch sie wieder auf die Verfassungsfrage zurück. Die Nichterfüllung des berüchtigten „königlichen Wortes," das man endlich eingeschlafen glaubte, ist in neuerer Zeit von der öffentlichen Meinung förmlich in kriminalistischem Sinne zu Protokoll genommen worden und hat sich als ein unseliger Pfahl im Fleische der preußischen Politik gezeigt. Gab diese Politik der in jener Protokollirung liegenden moralischen Nöthigung, trotz ihren souveränen Erklärungen, nach, so gestand sie zwar zu, daß sie sich an eine moralische Pflicht hatte mahnen lassen, und räumte dem Volksgeist ein bedeutendes politisches Uebergewicht ein, aber sie hätte dafür noch immer eine Volkspolitik werden können; ignorirte sie die Nöthigung, ließ sie sich also vergebens an moralische Pflichten mahnen, so behauptete sie zwar äußerlich ihre Machtvollkommenheit,

gab aber innerlich dem Volksgeist ein noch bedeutenderes moralisches Uebergewicht, und kam völlig mit ihm auseinander. Sie hat von beiden Uebeln (um dieses Wort in ihrem Sinne zu gebrauchen) das größte gewählt.

Das „königliche Wort" hat also durch die Nichterfüllung dem Volke und nicht der Regierung seine Dienste geleistet*). Die Protokollirung hat stattgefunden und das „königliche Wort" ist ein Schwert in der Hand der Demokratie geworden. Die Erfüllung jetzt noch in dem früheren Sinne zu fordern, wäre Thorheit, zumal da man, die Nichterfüllung in der Hand, jetzt die Ansprüche bedeutend steigern kann und muß. Es kommt jetzt zwar auch noch, so lange die Geschichte keinen andern Gang nimmt, auf eine sogenannte „zeitgemäße Verfassung" an, aber eben so sehr auf den zeitgemäßen Umstand, daß das Volk es ist, welches sie erringt. Die Hauptsache ist jetzt, daß nichts mehr oktroyirt werde. Die preußische Politik ist zu rathlos und innerlich zu machtlos geworden, um den Ansprüchen des Volkes auch in friedlicher Zeit noch lange widerstehen zu können. Mit ihrem bisherigen Systeme kann sie nicht mehr vorwärts und nicht mehr zurück. Sie muß dem Volke ihr System zum Opfer bringen. Wird sie es freiwillig thun? Es wäre Thorheit, das zu glauben. Sie wird nichts geben, als was sie geben muß,

---

*) Von verschiedenen Seiten, namentlich aber von Seite der blinden Kommunisten, ist es besonders mir verdacht worden, daß ich so viel Wesens mit dem „Königlichen Wort" gemacht habe. Ich erwiedere darauf nur dieß: Hatte das „Beim Wortnehmen" politische Folgen, so kamen wir dadurch um einen bedeutenden Schritt weiter, welches alsdann andere Fortschritte nach sich ziehen mußte; hatte es aber keine Folgen, so war das Resultat völlige Diskreditirung der Berliner Moral in der Meinung des Volkes. Wie wichtig dieß Resultat ist, wird wohl die Zukunft lehren.

aber daß sie geben muß, hat sie schon an Nebendingen genug bewiesen. Trotz dem Gerede von der Unabhängigkeit ihrer Entschlüsse, welche sich nicht imponiren lasse u. s. w., sei man so versichert, wie von der Abwechselung zwischen Tag und Nacht, daß jede Konzession, die sie macht, nur eine unfreiwillige, eine durch den erwachenden Volksgeist abgenöthigte ist. Bei diesen Konzessionen sucht sie für ihr System zwar zu retten, was sie kann, aber auch diese Hoffnung wird sie aufgeben, wenn der Volksgeist ihre Verlegenheit zu benutzen weiß und Festigkeit und Konsequenz zeigt. Sie ist, wie alle Reaktion unserer Zeit, in verzweifelter Defensive, die zur Niederlage wird, sobald sie völlig enthüllt ist. Es wird die Zeit kommen, wo sie die Erfüllung ihres alten Versprechens dem Volke aufdringen möchte; natürlich ist es dann zu spät, sich auf dergleichen einzulassen. Zwei Mächte sind es namentlich, die sich im Widerstande gegen sie vereinigen müssen und deren vereinigte Opposition ihr Gesetze vorschreiben kann, nämlich der Geist der Preußen und der Geist der „konstitutionellen" Teutschen.

Fassen wir zuvörderst das Gesagte zusammen, so ergibt sich Folgendes:

1) Die preußische Politik ist entschieden und „unwiderruflich" gegen jede Verfassung, welche dem Volke eine Macht über sie in die Hand gibt, und auf die freiwillige Gewährung einer solchen Verfassung zu hoffen, ist die größte Thorheit;

2) sie handelt nach dieser Antipathie nicht bloß vermöge ihres absolutistischen Prinzips an sich, sondern hauptsächlich aus Rücksicht auf ihre Hegemonieprojekte;

3) das preußische Volk kann und darf diese Politik nicht theilen, theils weil es dadurch Verrath an der Vernunft und seinen natürlichen Rechten, theils weil es Verrath an dem übrigen Teutschland begehen würde;

4) es muß also klar und entschieden in's Auge gefaßt werden, daß zwischen dem Regierungsprinzipe der preußischen Politik und dem Prinzipe des Volkes ein unvereinbarer Widerspruch obwaltet, der nur durch entscheidenden Sieg des Volksprinzips gelöst werden kann;

5) es entsteht demnach die Frage, welches, ohne Hülfe einer Staatsumwälzung, die im Nothfalle immer von selbst kommt, die beste Art und Weise sei, dem Volksprinzipe den Sieg zu verschaffen, und diese Frage soll uns jetzt beschäftigen.

So wie die preußische Politik einstweilen auf moralische Wirkungen verwiesen ist, so sind es auch moralische Wirkungen, welche ihr am meisten Eintrag thun. Sie macht sich in derselben Weise geltend, wie früher ihre Militärmacht sich geltend gemacht hat, nämlich durch den Schein; sie wird aber auch dasselbe Schicksal erfahren, wie ihre Militärmacht, wenn der Volksgeist es auf eine moralische Schlacht bei Jena mit ihr anlegt. Sie besteht von der einen Seite durch den Schein, und von der andern durch die Feigheit, welche es nicht wagt, den Schein auf die Probe zu stellen. Die eigentlich moralische Unterstützung des Volkes fehlt ihr durchaus, aber sie hat das Volk so erzogen, daß es zum Theil noch selbst glaubt, es unterstütze sie.

Der schlimmste Feind der Preußen, wie der Teutschen überhaupt, ist ihre blinde Loyalität. Ein wahrhaft religiöser Kultus, der ihnen durch eine schmähliche Erziehung eingebläut wurde, wirft sie der Gewalt unbedingt zu Füßen, und sie beten sie so gut an, wenn sie Fußtritte erhalten, als wenn ihnen ein Almosen hingeworfen wird. Die einfache Wahrheit, daß die Regierung des Volkes wegen, nicht das Volk der Regierung wegen da sei, daß folglich auch, um von Anderem zu schweigen, das Volk der Regierung, nicht die Regierung dem Volke das Zeugniß

auszustellen habe, schon diese Wahrheit begreifen sie nicht, und sollte sie ihnen als tägliches Brod auf den Tisch gesetzt werden. Sie halten sich dabei, daß sie betteln müssen, wenn es ihre Rechte gilt, daß sie schmeicheln müssen, wenn sie eine Vorstellung wagen, daß sie danken müssen, wenn man sie am Leben läßt, daß sie kriechen müssen, wenn man sie mit ungnädigem Auge ansieht. Daß es eine Ungnade des Volkes geben könne, davon haben sie so wenig eine Ahnung, als daß es ein Recht des Volkes gibt. Diese Erniedrigung des Volksgefühls und des männlichen Sinnes geht durch alle Klassen; sie blüht unter den Volksvertretern wie unter den Unterthanen, unter den Schriftstellern wie unter den Volksvertretern. Wo Einer ein kühnes Wort sprechen oder eine männliche Haltung annehmen will, da wird jedenfalls bei der Loyalität die Gränze seiner Kühnheit sein. Es ist hier nicht die Rede davon, daß die bedenkliche Gesetzgebung, welche die Loyalität zu hüten bestimmt ist, leichtfertig durchbrochen werden, und die männliche Ehre sich jedesmal im Kerker erproben soll; es handelt sich hier nicht sowohl von einem Thun, als von einem Unterlassen, von einer stummen Sprache, einem passiven Demonstriren, einer schweigenden Ehrlichkeit, einem Maßhalten in der Unterwürfigkeit, welche denjenigen schändet und brandmarkt, der im Rechte ist. Das Volk ist aber immer im Recht, und es hat eben so wenig um sein Recht zu betteln, als dafür zu danken.

Die Selbstverurtheilung zur Erniedrigung, von der hier die Rede ist, zeigt sich nicht bloß in dem Benehmen der Einzelnen, sondern sie bleibt auch nicht aus beim Auftreten ganzer Massen. Ich übergehe hier das eckelhafte Hurrahschreien und Sklavengejubel, welches noch immer in Straßen und Pagoden jede Erscheinung der Gewalthaber verfolgt; wenden wir uns von der Straße zu denjenigen „Unterthanen", welche im Bürgersaale allgemeine Wünsche

oder Forderungen anzubringen haben. Der ganze Ton, in welchem dergleichen geschieht, drückt in der Regel ein so knechtisches Verzichtleisten auf jede Rechtsüberzeugung aus, daß man sich wundern muß, wie solcher Selbsterniedrigung nur noch das Recht eingeräumt wird, irgend einen Wunsch zu Papier zu bringen. Wie können in denen berechtigte Lebendige anerkannt werden, die sich bei jeder Gelegenheit nur bemühen, in „tiefster Unterthänigkeit zu ersterben"? Man möchte sich erbrechen, wenn man die unterthänigen Mäuler freigeborner Menschen von solchem Speichelfluß der Loyalität überlaufen und die Wegwerfung ihres Menschenthums in Worte kleiden sieht, die unter dem Fußtritte eines Despoten in der Kehle eines winselnden Sklaven entstanden zu sein scheinen. Man wende nicht ein, daß dieß auf Aeußerlichkeiten zu viel Gewicht legen heiße. Die Heilighaltung dieser hergebrachten Formen der Erniedrigung drückt es nur zu sehr aus, daß der Geist, der sich in sie kleidet, auch in sie paßt. Kein freier Mann wird sich zu irgend einem Zwecke in die Formen der Sklaverei zwängen lassen. Auch sind es gerade solche Formen, welche dem unselbstständigen Geiste der Menge imponiren; man schaffe die Formen ab und man entfesselt den Geist. Nach oben hin aber muß derjenige, welcher sich in den alten Formen selbst erniedrigt, die Ueberzeugung unterhalten, daß er in den alten Formen auch von Andern noch erniedrigt werden dürfe. Kommt man durch Abschüttelung solcher Formen in den Ruf der Illoyalität, so sorge man nur dafür, daß man Gesellschafter in dieser Tugend erhalte; die Zahl der Theilnehmer sichert jedem Fortschritte seine Geltung.

Vom Volke zu seinen Vertretern übergehend, halte ich mich, um meine Meinung klar zu machen, an ein besonderes Beispiel und wähle hierzu die Verhandlungen des freisinnigsten preußischen Landtags, nämlich des rheinischen,

über die Verfassungsfrage. Die Art, wie hier von fast allen Abgeordneten auf Erlangung einer Verfassung hingearbeitet wird, macht es zweifelhaft, ob es darauf ankomme, dieselbe für das Volk oder für die Regierung zu erlangen. Von einem Rechte und einer Forderung des Volkes ist keine Rede; nicht dieß Recht bildet den Gesichtspunkt, von welchem ausgegangen wird, sondern nur die Gnade der Regierung. Die Vertreter sprechen, wie es scheint, nicht, um die Regierung zur Annahme ihrer Ansichten zu bestimmen, sondern nur, um sich den Ansichten der Regierung möglichst zu akkomodiren, und kommt dabei nichts heraus, so bescheidet man sich mit seiner loyalen Treue und ist dann überglücklich, hierin noch das Band der Einigung zwischen „Thron und Volk" gefunden zu haben. Daß die Regierung in Uebereinstimmung mit dem Volke zu bleiben suchen müsse, indem sie bei Zeiten seine Forderungen erfüllt, fällt Keinem ein; es ist nur die Rede davon, daß das Volk im Einklange mit der Regierung zu bleiben suchen müsse, indem es ihr seine Forderungen opfert oder deren Erfüllung in Bettlerweise allerunterthänigst anheimstellt. Für die Sünde jedes freien Wortes sucht man sich sofort die Absolution durch eine loyale Erniedrigung zu sichern. Man setzt sich lieber der Gefahr aus, alle Rechte und Forderungen des Volkes preiszugeben, als durch ein einziges Wort in den Verdacht zu gerathen, daß man nicht loyal genug gegen die „Krone" gesinnt sei; und wenn Einer ein freimüthiges Wörtchen für das Volk sagen will, so sei man versichert, daß er es mit einer ganzen Ladung treugehorsamer Phrasen und nichtswürdiger Schmeicheleien einhüllt. Zieht man, um in der Sprache der Krämer zu reden, mit deren Natur ein solches hündisches Feilschen und Anwedeln am ersten übereinstimmt, von dem Bruttoballen der gegenwärtigen „Rechtsvertretung" die loyale Tara ab, so kommt netto

so viel heraus, daß, wenn die Vorstellung unberücksichtigt bleibt, die Regierung nichts zu verantworten und das Volk allerunterthänigst weiter zu dulden und zu schweigen hat. Doch ich werde das Verfahren der Volksmänner an Einzelnheiten nachweisen.

Der „Referent" (von Bianco heißt der Mann) behandelt die Sache vom Standpunkte der Regierung aus. Daß er von Loyalität übersprudelt, versteht sich von selbst. Dennoch hat seine unterwürfige Gesinnung Anspruch auf Mittheilung einiger Proben. Indem er darzuthun sucht, daß eine einheitliche Verfassung des Staates und die provinziellen Verschiedenheiten nicht zu einander passen, entledigt er sich folgender Weisheit: „Wo der Mittelpunkt des Staates, die Souveränität, feststeht, wo die Krone allfördernd den Zusammenhang des Ganzen vermittelt, leidet auch beim Fortbestand der provinzialständischen Vertretung der Nationalgeist (preußischer Nationalgeist!) darunter nicht. Dieser ist weit mehr in der Gleichheit der Gefühle, der Treue, der Anhänglichkeit, welche die Staatsbürger beseelen, in der gemeinsamen Liebe zum König und (!) Vaterland zu suchen und anzutreffen. Nicht festeres Anschließen der Provinzen Preußens aneinander thut Noth, sondern aufrichtiges Hingeben jedes Einzelnen an das gemeinsame große Vaterland" (d. i. an den König). Hat man je ein solches Sammelsurium von Argumentationen einer loyalen Konfusion gelesen? Wo der König allein zu befehlen hat, da besteht die Einheit nur in dem Gehorsame gegen diese Befehle, und die Kultivirung dieses Gehorsams ist die beste Kultivirung der Einheit. Das ist mit zwei Worten des Pudels Kern. Um diesen Kern der Versammlung beizubringen, wirft der loyale Redner „Souveränität" und „Nationalgeist", „König" und „Vaterland", „Hingebung" und „Staatsbürgerthum" in einen Topf zusammen

und ist der festen Meinung, daß seine Gäste glauben werden, alle Volksrechte zu sich genommen zu haben, wenn sie, wie er, das Maul recht voll von Hingebung an die „Souveränetät" nehmen. Und seine Zumuthung ist, wie sich später zeigen wird, im Allgemeinen durchaus nicht am unrechten Orte. Die Herren sind fast alle zusammen mit ihm darüber einverstanden, daß die „Souveränetät feststeht," und demgemäß könnten sie eben so gut russische als preußische Provinzialstände bilden. Blicken Sie nach Rußland, Herr von Bianco, und freuen Sie sich der wohlthuenden Erscheinung, wie dort die „Souveränetät feststeht," mittelst der Knute und der Ukase „die Krone allfördernd den Zusammenhang des Ganzen vermittelt" und den „Nationalgeist" kultivirt. Dort bedarf man zu diesem Kunststück nicht einmal der Provinzialstände, geschweige der Reichsstände. Der Herr von Bianco, der sich bei gleichgültigen Gelegenheiten mitunter freisinnig geberdet, möge erkennen, daß sein provinzialständisches Herz ein vollständig russisches ist.

Mit den angeführten Redensarten hätte selbst der loyale „Referent" sich begnügen können. Aber er beschenkt uns u. A. noch mit folgenden: „Unser einsichtsvoller Monarch wird vom höhern Standpunkte aus zur rechten Zeit die schwierige Aufgabe zu lösen wissen, die Prinzipien des Fortschritts und des Erhaltens in ein glückliches Gleichgewicht zu stellen." Dann spricht er von der „Thatkraft unseres freisinnigen Beherrschers," von dem „erhabenen Gemüthe unseres Königs," von dem „Bande zwischen Fürst und Volk," von den „Gefühlen der Dankbarkeit und Verehrung gegen einen guten und gerechten König," und schließt endlich mit folgender Stylprobe: „Treuer Ausleger des Volks, welches ihm horcht, wird er (nämlich der König) als seinen lieblichsten Wunsch zur rechten Zeit die politischen Reformen verkünden, die uns wahrhaft ersprießlich

sind." Was ist das, ein „Ausleger des Volks?" Ist das Volk ein symbolisches Buch, welches ausgelegt wird? Und wem wird es ausgelegt? Dem Buch selbst, „welches ihm horcht!" Das sind mir schöne Staatstheorien, die sich in solchen Unsinn einkleiden. Und dann der „lieblichste Wunsch!" Er erinnert an die süßliche Sprache der katholischen Gebetbücher, worin von der Lieblichkeit des Herrn u. s. w. die Rede ist. Die Uebereinstimmung dieser Redeweisen ist übrigens nicht bloß eine äußerliche, denn dem Herrn Referenten ist der Staat ein Stück Theologie und sein irdischer Herrgott ist der Inhaber der „Souveränetät." Doch auf die Staatstheorien solcher Volksmänner einzugehen, kann Einem nicht mehr einfallen.

Der im Allgemeinen freisinnige „Korreferent" (von Beckerath), welcher dem Verkündiger des „lieblichsten Wunsches" folgt, kann sich nicht enthalten, sogleich im Eingange schon von des „hochseligen Königs Majestät" und seinem „erhabenen Nachfolger" zu reden. War es denn mit dem verstorbenen und regierenden König nicht genug? Gehören solche Redensarten durchaus zur Sache? So wenig, als die Versicherung, daß die Worte des Volksabgeordneten „dem treuesten Herzen entquollen" seien. Entquollen! Um die Rechte des Volks handelt es sich ja allein, nicht um das Quillen der Treue, und wer von dem Volk „Treue" erwartet, der beweise sie ihm zuvor. Das vom Korreferenten beantragte Petitum lautet folgendermaßen: „In tiefster Unterthänigkeit nahen die getreuen Stände dem Throne, um (zuerst und hauptsächlich, oder vor allen Dingen) ihren unverbrüchlichen Gehorsam gegen den Königlichen Willen, **dem die Geschicke des Vaterlandes anheim gegeben sind,** und zugleich (gleichsam nebenbei, als Nebensache) die ehrfurchtsvolle Ueberzeugung (wie kann eine Ueberzeugung ehrfurchtsvoll sein?) auszusprechen,

daß die Ausführung der Allerhöchsten Verordnung vom 22. Mai 1845, wie sie als ein dringendes Bedürfniß der Gegenwart erscheint, zugleich das Werk einer glorreichen Vergangenheit vollenden, das Vaterland zum Gipfel seiner Größe erheben und der dankbaren Liebe des preußischen Volks zu Ew. Maj. eine unvergängliche Dauer sichern würde. Die getreuen Stände glauben, einem unabweisbaren Gebote der Pflicht durch diese Darlegung zu genügen und bitten Ew. königl. Maj. in tiefster Ehrfurcht, dieselbe in Allerhöchste Erwägung zu ziehen." Aber, Herr von Beckerath, wie konnten Sie solch ein Petitum vorschlagen? Wie konnten Sie, mit allem Streitzeug des Rechts versehen, sich an einen „Willen" wenden, dem „die Geschicke des Vaterlandes anheim gegeben" seien? Wären Sie bereit, diesen Satz als einen Rechtssatz zu vertreten? Was bringen solche Wendungen dem Volke ein? Wird nicht dadurch dem Volke sein Recht unter der Hand eskamotirt? Wie wäre es, wenn Sie das Gesuch etwa folgendermaßen gefaßt hätten: „Die Ständeversammlung erinnert den König an das mit der Regierung auf ihn übergegangene „Königliche Wort" seines Vorgängers, dessen Erfüllung die erste politisch wie moralisch unabweisbare, Pflicht der Regierung ist und, wenn auch die vorangeschrittenen Rechtsansprüche des seit dreißig Jahren harrenden Volks nur im beschränktesten Maße befriedigen, doch als ein Beginn fernerer Reformen einstweilen noch willkommen geheißen werden würde." Ein solches Petitum würde zwar aller Wahrscheinlichkeit nach wenig Anklang bei den überloyalen Herren der Versammlung gefunden haben; aber es hätte jedenfalls wirksamere Erörterungen veranlaßt und einen größern moralischen Effekt gehabt, als das andere. Es hätte bei der einstweiligen Absteckung des Rechtsgebiets ein Zeichen aufgepflanzt, welches in der Zukunft ein guter Anhalt werden konnte.

Nach Herrn von Beckerath läßt sich der Landtagsmarschall vernehmen, den wir als eine zur Loyalität von vornherein verurtheilte Person ganz übergehen. Sodann kommt ein „Abgeordneter der Städte" (Namens Münch) an die Reihe, welcher seinen Wählern ein wenig schmeichelhaftes Zeugniß ausstellt, indem er seine Einwendungen gegen den Verfassungsantrag zunächst durch das Geständniß begründet, daß er „einen in der praktischen Uebersicht des vorliegenden umfassenden Gebiets beschränkten Standpunkt einnehme." Daß sich an dies allerdings sehr beschränkte Motiv dasjenige der Rücksicht gegen den souveränen Willen anschließt, wird Niemanden Wunder nehmen. Nachdem Herr Münch durch einige Redensarten über „königlichen Willen," „königliche Worte," „Thron," „Pietät" und „Ehrfurcht gegen die Majestät" hindurch gestolpert, faßt er endlich Posto und sammelt seine Ansicht dahin: „dem gerechten Sinne und der Weisheit unseres erhabenen Landesvaters die Lösung jener Frage vertrauensvoll zu überlassen, zu vertrauen auf das königliche Herz, daß dieses, so wie es bei dem verewigten Vater (wessen Vater? des „Abgeordneten der Städte?") nach den glorreichen Kämpfen von 1813 und 1814 aus eigner Bewegung ein Versprechen gab, welches dem Volk (!) so theuer ist, auch bei dem von Gott berufenen vortrefflichen Sohne und Nachfolger jenes Versprechen nicht vergessen habe (nämlich das Herz, beim Vater und beim Sohn), vielmehr geneigt sei (noch immer das „Herz,") u. s. w., und die Entwickelung aller Volksklassen, welche es (das Herz) mit gleicher Liebe umfaßt (unumgängliche Redensart), durch zeitgemäße Reformen und Garantieen zu sichern. Zu diesem hingebenden Vertrauen, auf welchem nach meiner innigsten Ueberzeugung das Heil des Volks beruht, sind wir fortwährend durch unzweideutige (s. oben) Gesinnungen unseres Monarchen berechtigt und verpflichtet

u. ſ. w.“ Der Redner würde ſicher keine Einwendungen machen, wenn man etwa folgenden Antrag ſtellte: „Der König ſtammt von Gottes Gnaden und iſt eine irdiſche oder politiſche Verkörperung Gottes. Bei Gott ſtellt man keine Anträge und gegen Gott hat man keine Rechte geltend zu machen. Man hat nur ſeiner unerſchöpflichen Weisheit zu vertrauen und zu ſeiner unausſprechlichen Gnade zu beten. Daſſelbe Verhältniß muß daher auch der Majeſtät des Königs gegenüber eintreten. Von dieſem Geſichtspunkt aus wird es als eine zu weit gehende Nachgiebigkeit zu betrachten ſein, daß man uns in den Fall der Anmaßung geſetzt hat, dieſen Saal zu einem Sitzungsſaale berathender Stände zu machen und unſern Rath der königlichen Majeſtät aufzudringen. Ich trage daher darauf an, daß dieſer Saal in eine Kirche der Loyalität und jeder Seſſel in eine Bank zum Knien umgewandelt werde, auf daß in Zukunft die Volksvertreter ihre Aufgabe durch ſtilles Gebet voll „hingebenden Vertrauens“ und vorläufiger Dankbarkeit vor der aufgeſtellten Büſte ihres königlichen Herrn erfüllen können. Amen.“

Ein anderer „Abgeordneter der Städte“ (zu unſerm Bedauern Herr Kamphauſen) ſucht, in der Art der zenſirten Zeitungsartikel, ſeinen Bemerkungen Bahn zu brechen durch vorangeſchickte Ergießungen über das „warme Herz unſers Königs,“ „Sein reiches Gemüth,“ „Seinen hohen Geiſt“ u. ſ. w. Er will in ſeinen Anträgen ſogar „eine Pflicht perſönlicher Hingebung“ an den König erblicken. In des Teufels Namen, meine Herrn, beſteht denn für Sie gar kein Volk? Wer heiſcht Sie, als Volksvertreter zum Beweggrunde Ihrer Handlungen „perſönliche Hingebung“ an die Staatsgewalt zu nehmen? Perſönliche Hingebung an das Volk und ſeine Rechte wird Ihnen beſſer anſtehen. Der Redner kommt nach allerlei Windungen auf den Zweck der Repräſentativ-Verfaſſungen und

will ihn in der „Harmonie zwiſchen dem Monarchen und den Unterthanen“ erkennen. Hätte er ſeine übertriebene Loyalität bei Seite gelaſſen, ſo würde ihm ſein Verſtand geſagt haben, daß der Zweck der Volksvertretung die möglichſte Verwirklichung des Volkswillens, alſo die möglichſte Förderung des eigentlichen Volkswohles ſei. Wollte er auch jene „Harmonie“ zur Sprache bringen, welche zwiſchen „Monarchen“ und „Unterthanen“ ſittlich gar nicht denkbar iſt und nur in der zeitgemäßen Verwirklichung der Volksrechte mit entſprechender Aufgebung der Regierungsvorrechte begründet ſein kann, ſo hätte er ſie höchſtens als die Folge der Erreichung beſagten Zweckes darſtellen können. Mit zwei Worten: iſt das Volk Zweck, oder die Regierung? Kann die Regierung vernünftigerweiſe etwas anders ſein, als Mittel des Volkszwecks? Kann folglich jene „Harmonie“ Folge von etwas Anderem ſein, als von der Erreichung des Volkszwecks? Aber der erſte Blick der Herren iſt immer auf die Gewalt gerichtet, wie der erſte Blick der Zeitungsſchreiber auf die Zenſur, und durch die Rückſicht auf die Gewalt laſſen ſie ſich alle Logik und die einfachſte Wahrheit noch auf den Lippen zum Gegentheile herumdrehen. Freilich wird ſich über die letztere wie die erſtere auch aus andern Gründen noch mit einem Redner ſtreiten laſſen, der „eine Vertretung des Volks nothwendig erachtet,“ dabei aber „die Lehre von der Volksſouveränetät verurtheilt“ und zugleich erklärt, „der Weisheit, dem freien Entſchluſſe unſeres königlichen Herrn müſſe anheimgeſtellt bleiben, was er in Bezug auf die Rechte und Pflichten einer künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung anzuordnen für angemeſſen halten werde.“ Wie aber, wenn der „königliche Herr“ ſich plötzlich für Volksſouveränetät erklärte, wie es indirekt ſchon ſein Ahn gethan hat? würde der „Abgeordnete der Städte“ ſie dann auch noch „verurtheilen?“ Er würde ſie wahrſcheinlich

aus „persönlicher Hingebung“ anerkennen. Muß übrigens Alles dem „königlichen Herrn“ anheimgestellt werden, warum stellt dann der Abgeordnete von Köln nicht die ganze Frage kurzweg anheim? Wozu denn noch Anträge und Vertretung des Volks? Die „Weisheit,“ welche über die „Rechte“ der Volksvertretung entscheiden soll, wird auch über die Nothwendigkeit derselben zu entscheiden wissen und der „Weisheit“ eines „Abgeordneten der Städte“ gar nicht bedürfen, der, es mag zugestanden oder vorenthalten werden, was da wolle, ohne gefragt zu sein, sich mit großer Ostentation dafür erklärt, daß „dem Monarchen nachher wie vorher unsere volle Treue, unser voller Gehorsam gebühre, daß wir ihm nachher wie vorher unsere volle Treue, unseren vollen Gehorsam bewahren werden.“ Folgerechter Weise würde Herr Kamphausen sich von einem Nero „voll Treue und Gehorsam“ auf das Schaffot schicken lassen, wenn er einen Nero zum Monarchen erhielte. Es ist schwer zu begreifen, wie Herr Kamphausen seinen Vortrag mit seinen Antrag reimen will, der, wenn auch noch so loyal diplomatisirend, doch der Absicht nach illoyal erscheinen mußte. Die negative Ehre, welche dem Antragsteller bei einer spätern Gelegenheit zu Theil geworden, hätte er jedenfalls billiger haben können, als um den Preis so großer Loyalität.

Dem Herrn von Loë, welcher nunmehr das Wort nimmt, muß man das Zeugniß geben, daß er sich in Sachen der Loyalität dießmal ziemlich gut benommen hat. Er kann überhaupt mit seiner ungenirten Sprache manchem „Abgeordneten der Städte“ zum Muster dienen. In seinem Auftreten spricht sich jedenfalls persönliches Bewußtsein aus, und wo er besondere Loyalität verbraucht (wie z. B. im Jahr 1837 bei den Berathungen über die „Autonomie“), da verbraucht er sie mit einer selbstischen Berechnung, welche über das breiweiche Altweibergefühl der bürgerlichen

Loyalität hoch erhaben ist. Er weiß, daß auf die demüthigen bürgerlichen Herzen solche Mittel die meiste Wirkung ausüben, und der Zweck seiner Wirksamkeit geht bloß dahin, mit Hülfe jener Herzen den Adel in die Höhe zu bringen. Dieß ist es, was auch ihm das Uebergewicht der verhaßten Büreaukratie lästig macht, dieß ist es ferner, was ihm von der einen Seite zum Kämpen des der Regierung imponirenden Ultramontanismus wappnet, während es ihn von der anderen Seite gelegentlich für die „Rechte der Krone" u. s. w. begeistert. Er will von der einen Seite freisinnig erscheinen, um als Stütze der Oppositionellen möglich zu bleiben, und von der anderen Seite will er unbeschnittene „Rechte der Krone," weil er unbeschnittene Rechte des Adels will. Ein katholischer Tory am Rhein zu werden und als solcher eine gewisse adliche, halbliberale Zwischensouveränetät auszuüben mit allen den täglich sich geltend machenden Attributen der Obergewalt, nämlich der „Huldigung," des „Vertrauens," der „Hingebung," des „patriarchalischen Gehorsams" u. s. w., das erscheint dem Herrn von Loë als das höchste Ziel eines durch äußere und innere Mitgift zu freiem, unabhängigem Streben berufenen Menschen. Der Herr von Loë macht sich weit kleiner, als er ist, indem er sich größer machen will. Vielleicht trägt seine Erziehung die Schuld. Dem Lob übrigens, das wir ihm dießmal wegen seiner Mäßigung in der Loyalität ertheilen, müssen wir ein Gegengewicht entgegensetzen durch Hervorhebung seiner Logik. Die Logik ist es in der Regel, über welche die Verfechter der mittelalterlichen Lehren zuerst stolpern, und dieß Unglück begegnet auch sehr häufig dem Herrn von Loë. Wer noch keine Logik studirt hat, der mache seinen Kursus mit folgender religiös-politisch-sozialen Ausführung.

„Die Gleichheit aller Menschen hat allerdings einen tiefen und wahren Sinn. Es ist eine religiöse Wahrheit,

die Jeder wohlthut, zu beherzigen. Wer sich dessen bewußt ist, wird vor Allem den Grundsatz beachten: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch keinem Andern. Er wird sich dadurch bewogen finden, in jedem Menschen das Ebenbild Gottes zu sehen, und ihm ohne Unterschied der Farbe, des Standes und der Religion, so weit es seine übrigen Pflichten gestatten, dasjenige leisten, was er im gleichen Falle selbst zu erhalten wünschen würde."

„Dieß ist der Grundsatz der Gleichheit, wie ihn die Lehre des Christenthums feststellt. Dieser Grundsatz hört aber auf wahr zu sein, sobald er in das Weltliche übersetzt, (sehr naiv!) und hier zum Umsturz des Rechts und der Freiheit gemißbraucht werden soll. Er gestaltet sich dann zur Karrikatur jener christlichen Wahrheit, und führt nothwendig zu der bekannten Lehre: Einem Jedem nach seiner Fähigkeit und einer jeden Fähigkeit nach ihren Werken. Es gibt also keine Wahl; entweder gleiche Gerechtigkeit, d. h. Heiligkeit jedes Besitzes und Eigenthums, oder gleiche Rechte, das heißt, Krieg der Armen gegen die Reichen."

„Ich sage deßhalb nicht, daß der Begriff von Gleichheit in seiner wahren und christlichen Bedeutung nicht auch auf dem Gebiete des Staates seine Bedeutung haben müsse. Jedem muß das Seinige gegeben und gelassen werden, und für Alle muß eine gleiche Gerechtigkeit stattfinden. Diese Gleichheit liegt schon im Begriffe der Gerechtigkeit; sie schließt aber die natürliche Ungleichheit der Rechte nicht aus, im Gegentheil, sie schützt dieselbe, indem sie Jedem das Seinige erhält."

Es ist Schade, daß solche religiös-politisch-soziale Logik nicht immer berücksichtigt worden ist. Der Herr von Loë wäre sonst, statt Landrath von Siegburg, vielleicht ein Siegburger Raubritter, und zwar vermöge des Rechts, vermöge der „Heiligkeit jedes Besitzes," dessen Erhaltung

seine Ahnen durch Herbeiziehung der angeführten Bibelstelle auf das Christenthum gründen konnten. Doch noch eine andere Probe. Um zu beweisen, daß in dem Streben nach bürgerlicher Gleichheit (im Gegensatze zu der Ständeunterscheidung) „ein großer und gefährlicher Irrthum liege," bedient er sich dieser Schlußfolge: „Der Umstand allein beweist schon, welche Gefahr darin für die Freiheit liege, daß auch das Streben des Beamtenthums auf Nivelliren, Individualisiren und Centralisiren gerichtet ist." Edler Freiherr, das ist doch gar zu stark. Der gleiche Besitz von Rechten ist deßhalb gefährlich und verwerflich, weil die Feinde der Rechte einen gleichen Mangel an Rechten wollen. Wir sollen deßhalb kein gleiches Leben wollen, weil der Tod uns alle gleich todt macht. Hier, edler Freiherr, haben Sie der Logik so viel Gewalt angethan, daß es nicht mehr möglich ist, eine Absicht auszuschließen, und absichtliche Verstöße gegen die Logik bezeichnet man mit dem gelindesten Ausdruck als Täuschungsversuche. Wir würden in einen hier unpassenden Ernst verfallen müssen, wollten wir solche Versuche auch da nachweisen, wo Sie, religiöser Mann, das Versprechen von 1815 als unverbindlich darzuthun sich bemühen.

Mit abermaliger Ueberspringung des Landtagskommissärs, welcher, durch den schönen Vortrag des Herrn von Loë ermuthigt, die Versammlung zur Aufgebung ihrer Anträge bewegen zu können glaubt, und eines „Abgeordneten der Städte" (Mohr), welcher sich diesem Ansinnen angemessen widersetzt, gelangen wir zu dem ausführlichen und gründlichen Vortrage eines „Abgeordneten des Ritterstandes" (von Sybel). Dieser Vortrag enthält manches vergleichsweise kühne Wort; Schade darum, daß er gegen den Schluß hin in das gewöhnliche loyale Gejammer, und zwar auf eine wahrhaft klägliche Weise umschlägt. „Es ist Pflicht, von der Gerechtigkeit und Liebe unseres allver-

ehrten, allergnädigsten Königs und Herrn ehrfurchtsvoll die Reichsstände zu erbitten." „In welcher Menschenbrust schlägt ein edelgesinnteres, ein größeres Herz, als in der unseres königlichen Gebieters? Es hieße, seinen großen Eigenschaften mißtrauen und sie verkennen, wollten wir zweifeln u. s. w." „Im Gegentheile, ich habe das Vertrauen zu der großen königlichen Gesinnung unseres hohen Gebieters u. s. w." „Die Rheinprovinz, eine der schönsten Perlen in des Königs Krone und bewohnt von einem seinem König treu ergebenen Volke u. s. w." Meine Herren, wenn ich König von Preußen wäre, ich würde bei solchen Kriechereien geradezu ausspucken; ehe ich aber durch so unverschämte Schmeicheleien meine offen ausgesprochenen Entschlüsse in Zweifel stellen oder ändern ließe, würde ich die Schmeichler lieber tiranniſiren bis auf's Blut, wie sie es verdienen. Ich würde die Herren fragen: „Wo habt ihr meine großen Eigenschaften gemessen, deren Dimensionen ihr bei jeder Gelegenheit in's Unendliche zu ziehen sucht? Zeigt die Proben auf von der Größe, die ihr mir andichtet, oder ich werde euch Proben geben, daß euch die anbetenden Augen übergehen. Ich werde euch, umgedrehten Verläumdern, wegen einer Majestätsbeleidigung zu Leibe gehen, die ihr nicht im Landrechte, aber im Rechte des Landes zu suchen habt. Seid ihr als Schmeichler der „Krone" oder als Vertreter des Volks zusammen getreten? Hat euch das Volk berechtigt, mir den Glauben beizubringen, daß der Werth und Stolz einer Provinz von drei Millionen ziviliſirter Menschen darin bestehe, eine bloße „Perle" in einer „Krone" zu sein? Ihr rühmet mich, der ich alle Ursache habe, bescheiden zu sein, als den Großen, und die „Kölnische Zeitung" vom 27. Mai 1845 bringt meine Größe sogar in Verse, indem sie „singt:"

Dem deutschen König, der das Wort gesprochen,
Der groß und gut es durch die That bewährt,

Der Gottvertrau'nd den alten Bann gebrochen,
Den als den Großen sein Jahrhundert ehrt u. s. w.

Wißt ihr, was ich euch auf alle die mittel- und unmittelbaren Zusammenstellungen mit meinem sogenannten „großen" Ahn zu erwidern habe? Ich erwidere bloß dieß: mit Friedrich „dem Großen" (und er war kleiner als ihr denkt) habe ich (dafür sorgt ihr) jedenfalls die Aehnlichkeit, daß ich noch bei meinem Ende hinreichende Ursache haben werde, „müde zu sein, über Sklaven zu herrschen."

Ein „Abgeordneter der Städte" (Wittgenstein), welcher eine „Fortbildung der ständischen Institutionen" für nöthig hält, aber aus Gründen der Pietät die Verordnung von 1815 begraben wissen will, flicht in seinem Grabgesang folgende begeisterte Stellen ein: „Preußens Volk hat es vor drei Dezennien bewiesen, was es in seiner Kraft zu leisten vermag, wenn das Gefühl der Liebe zu König und Vaterland die verborgendsten Fibern seines Herzens erregt, und mit den Worten, womit unser König (nicht allergnädigster, erhabener, allerverehrter?) zum erstenmal an Sein Volk Sich wendete, hat Er ihm (warum nicht: er Ihm?) ein Zeugniß der Mündigkeit ausgestellt, um das uns die Völker der Erde beneiden." Es ist doch unerhört, den Unsinn des Knechtsinns so weit zu treiben. Wie wir hören, haben die Engländer und Nordamerikaner eine Adresse an ihre Regierungen eingereicht, worin sie allerunterthänigst darauf antragen, daß ihnen ihre Verfassung genommen und dafür das beneidete preußische testimonium maturitatis ertheilt werde.

Unser Redner fährt fort: „In der Begeisterung Seiner Liebe zu Seinem herrlichen Vaterlande und zu Seinem Volke hat unser König (wieder nicht: unser allergnädigster u. s. w.) am Huldigungstage eine Frage gestellt und ein Ja darauf empfangen, das Er Sein eigen nennt, das Er nicht lassen will, das unauflöslich in gegenseitiger Liebe

und Treue Sein Volk mit Ihm verbindet, das Er in Seiner Sterbestunde nicht vergessen will. Einem Könige, der so zu Seinem Volke sprach, sollen wir nun aber- und abermals ein Gesetz, als verbindlich für Ihn, vorführen, das Er für unverbindlich erklärt hat? — Geschieht es, so thun wir unserem hochherzigen Könige wehe, doch wir thun auch einem großen Theile des gesunden, kräftigen Kernes des Volkes wehe."

„Mag auch die grübelnde Vernunft lächelnd dieses Gefühl der Pietät des Volkes für seinen Herrscher bespötteln, — dieses Gefühl lebt in mir und in den Bewohnern der von mir vertretenen Stadt des Wupperthals, und nie werde ich Ja zu einem Antrage sprechen, der das Gesetz vom 22. Mai 1815 als noch verbindlich für den König hinstellt Soll zu diesen Worten eine Erläuterung gegeben werden, so überlassen wir das den „Bewohnern der Stadt des Wupperthales."

Der Abgeordnete von der Mosel (Mohr), dessen Vortrag in dem amtlichen Abdrucke der Verhandlungen ganz fehlt, führt eine andere Sprache als der Abgeordnete von der Wupper. Er hält sich zwar auch nicht ganz frei von loyalen Einflechtungen, aber er entwürdigt sich nicht dadurch und schlägt ein Petitum vor, worin der König an „die Verpflichtung seines hohen Berufes" erinnert wird. Natürlich hatte Niemand den Muth, sich solchem Antrag anzuschließen.

Ein „Abgeordneter des Fürstenstandes" (der Fürst von Wied) gibt seiner Loyalität eine noch höhere Färbung, als der Abgeordnete des färberreichen Wupperthales, eine wahrhaft fürstliche Färbung. Er will es nicht haben, daß die Abgeordneten es für ihre „Pflicht" ansehen, einen Antrag in der Verfassungsfrage zu stellen, und weist ihnen ihren Standpunkt folgendermaßen an: „Das Wort Pflicht scheint mir hier nicht am rechten Orte, denn wir

haben das Recht zu bitten, aber die Pflicht zu gehorchen; der König hat das Recht zu befehlen, aber die Pflicht, Seine Handlungen vor Gott und den Menschen (das ist ja alles Mögliche!) zu verantworten. Es wird sich herausstellen, wo das Recht und wo die Pflicht ist." Nun soll es sich noch erst herausstellen, nachdem der Redner es schon auf die unwidersprechlichste Weise gezeigt hat. Sollten wir zu seiner Doktrine den Senf unserer bescheidenen Demokratenweisheit hergeben, so würden wir ehrfurchtsvoll folgende Aenderung vorzuschlagen uns erkühnen: „Der König hat nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, zu befehlen; das Volk hat nicht bloß die Pflicht, sondern auch das Recht zu gehorchen, und damit es dieß herrliche Recht in voller Freiheit ausüben könne, ist ihm das fernere Recht ertheilt, in zweifelhaften Fällen um Allerhöchste Anweisung zu bitten, wie es gehorchen solle. Dieses letztere Recht nennt man das Petitionsrecht."

Ein „Abgeordneter des Ritterstandes" (von Groote*) will Alles der höheren Weisheit überlassen, die da „stehend auf der Höhe der Zeit, reichbegabt die Zustände überschaut" u. s. w. Um aber zu zeigen, daß seine Gewährleistungen vollständig seien, stützt er sich auf die Dombaureden. Auch ist er der Meinung, daß der Erfolg eines Verfassungsantrages „nur der entgegengesetzte des beabsichtigten sein würde." Darin spricht er die verderbte, nichtswürdige Politik von Millionen jener schwachmüthigen Staatsklügler aus, die da glauben, die Gewalt

*) Um das Band nicht ganz verloren gehen zu lassen, womit dieser freisinnige Redner ursprünglich an das bürgerliche Volk geknüpft ist, muß hier das Geheimniß verrathen werden, daß sein Name aus Holland stammt, nicht von, sondern van oder de (der) Groote (Große) heißt, das van oder de aber keinen Adel bezeichnet.

könne, und die da aufstellen, die Gewalt dürfe dem Volke das vorenthalten, was es als Recht erkennt und ernstlich fordert. Ein Volk, das seine Rechtsforderungen unterdrücken zu müssen glaubt, um Bettelei oder duldende Ergebenheit an die Stelle treten zu lassen, ist nicht werth, seinen Namen zu tragen. Vollends niederträchtig aber ist es, einer Rechtforderung die Rechtsvorenthaltung als Strafe hinzuhalten. Der vorliegende „Abgeordnete des Ritterstandes" (wir denken uns nämlich, daß er vor seinem Herrn auf den Knieen liegt) ist nach unsern Begriffen werth, aus der Ständeversammlung ausgestoßen zu werden.

Ein anderer „Abgeordneter des Ritterstandes" (von Wüllenweber) fließt ebenfalls von „Weisheit" und „Vertrauen" über, versenkt sich in die „Tiefe des edeln „Herzens," taucht wieder auf, um zu verkünden, wie Großes in fünf Jahren „für Staat und Kirche" geschehen, und will Proselyten seines Votums gegen den Verfassungsantrag durch folgende, in der loyalen Konfusion von der entgegengesetzten Seite entnommene Mahnung gewinnen: „Wer die Zeichen der Zeit gewahrt, der achte darauf!" Ja, Herr Abgeordneter des Ritterstandes, das sagen auch wir und setzen hinzu: „wer sie nicht gewahren oder nicht darauf achten will, der wird sich den Kopf daran einrennen, er mag ihn so hoch tragen, wie er wolle."

Ein „Abgeordneter des nämlichen Standes" (Diergardt) ist ebenfalls der Meinung, „daß wir das Gewünschte viel eher erreichen, wenn wir mit Vertrauen zu der Weisheit und Liebe Sr. Maj. für Sein Ihm treu ergebenes Volk abwarten" u. s. w. Man begreift in der That nicht, warum die Herren ihre Wahl zu Abgeordneten annehmen, da sie doch zu Hause im Bette oder hinter der Flasche weit ruhiger „vertrauen" und „abwarten" können, als im Ständesaale.

Der nunmehr auftretende „Abgeordnete der Städte“ (Merkens) spricht es zwar ziemlich unumwunden aus, daß die Volksmeinung und diejenige Meinung, welcher so viele seiner Kollegen Alles anheimstellen wollen, sich schnurstracks entgegen sind; aber auch er muß sich, um die Berechtigung und den Muth zu solcher Aufrichtigkeit zu gewinnen, in loyale Begeisterung versetzen und ruft emphatisch aus: „Ich war auch dabei und auch ich rief in heiliger Treue und wahrer Ehre das in die Wolken dringende „Ja!“ beim Huldigungseide auf die Frage des königlichen Herrn: Wollen Sie mir helfen und beistehen?“ u. s. w. Dann folgen die bekannten Redensarten von „Streben nach Licht,“ „Altersweisheit,“ „Jugendkraft,“ „wahrer Ehre“ u. s. w. Mit der „wahren Ehre“ eines unzensirten Abgeordneten verträgt sich übrigens nicht die durch die Zensur in Schwung gebrachte Berufung auf offizielle Aeußerungen zu dem Zwecke, ihnen einen liberaleren Sinn unterzulegen, als sie erwiesener Maßen haben sollten, und auf diese Weise in der offiziellen Umhüllung seine oppositionelle Waare durchzubringen; mit der „wahren Ehre“ verträgt sich nicht die zudringliche Anknüpfung von Hoffnungen und Vertrauen an Aeußerungen, deren unzweifelhaft gewordener Sinn gerade solche Hoffnungen und solches Vertrauen zurückweist. In solchen Fällen bleibt dem ehrlichen Manne nur übrig, durch das Beimwortnehmen den wahren Sinn derartiger Aeußerungen vollends zu enthüllen und es ihnen vorzuhalten, daß sie die Herausdeutung eines andern Sinnes veranlaßt haben, oder aber, wenn die Verhältnisse solche Ehrlichkeit nicht zulassen, die Redensarten zu ignoriren.

Herr Lensing, „Abgeordneter des vierten Standes“ (die Feder sträubt sich, solche Ständenumerirung nachzuzeichnen, welche beinahe an die Personennumerirung in Sibirien erinnert) hat für seinen Beitritt zu dem Ver-

faſſungsantrag keinen anderen Beweggrund, als die bereits berührte Harmonie zwiſchen „Thron und Volk," wobei er die millionenmal bis zum Eckel abgedroſchene „Erhebung wie Ein Mann" zur Folie wählt. Dieſe „Erhebung wie Ein Mann" iſt ebenfalls einer von den ſtehenden Artikeln des loyalen Knechtſinnes, die er bei jeder Gelegenheit zu Markte bringt, um die Form der Schweifwedelei mit der Form des Gewehrpräſentirens abwechſeln zu laſſen. Wenn die loyalen Preußen etwas in Anſpruch zu nehmen haben, ſo thun ſie es nur auf dem Roſenpanier der „Liebe" zu dem „angeſtammten Herrſcherhauſe," und wenn ſie dabei ſo recht von „Liebe" erfüllt ſind, die doch, ſollte man meinen, mit Todtſchlagen nichts zu thun hat, ſo werden ſie plötzlich grimmig, erheben ſich „wie Ein Mann" und freſſen vor lauter Liebe ein paar Armeen Franzoſen. Ohne ein Gericht Franzoſen im Leibe können ſie gar nicht auseinandergehen. Ja auch wenn eine einzelne Perſon nur eine Immediateingabe wegen fünf Thaler zu machen hat, ſo kann man in acht Fällen von zehn verſichert ſein, daß ſie ſich eines günſtigen Erfolges durch Darbringung einer Doſis Opferthierwuth „für Gott, König und Vaterland" zu verſichern ſucht. Beſonders glücklich fühlen ſich dieſe Opferthiere, wenn ſie ſich mit ihrem Medaillenpatriotismus an den Kloben einer offiziellen Redensart aufhängen können. Namentlich konſumiren ſie jetzt ſtark den „Geiſt, der vor ſo viel Jahren unſere Ketten brach und die Schmach des Vaterlandes wandte," ohne im Mindeſten daran zu denken, daß die legitimen Ketten und die legitime Schmach, unter welcher jener Geiſt jetzt dahin kriecht, zehnmal ſchmählicher ſind, als Niederlagen durch fremde Bajonete eines thatkräftigen Volkes. Ich weiß augenblicklich den Namen des Muskels nicht, welcher beim Aufſtehen beſonders angeſtrengt wird; vielleicht heißt er der Erhebungsmuskel. Dieſer Muskel muß bei den loyalen

Preußen eine herkulische Ausbildung erlangt haben, denn sie setzen ihn bei allen Gelegenheiten in Thätigkeit, um sich zu erheben „wie Ein Mann.“ Sie feiern einen Namenstag und erheben sich „wie Ein Mann;“ sie haben eine Berathung und erheben sich „wie Ein Mann;“ sie haben ein Festessen und erheben sich „wie Ein Mann;“ sie haben Jahr aus Jahr ein den Torniſter ihrer Erbärmlichkeit geschnallt, um sich zu erheben „wie Ein Mann;“ sie können nicht essen und nicht trinken, ohne sich zu erheben „wie ein Mann.“ Wenn man ihnen die Franzosen auf den Hals schicken könnte, man sollte es wahrhaftig thun, damit sie für ihr unaufhörliches niederträchtiges Renommiren mit der „Erhebung wie Ein Mann“ gehörig gezüchtiget würden „wie Ein Mann.“ Wißt ihr, was sie „erheben,“ wenn man eine Aufforderung zur „Erhebung wie Ein Mann“ an ihren politischen Freisinn richtet? — Den Schweif, um zu wedeln! Die Hunde!

Wenn in England oder Frankreich ein Abgeordneter eine Motion unterstützen wollte durch so eine preußische Demonstration einer „Erhebung wie Ein Mann,“ es würde sich ein ganzer Sturm von Hohngelächter erheben, vor welchem der arme Patriot sofort alle Segel seiner bedientenhaften Bereitwilligkeit streichen müßte. Denn die Engländer wie alle Völker von Selbstgefühl haben keinen Begriff von jenem offiziellen Nationalknechtsinn, der sich bei jeder Gelegenheit erbieten zu müssen glaubt, Andere zu prügeln, damit er selbst keine Prügel bekomme; sie haben keinen Begriff von jener Erniedrigung, worin man, um das Recht zu leben in den Mund nehmen zu dürfen, sich erst bereit erklärt, für Andere sich todtschießen zu lassen. Wenn sie sich erheben „wie Ein Mann,“ so thun sie es bloß für sich selbst, und sich selbst macht man darüber keine Bereitwilligkeitserklärungen; das thun nur jene Sklavenhelden, die jede Erbärmlichkeit nach Innen

mit einer Sottise nach Außen verbrämen zu müssen glauben.

„Vertrauen ist das Schönste und Höchste, was die Menschen unter einander, was den Monarchen mit seinem Volke verbindet. Ich hege das unerschütterliche Vertrauen zu Sr. Majestät, daß Sie" u. s. w. So spricht wieder ein „Abgeordneter der Städte" (Hasenklever). Have, pia anima! Möge der Gute glücklich das Ende seiner Tage erreichen und wenn er einst zur ewigen Ruhe eingeht, so möge er sein Haupt mit dem Vertrauen in die mütterliche Erde betten lassen, daß er auch ohne Matraze gut schlafen werde.

Ihm folgt ein anderer „Abgeordneter der Städte" (van der Heydt), welcher zwar auf Volksvertretung dringt, aber der Art mit „Treue," „Gehorsam," „Ehrfurcht" u. s. w. um sich wirft, daß wir uns sein freies Auftreten bei einer andern Gelegenheit gar nicht zu erklären wissen.

Der ihm folgende „Abgeordnete des Ritterstandes" (Wergifosse) ist der einzige der ganzen Reihe, welcher sich rein an die Sache hält und sie nicht unter loyalen Redensarten erstickt. Freilich enthält sein Vortrag nur eine Zurückweisung des Einwurfs, daß durch eine allgemeine Vertretung eine Gleichmachung aller Staatseinrichtungen und dadurch eine Gefährdung des Rheinischen Rechtswesens herbeigeführt werden könne. Aber es thut schon wohl, eine solche Zurückweisung nicht etwa mit folgenden Redensarten begleitet zu sehen: „Uebrigens läge ja in der Furcht, daß die Rheinischen Rechtseinrichtungen gefährdet werden könnten, eine Beleidigung des Vertrauens der getreuen Rheinischen Unterthanen zu ihrem erhabenen Herrscherhaus, welches unsere Rechtsinstitutionen stets mit starker Hand geschützt hat, so daß nicht ein Jota davon verloren gegangen ist."

Ein in der Loyalität sich ziemlich mäßigender Vortrag des „Korreferenten" schließt mit den Worten: „durch Preußens Fortschritt Deutschlands Größe, Deutschlands Herrlichkeit!" Mit diesem Wunsche kann man, freilich in minder loyalem Sinne, sich einverstanden erklären. Wir werden auf den Punkt später zurückkommen.

Der „Referent" sucht dem wiederholten Auftreten des „Korreferenten" die Waage zu halten, indem er versichert, es sei Alles in der schönsten Ordnung, und wenn man Protestantismus und Katholizismus gleichmäßig mit der Zensurscheere beschneide und die Rheinländer nicht mehr wegen ihrer Rechtseinrichtungen beunruhige, so sei die Stimmung auch ohne Volksvertretung vollkommen befriedigt. Diese Beweisführung ist zu schlagend, als daß ich ihr etwas entgegenzusetzen wüßte. Ad vocem Rechtsinstitutionen bemerke ich nur gelegentlich, daß dieselben, wenn sie nicht durch allmählige Korruption vollständig ihren Charakter verlieren, den Rheinländern nicht gesichert sind und nicht gesichert sein werden. Sie passen nun und nimmer in das preußische System, weil sie besser sind, als dasselbe, und demokratische Elemente enthalten, welche in die systematische Neutralisirung alles selbstständigen Volksgeistes eine merkliche Lücke bringen könnten.

Der jetzt auftretende Redner gilt für einen Vorkämpfer der Rheinischen Opposition. Es ist Herr Hansemann. Ich halte es für nöthig, halte es für „Pflicht," der Hansemann'schen Art zu opponiren, ohne alle Rücksichten entgegenzutreten. Es liegt nichts Entschiedenes, nichts Ganzes, kein „Entweder, oder" darin. (Vom Standpunkte der Ansichten wird hier ganz abgesehen.) Eine Opposition, die ohne besondere Inkonsequenz unter den geheimen Ministerialräthen eines unbeschränkten Monarchen Platz nehmen könnte, ist keine Volksopposition. In Preußen

gibt es keine andere wirkliche Opposition, als die sich schon von vornherein „unmöglich“ macht. An's Volk allein muß sie sich halten, im Volk allein zu wurzeln suchen. Eine Opposition, welche mit der einen Hand sich an den Zipfel der schrankenlosen Gewalt anklammert, während sie mit der anderen die Forderungen des Volks aufzeichnet, lähmt sich selbst. Sie kann es höchstens dahin bringen, daß sie es mit beiden Theilen verdirbt. Nirgends so sehr als hier, gilt der Spruch, daß man nicht zwei Herren zugleich dienen könne. Entweder, oder; es gibt keine andere Wahl. Nur so wird man etwas Ganzes, nur so kann man wirken, nur so übt man im Interesse der Sache die wahre Klugheit. Es ist keine Klugheit, zu schonen, wo man siegen muß, so wie es keine Würde ist, erst zu loben, wenn man tadeln will. Ist man aber sogar bei der Volksvertretung zu zwei Dritteln bloß loyal, so schlägt sich das dritte Drittel auch dazu. Herr Hansemann ist nicht bloß nach Verhältniß seiner Stellung und sonstigen Persönlichkeit, sondern auch nach seinen Aeußerungen an sich, der loyalste Redner und größte Schmeichler des ganzen Landtags. Er ermahnt seine Kollegen, daß sie als „politische Männer“ den Verstand nicht durch „das Gefühl“ sollen verdrängen und sich nicht durch das letztere verleiten lassen, den Verfassungsantrag aus Rücksicht auf die Majestät zu unterdrücken. Nach diesem Eingange, der eine besondere Kühnheit erwarten läßt, fährt er fort: „Niemanden, meine Herren, räume ich das Recht ein, zu glauben, er trage mehr Ehrfurcht in seinem Herzen, mehr Anhänglichkeit für die erhabene Person Sr. Maj., als ich. Aber gerade, weil ich den König liebe, weil ich ihn ehre, muß ich meine Pflicht gegen Ihn (nicht gegen das **Volk?**) thun, auch wenn sie mir hart ist. Das ist die bequeme Erfüllung der Pflicht, wenn man von Vertrauen und Liebe spricht, und nicht den Muth hat,

dem Könige zu sagen, was dem Throne (?), was dem Staate diene, wenn man den Beruf dazu, wenn man die Pflicht dazu hat, es zu sagen; und in diesem Falle befinden wir uns hier. Wie! der erhabene Monarch, dessen großen Geist ich tief ehre, der sollte uns es übel deuten, daß wir in tiefster Ehrfurcht in einer Zuschrift Ihm ausdrücken, was die Bedürfnisse des Landes (!) sind? Nein, ich achte den König zu hoch, das wird der König nimmer thun! Also hinweg mit dieser Besorgniß, sie ist nach meiner innigen Ueberzeugung eine völlig grundlose." Zunächst achte man auf die Begriffsverwirrung und die Widersprüche, in die Herr Hansemann wie alle Loyalen sich verwickelt, weil er zwei wie Wasser und Feuer von einander verschiedene Dinge, die „Volksrechte" und die „Rechte" von Gottes Gnaden, zusammenfassen und vermitteln will. Zuerst spricht er von einer „harten Pflicht" gegen den König, von der Pflicht nämlich, ihm die Wahrheit zu sagen; später ist es seine „innigste Ueberzeugung," daß der König in seiner Größe die Wahrheit nicht übel nehmen werde, wonach also die Pflicht, sie ihm zu sagen, unmöglich eine „harte" sein kann. Sodann spricht er von einem „Muthe," dem König zu sagen, was dem Throne, (was dem Staate) diene;" später spricht er davon, ihm zu sagen, „was die Bedürfnisse des Landes sind." An einer andern Stelle seines Vortrages sagt er, „den Fortschritt in der Freiheit des Volks bringe die Zeit von selbst," deßhalb sei es vorzugsweise das Interesse des „Thrones," welches eine Erledigung der Verfassungsangelegenheit erheische. Worin besteht nun dasjenige, was er hier den „Fortschritt in der Freiheit des Volks" nennt? Nach seinen bescheiden-konstitutionellen Ansichten doch nur in der besprochenen Verfassung. Diese bringt aber „die Zeit von selbst;" weßhalb ist es denn nöthig, den „Thron" darum zu bitten? Gewährt dagegen

der „Thron" die Verfassung, was bleibt denn der „Zeit" noch übrig, „von selbst zu bringen?" Soll man etwa die Meinung des Redners auf gut Teutsch also übersetzen: was dem Volke nicht bei Zeiten gegeben wird, das nimmt es sich später selbst, deßhalb bleibt dem „Thron" nur die Wahl, entweder zu geben oder nehmen zu lassen? Doch wir hüten uns vor dieser Auslegung und stellen lieber den Hansemann'schen „Verstand," als seine Loyalität bloß. Die Mahnung, den „Verstand" nicht von dem „Gefühle" für den „Thron" überwältigen zu lassen, hätte Herr Hansemann zuerst an sich richten sollen; denn kaum hat er sie ausgesprochen, so läuft seine Loyalität mit seinem Verstand davon. Es ist traurig, solche Blößen nachweisen zu müssen; aber es ist nöthig, durchaus nöthig, damit den Loyalen ein kleiner Spiegel vorgehalten werde, in welchem sie über die maßlose Verwirrung ihres „Verstandes" und die widerwärtigen Wirkungen ihres „Gefühls" endlich an's Nachdenken kommen.

Man nimmt es, wie billig, mit Herrn Hansemann genauer, als mit manchen Andern. Deßhalb unterlasse ich auch nicht, ihm folgende Stellen vorzurücken: „Das ist aber der schöne Unterschied unserer Zeit, die von der Zivilisation gedrängt ist, gegen die frühere, daß es nicht die Gewalt ist, sondern daß es die ehrfurchtsvollen Bitten treuer, gehorsamer Unterthanen sind" (was nämlich den Fortschritt hervorbringt). Der Fortschritt durch die Bitten treuer, gehorsamer „Unterthanen!" Das ist in der That stark. Aber wenn nun die „Bitten" nicht gehört werden? Bringt dann „die Zeit den Fortschritt von selbst?" Allerdings läßt sich das, wie wir gesehen haben, in gewissem Sinne sagen; aber wahrlich nicht in dem folgenden Sinne des Herrn Hansemann: „Der Unterthan muß sich bescheiden, auch wenn seine Bitten abgeschlagen werden, treu und gehorsam dem König

zu ſein.“ Geſetzt nun, die Bitte um eine Volksvertretung wird abgeſchlagen, ſo gebietet die „Treue“ und der „Gehorſam,“ ſie gar nicht wieder vorzubringen; da es aber nur „die ehrfurchtsvollen Bitten der treuen, gehorſamen Unterthanen“ ſind, welche den Fortſchritt hervorbringen, ſo muß auf die Verfaſſung, nach dem abſchlägigen Beſcheide, ganz verzichtet werden. Dieſe Folgerung hat Herr Hanſemann ebenfalls gefühlt, und deßhalb hebt er die Worte, worin er die Möglichkeit des abſchlägigen Beſcheides ausſpricht, ſofort wieder durch das folgende predigerhafte Anhängſel auf: „Aber dergleichen Bitten vorgetragen, werden einen guten Ort finden, werden beſonders dazu beitragen, die Hinderniſſe zu beſeitigen.“ Ein ſolches Drehen und Winden, Zehentreten und Balanciren zwiſchen halber Wahrheit und dreidoppelter Loyalität nimmt ſich bei einem Manne, wie Herr Hanſemann iſt, dreidoppelt kläglich aus. Herr Hanſemann behauptet, daß „das Mittelalter zu Ende gehe,“ und eine loyalere Selbſterniedrigung eines unabhängigen Mannes, als die Hanſemann'ſche, iſt im Mittelalter ſchwerlich da geweſen. Der Hanſemann'ſche Vortrag iſt, von ſeinen amtlich nicht mit abgedruckten, ziemlich unumwundenen Bemerkungen über die Einwirkungen der ruſſiſchen Politik, des Fürſten Metternich und der Bureaukratie abgeſehen, der traurigſte in der ganzen Verhandlung und beeinträchtigt auf eine bedauerliche Weiſe den Eindruck ſeiner Bemühungen für das rheiniſche Rechtsweſen. Ehe ich ihn verlaſſe, muß ich dem Redner noch einige Auskunft abverlangen, über die Eigenſchaften des „großen Geiſtes,“ den er ſeinem König zuſchreibt. Der Geiſt eines Königs iſt eine Privateigenſchaft, die nicht an das Amt geknüpft zu werden braucht, er kann alſo erörtert werden, ohne daß der „Unterthan“ die Loyalität verletzt. Herr Hanſemann hat alſo hier freies Feld. Ich meinerſeits habe von einem „großen Geiſt“

einen großen Begriff, und wenn ein unumschränkter König einen großen Geist hat, so kann er nach meiner Ansicht in einem Jahre mehr ausrichten, als Andere während ihres ganzen Lebens, d. h. wenn er seine Unumschränktheit für ihr Gegentheil zu benutzen sucht. Ich fordere Herrn Hansemann auf, uns die Spuren des „großen Geistes" nachzuweisen, den er „so tief ehrt." Bücher hat der König von Preußen nicht geschrieben, wie etwa der König von Bayern oder Friedrich der Große. In diesem Gebiete fehlt also der Maßstab ganz. Vorher konzipirte Reden hat er zwar gehalten; aber solche Reden sind es nicht, was ein „großer Geist" auf dem „Throne" zum Mittel seiner Kundgebung wählt. Sind denn etwa staatsmännische Plane oder Ideen bekannt geworden, welche eine ungewöhnliche Auffassung der Geschichte und der Menschenbestimmung verriethen, die geistlose Selbstsucht geschichtlicher „Rechte" verwürfen, der geistlosen Verfinsterung den Krieg erklärten, die geistlose Geistesknechtschaft verdammten, den geistlosen Mechanismus im Staatswesen bedrohten, den geistlosen Militärpomp verabscheuten, sich den Einwirkungen des geistlosen russischen und österreichischen Systems entgegenstellten, und allen den tausend sonstigen Geistlosigkeiten ein Ende verkündeten, die einem mit „erhabener Gesinnung" gepaarten „großen Geiste" den größten Abscheu einflößen müssen? Diese Fragen, denen sich noch eine ganze Reihe über allgemeine und besondere Angelegenheiten von selbst anschließt, muß uns Herr Hansemann, und zwar bejahend, beantworten, wenn seine Loyalität aus der Verlegenheit gerathen soll, die sehr großen Ansprüche zufrieden zu stellen, welche an einen „großen Geist" auf dem Throne gemacht werden müssen.

Nach Herrn Hansemanns Auftreten wird zwar noch Einiges über die Frageſtellung hin und her verhandelt; ich kann mich aber nicht überwinden, noch nach mehr

Loyalitätsproben mich darin umzusehen. Ich habe genug, in zweifachem Sinne. Das Ergebniß der Verhandlung ist bekannt. Nach großer Anstrengung bringt es die loyale Versammlung zu einem unmittelbaren, sehr bescheidenen Antrag, welcher durch die persönliche Vermittelung des Landtagskommissärs an seine Bestimmung gelangen soll! Was der Landtagsabschied darauf antworten wird, ist natürlich nicht zweifelhaft. Das Höchste, was er in Aussicht stellen kann und wird, ist das Schauspiel, daß die acht Landtage ihre bewährte acht Ohnmachten vereinigen und eine landständische Probe auf das Exempel machen dürfen: Acht Mal Nichts ist Nichts *).

Ich habe nun (und man sei versichert, daß solche widerwärtige Arbeit Selbstüberwindung kostet) in den zusammengestellten Proben dargethan, auf welche Art die Loyalität der rheinischen Abgeordneten selbst den bescheidensten Rechtsforderungen des Volkes Arme und Beine zerbricht. Ich bin dabei mit derjenigen Schonungslosigkeit zu Werke gegangen, welche meine freiere Stellung mir zur Pflicht macht. Weder heimathliche Sympathieen, noch sonst persönliche Rücksichten dürfen einen Menschen in meiner Stellung hindern, die Freiheitssünden derer zu rügen, welchen daheim die Vertretung der Volksrechte übertragen ist; und säßen meine besten Freunde in der Ständeversammlung, ich würde sie, wenn sie die Würde eines Volksmannes aus den Augen ließen, noch schärfer

*) Sollte eine auf die angedeutete Weise zu Stande kommende „Repräsentation“ sich zur Bewilligung einer Anleihe mißbrauchen lassen, so würde sie den Fluch des Landes verdienen. Abgesehen davon, daß ohne ungeheure Unterschlagungen und Verschleuderungen die Staatsgewalt bereits Mittel genug in Händen hat, um Anleihen unnöthig zu machen (Staatsschatz, Steuerüberschüsse u. s. w.), so ist es auch keine Scheinrepräsentation gewesen, welcher man die Bewilligung von Anleihen vorbehalten hat.

tadeln als die Andern. Man muß, man soll, man wird es auch in Preußen endlich nach allen Seiten hin erkennen und anerkennen, was Wahrheit ist. In unserem Falle hier besteht die Wahrheit darin, daß bei aller an den Tag gelegten sachlichen Kenntniß und Intelligenz fast kein einziger der rheinischen Abgeordneten seinen Beruf ganz erkannt und streng im Auge behalten hat. Sie haben sich um die Ehre der größten Loyalität gestritten, wo es die Ehre der größten Freimüthigkeit galt; sie haben die Regierung in's Auge gefaßt, wo sie allein mit Sachen des Volkes zu thun hatten. Durch das wahrhaft theologische Verhältniß, in welches sie sich mit Gewalt zum „Throne" stellen, stärken sie gerade dasjenige Element, um dessen Schwächung es ihnen doch zu thun sein muß, wenn sie nicht in direkten Widerspruch mit ihren eigenen Anträgen kommen wollen. Auf solche Weise nöthigt man der Gewalt wahrlich nichts ab, und ohne Abnöthigung wird nichts gegeben. Das ist die Lehre der neuesten Geschichte noch mehr als der ältern. Wenn man auch zugibt, daß die polizeiliche Erziehung in Preußen den „Unterthanen" die loyale Furcht in succum et sanguinem einzuflößen gewußt hat, so sollten wenigstens die Volksvertreter den Anfang machen, die Einwirkungen jener Erziehung endlich von sich abzuschütteln und Andern mit männlichem Beispiele vorangehen. Wer die Loyalität gegen die Regierung dem Volksrechte voranstellt und von loyalen Gefühlen überfließt, wo er eine feste Gesinnungshaltung behaupten sollte, der werde Regierungsmann, nicht Volksvertreter. Es gibt in der That nichts Kläglicheres und Widrigeres in der Welt, als jenes hohle, heuchlerische, feige, durchaus inhalt- und würdelose loyale Pathos, welches den Beruf einer freien, männlichen Rechtsvertretung halb unter adoptirten amtlichen Redensarten und halb unter dem Schwalle eigener Herzenszerquetschung

begräbt. Wie ein Mann, der die mindeste Achtung für seinen Verstand und für seine Gesinnung in Anspruch nimmt, sich zu solchem stereotypen Unsinn und solcher kniefälligen Selbsterniedrigung verstehen kann, das ist reinweg unbegreiflich. Und ist es nicht zugleich durch und durch lächerlich, meine Herren, daß solche Selbsterniedrigung, die den Stempel sklavischer Verzichtleistung auf alles Recht an der Stirne trägt, mit Rechtsforderungen in der Hand vor den Altar ihrer Herrgotts tritt? Einen Orden gebe man ihr, aber keine Rechte!

Wenn man nun von dem Auftreten des rheinischen Landtages, welcher mit dem ostpreußischen für den freisinnigsten gilt, Schlüsse auf den pommerschen, brandenburgischen u. s. w. zieht, so kann man sich vorstellen, welch' eine Wirkung eine so demüthige, fußfällige, zerknirschte Volksvertretung auf den Gang der Regierung sich versprechen darf. Die Lehre, welche aus der obigen Zusammenstellung sich ergeben soll, ist also die, daß die Landtage unmöglich wirken können, was sie, trotz ihrer Beschränkung, indirekt zu wirken im Stande wären, so lange die Abgeordneten nicht mit mehr Selbstbewußtsein, Selbstständigkeit und demokratischer Würde auftreten, wobei zugleich zu bemerken, daß ihnen die Gesuche des Volkes in einer gesinnungsfesteren Fassung und Form an die Seite treten müssen.

Ein anderer Punkt, den ich hier gleich mit zur Sprache bringe, betrifft die Gegenstände der Bittschriften. Wenn Einem auch (und man braucht dazu sich nicht erst zum Republikanismus zu bekennen) die preußischen Landtage ihrer Form und Bestimmung nach sehr lächerlich vorkommen, so soll man doch an dem praktischen Grundsatze festhalten, daß in allen Verhältnissen die gegebenen Mittel der Opposition nicht wegen ihrer unzureichenden Beschaffenheit aufgegeben, sondern eher

ganz ausgebeutet werden müssen. Dieß kann in Bezug auf die Provinziallandtage bei Weitem mehr, als es der Fall gewesen, geschehen durch die Wahl der Petitionsgegenstände. Ich schlage meinen Landsleuten für künftige Gelegenheiten andeutungsweise u. A. folgende Gesuche vor (für welche aber möglichst alle Klassen zu gewinnen wären):

1) Verminderung des Heerwesens und der Abgaben;

2) Befreiung der Proletarier von der Steuerentrichtung;

3) Abschaffung des Ständeunterschiedes und Ertheilung des Wahlrechts an jeden unbescholtenen Bürger;

4) Auskunft über den Verbleib der vielen Millionen, welche schon seit Jahren über den Staatsbedarf hinaus an Abgaben erhoben worden sind;

5) Verwendung des angesammelten Staatsschatzes zum Besten der unbemittelten Bürger;

6) Aenderung in den Verhältnissen zur russischen Politik;

7) Zurücknahme der neuen Gemeindeordnung, Gesindeordnung und sonstiger Ordnungen;

8) Abschaffung des Schulgeldes, auch auf den Gymnasien;

9) u. s. w., u. s. w.

Das bloße Dasein derartiger Gesuche würde schon seine Wirkung thun, und den Keim zu Weiterem in sich tragen.

Ich habe oben die Worte des Herrn Beckerath angeführt: „Durch Preußens Fortschritt, Teutschlands Größe, Teutschlands Herrlichkeit!“ Aehnliche Aussprüche hört man sehr häufig wiederholen, seitdem die Gewalt selbst bei allen Gelegenheiten die Stärke Preußens als zum Besten Teutschlands unentbehrlich dargestellt hat, aber in einem ganz entgegengesetzten Sinne, in dem Sinne näm-

lich, den der gewesene Minister von Arnim, bureaukratischen Andenkens, also ausdrückt: „Kein starkes Teutschland ohne ein starkes Preußen, kein starkes Preußen ohne ein starkes (d. i. absolutes) Königthum!“ Wer nun den teutschen Fortschritt durch den preußischen will, der sehe sich ja vor, daß er nicht in den Arnim'schen Sinn verfalle und ihn durch seine Demonstrationen unterstütze. Jeder, der nicht besonderer Diener der preußischen Dynastie und Diplomatie mit ihren Hegemonieprojekten und sonstigen Plänen werden will, mache es sich klar, daß es durchaus nicht darauf ankommen kann und darf, Preußen für sich in dem bisherigen Sinne mächtig, selbstständig und glorreich zu machen, sondern daß es sich im Gegentheile nur um die Mittel handelt, Preußen in Teutschland aufgehen zu lassen. Diese Mittel ergeben sich eben aus dem Uebergewichte des Volkes, durch demokratische Staatseinrichtungen gesichert, denn sobald das Volk die Entscheidungen der Politik in Händen hat, hören die Hegemonieprojekte auf, und die ganze Kraft Preußens geht in die teutsche Kraft über. Diesen wichtigen Punkt lassen alle die Patrioten ganz aus dem Auge, welche sich die Begeisterung für Preußens und Teutschlands Größe aus amtlicher Quelle eintränken lassen. Mögen sie daher aufhören, den Nachdruck auf Preußen zu legen, von preußischem „Nationalgeiste“, preußischer Bestimmung, preußischem Ruhme, preußischem Vortheile, wornach, wie Herr Hansemann sagt, „der Thron um so glänzender strahlen soll in der gestärkten Macht einer dem König treu ergebenen Nation,“ und dergleichen preußische Absurditäten zu schwatzen. Preußen hat für sich gar keine Bestimmung, seine hochfahrende Dynastie muß sich bescheiden lernen, seine Besonderrolle ist ausgespielt und es hat nur eine Zukunft, wenn es ihm entweder gelingt, einen Theil Teutschlands zu verschlingen, oder wenn es sich be-

quemt, sich von Teutschland verschlingen zu lassen. Das Gelingen des ersteren Experiments ist sehr zweifelhaft geworden und wird sicher von keinem ehrlichen Manne befördert werden; das Gelingen des letzteren ist es, worauf die Preußen und die konstitutionellen Teutschen mit vereinter Kraft hinarbeiten müssen. Ein freies Preußen schafft ein starkes Teutschland; ein starkes Preußen (im Arnim'schen Sinne) ist Teutschlands Verräther. Lernt es demnach begreifen, ihr preußischen Patrioten, daß Preußen und Teutschland im Grunde durchaus Gegensätze sind und daß ein „guter Preuße" nimmermehr ein guter Teutscher, sondern höchstens ein guter Russe werden kann.

Ob die preußischen Volksabgeordneten fähig sind oder nicht;

erstens in der Form ihres Auftretens die Würde und den Charakter von Volksmännern zu behaupten;

zweitens den teutschen Standpunkt dem preußischen überzuordnen;

drittens aber den Standpunkt des Volksrechts und der Vernunft über allen andern Standpunkten im Auge zu behalten,

das wird auf eine große und entscheidende Probe gestellt werden, wenn man sie zur Berathung einer allgemeinen Vertretung für Preußen zusammenberuft.

Dort wird es an ihnen liegen, entweder für das preußische und teutsche Volk den Weg eines neuen politischen Lebens anzubahnen, oder, an den Künsten der Diplomatie sich betheiligend, der alten Misere eine längere Fortdauer in einer neuen Form zu bereiten. Sie haben zwar die großen Entscheidungen des Jahrhunderts nicht in der Hand, aber auch die Einleitungen, die ihnen zugetheilt werden, sind schon wichtig genug, um ihnen entweder ein vivat oder ein pereat aus dem Munde des Volksgeistes zu sichern. Daß sie vor der „Majestät" auf Einführung

einer Republik dringen sollen, verlangt von ihnen selbst ein Republikaner nicht, wenn er Besonnenheit genug besitzt, die Verhältnisse im Besondern wie im Allgemeinen nicht außer Acht zu setzen; auch natürlich schon aus dem Grunde nicht, weil ein Republikaner schwerlich in einer brandenburgischen Versammlung Platz nehmen wird. Aber was jeder mit der Zeit einigermaßen fortgeschrittene Mann aus dem Volke von ihnen erwarten wird und muß, das ist der Wille, der hartnäckige Wille, möglichst viel Abschlagszahlung auf die Volksherrschaft zu erlangen und deren Rechnung nicht wieder mit dem loyalen Schwamm zu verwischen; das ist die Kraft, nicht die Hand zur Errichtung eines Gebäudes zu leihen, dessen Plan den Gesetzen auch einer konstitutionellen Vernunft widerstreitet und worin dem Volk der Platz in Bedientenkammern und Kasematten angewiesen wird. Sie dürfen sich nun und nimmer überreden lassen, daß es möglich sei, eine „organische" politische Schöpfung auf Grundlagen zu stützen, welche, im Widerstreite nicht nur mit der Vernunft, sondern auch mit der geschichtlichen Wahrheit bloß nach besonderen und augenblicklichen Vortheilen der Gewalt, ihrer Diener und ihres adelichen Anhangs improvisirt sind. Das organische Gesetz des Staats liegt in der Vernunft, nicht in solchen Sondervortheilen vorgezeichnet; dieß wird doch sogar ein Abgeordneter aus dem Wupperthal zugestehen. Die Ständeunterscheidung, die Wahlberechtigung nach der Erdscholle oder dem Geldbeutel, die Vertretung einer Macht, welche nicht in die Politik gehört, nämlich der Geistlichkeit, das unsinnige Zweikammersystem, die Verfügung der Regierung über das Abgabwesen, die Beschränkung der Volkstheilnahme an der Volksvertretung, die Beschränkung der Oeffentlichkeit und Meinungsäußerung in irgend einem Gebiete, die Gewalt der Regierung über die persönliche Sicherheit

der Bürger u. ſ. w. — alles dieß ſind Dinge, welche eine Abgeordnetenverſammlung unſerer Zeit, die ſich mit einer Staatsverfaſſung beſchäftigen ſoll, meilenweit und mit Nachdruck von ſich fern halten und abweiſen muß. Sie unterlaſſe nicht, die gewaltige Entfernung zwiſchen den aufgehäuften Forderungen der Zeit und den beſtehenden Zuſtänden zu meſſen; aber ehe ſie eine Annäherung durch nutzloſes Flickwerk verſucht, laſſe ſie lieber die Entfernung noch größer werden. Sie fürchtet jetzt nicht mehr, daß ein derartiger Widerſtand das Volk um irgend etwas bringen werde. Die Zeit iſt gekommen, wo das preußiſche Volk, wie es früher in Würtemberg geſchah, die Geſchenke ruhig von der Hand weiſen kann, welche ihm nicht mehr zuſagen. Das Zurückgewieſene wird verdoppelt von Neuem dargeboten, ſogar trotz der wohlberechneten Metternich-Berliniſchen Bundespolitik, welche alle entſcheidende Gewalt um jeden Preis in den Händen der Fürſten feſthalten will. Es wäre eine Schmach für das ganze Volk, wenn ſeine Vertreter im entſcheidenden Augenblicke den dreißig Jahren keine Rechnung trügen, vor welchen man bereits mehr zugeſichert hat, als man jetzt einräumen will.

Man weiß, daß Viele ſich noch immer ängſtigen laſſen durch die alten Schreckbilder und Redensarten, wonach eine „Schwächung des monarchiſchen Prinzips" u. ſ. w. als eine Verletzung göttlicher Dogmen und als eine Untergrabung aller ſtaatlichen Ordnung erſcheinen ſoll. Wer noch ſo weit mit ſeinen Anſichten zurück iſt und keine Ahnung davon beſitzt, daß der Geiſt der ſtaatlichen Ordnung in der Menſchheit und dem Volke ſelbſt ſeinen Sitz hat, dem läßt ſich freilich die Angſt vor jenen Schreckbildern nicht mit einem Male nehmen; aber auf den Kindergrundſatz wenigſtens muß man auch die Aengſtlichſten immer zurückführen, daß nicht die Regierung, ſon-

dern das Volk die Hauptſache im Staat iſt, daß alſo von Seiten der Regierung keine Gewalt feſtgehalten werden darf, welche die Rechte des Volks ſchmälert, daß die allmälige Aufopferung der geſchichtlichen Vorrechte der Regierung an die Rechte des voranſchreitenden Volks eben das Hauptmoment der politiſchen Entwickelung, mithin das endliche Aufgehen der abgeſonderten Regierung in das Volk ſelbſt geſchichtliche Vernunftnothwendigkeit iſt, alſo ſelbſt diejenige Regierung kein wirkliches Recht, ſondern nur ein Unrecht aufgeben würde, welche, wenn das Volk die erforderliche Reife erlangt hätte, vom monarchiſchen Throne auf die Tribüne der Republik herabſtiege. Wer eine ſolche allmälige Schwächung der einſeitigen Regierungsgewalt für ein Unglück und nicht für eine Nothwendigkeit anſieht, der hat keinen Begriff von politiſcher Entwickelung; wer einen ſolchen Entwickelungsgang nicht anerkennen und nicht in ihm dem Volke nach Maßgabe ſeiner politiſchen Reife die Stellung anweiſen will, der muß in jeder Zunahme der Volksmacht wie in jeder Abnahme der regierenden Eigenmacht eine Verirrung der Geſchichte ſuchen und der würde nur dann folgerecht handeln, wenn er, als preußiſcher Abgeordneter, ſtatt auf eine Volksvertretung, auf Wiederherſtellung der Zeiten Friedrich Wilhelms I. antrüge. Beim Vergleich mit der Rolle, welche dieſer König mit dem ſouveränen Stocke in der Hand geſpielt hat, findet ſich das „monarchiſche Prinzip“ jetzt bedeutend geſchwächt.

Man braucht mit der Autokratie in Preußen gar nicht mehr zu unterhandeln, man kann ihr ganz offen heraus ſagen, was man will und was man vorausſieht, ohne die mindeſte Furcht, daß ſie noch im Stande ſei, es zu hintertreiben. Das nächſte Wort in ihrer Geſchichte iſt das Wort Nothwendigkeit. Der Sauerteig iſt gemengt und das Brod muß und wird gebacken

werden. Sie kann ihren bisherigen Gang nicht mehr fortsetzen. Setzt sie den offenen Forderungen der Volksabgeordneten offene Weigerung entgegen, so mögen dieselben sich in fester Ruhe zurückziehen und die Geschichte des Fabius Cunctator studiren; und sollte alsdann die Gewalt ihr Unrecht erzwingen wollen und ihre Zügel noch so „straff anziehen", man warte das Ende nur ruhig ab. Man beobachte mit sicherm Blicke in dem gehemmten Strome des Fortschrittes das Steigen der Gewässer und überlasse es der Gewalt, sie übersteigen zu lassen. Jeder entschiedene Politiker muß sich einer verstockten Gewalt gegenüber im Nothfalle zu der Lehre bekennen, welche das Wort Pessimismus an die Hand gibt, und zu einem Pessimismus läßt es sich sogar in Teutschland bringen. Es führt zwar manche Unbequemlichkeit mit sich und treibt den Staatskörper zu einer Radikalkur; aber wenn einmal harte Kuren nicht zu umgehen sind, so sind jedenfalls Radikalkuren die besten. Das Volk ist es nicht, welches bei solchem Heilverfahren den Kürzeren zöge und auf welches die ahnenden Worte eines preußischen „Ritters" und Staatsmannes zu beziehen wären: „es ist möglich, daß wir alle verloren sind!" Ja, Herr Ritter, wir Andern theilen Ihre Ahnung; es wird nur darauf ankommen, ob sie in humaner oder brutaler Form verwirklicht wird. Wir sind alle Menschen und deßhalb würde es uns Leuten des Volkes eine Befriedigung nicht gewähren, diejenigen gewaltsam vernichten zu können, welche uns geknebelt und gedrückt haben; aber wenn die Knebelei und der Druck nicht nachlassen, wenn sie sogar als ein Recht, ein göttliches Recht verewigt werden sollen, dann kommen wir Andern in die Nothwahl, uns zu fragen, ob wir, das Volk, „verloren" sein sollen oder unsere Dränger? Und bei dieser für ein teutsches Gemüth so kitzlichen Frage sind selbst wir nicht uneigennützig genug,

zu Gunsten der andern Seite zu antworten. Wir erklären Ihnen also, Herr Ritter, Sie sollen „verloren" sein; aber teutsch, wie wir sind, setzen wir noch hinzu: wenn Sie es so haben wollen. Zu retten sind Sie noch, aber nur durch freiwillige Niederlagen. Auf den Sieg mögen Sie unterdessen selbst schon verzichtet haben; es gilt für Sie nur, entweder ohne Sieg zu leben oder ohne Sieg zu sterben. Ziehen Sie das Letztere vor, so lassen Sie es darauf ankommen. Wir warnen Sie nicht mehr, dazu haben wir zu viel Empfindsamkeit abgelegt; aber wir geben Ihnen zu verstehen, daß wir unserer Sache gewiß sind, heute oder morgen. Was die Zeit für ihren nächsten Sprößling in Anspruch nimmt, das ist zwar mehr, als Sie und Ihr Gebieter durch zu spät gekommene Konstitutionsentwürfe beibringen können; aber es ist möglich, daß die große Zahlungsfrist noch durch verbürgte und nicht zu kleine Abschlagszahlungen unblutig eingeleitet und dadurch die Schuldentilgung nicht bloß dem Zahler, sondern auch dem Empfänger erleichtert werden kann.

Bis hierher habe ich mir erlaubt, den preußischen Landtagsabgeordneten mittel- und unmittelbarer Weise kurz meine Meinung zu sagen. Mögen sie nicht die Offenheit, womit ich es gethan, als Anmaßung zurückweisen; und wenn ich weit entfernt bin, ihrer Einsicht meine Ansichten aufdringen zu wollen, so mögen Sie mir wenigstens zugestehen, daß ich ein Recht habe, über die Art ihres Auftretens ein dreistes Urtheil abzugeben. Die Gesinnung, welcher dieß Urtheil entsprang, wird sich weder in Bezug auf das Bewußtsein ihrer Berechtigung, noch in Bezug auf die Redlichkeit ihrer Absicht auch nur um ein Härchen verkleinern lassen.

Sei es nun gestattet, ein Wort an die Abgeordneten der konstitutionellen Staaten Teutschlands zu richten. In wiefern der Vorwurf einer übertriebenen, einer knechtischen

Loyalität, welche die Volksrechte hinter die Rücksichten auf die Miene der Regierung zurückstellt, auch auf sie passe, möge nach dem Vorangegangenen der Einzelne mit sich ausmachen. Was aber die Gegenstände ihrer Wirksamkeit betrifft, so ist es nicht überflüssig, ihre Aufmerksamkeit auf einen bereits angedeuteten Punkt, die Vereinigung nämlich mit dem Streben der preußischen Landtagsabgeordneten, zurückzulenken. Wenn man es als ausgemacht annimmt, daß hauptsächlich der preußische Fortschritt den allgemein teutschen bedingt und daß zugleich dem letztern namentlich durch die preußische Politik mittelst des Bundestags auf alle mögliche Weise entgegengewirkt worden ist, so begreift man nicht, daß nicht schon lang die Abgeordneten der konstitutionellen teutschen Staaten alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel angewandt haben, um das preußische Volk in seinen Bestrebungen zu unterstützen und die Blößen der Berliner Politik aufzudecken. In jetziger Zeit, wo so viel vorgearbeitet ist und die Mahnungen von allen Seiten sich regen, ist jene Aufgabe eine völlig unabweisbare geworden. Keine ihrer innern Fragen ist für die konstitutionellen Abgeordneten so wichtig, als die preußische, deren Erledigung eben die Hauptvorbedingung zur Erledigung jener Fragen ist. Auch mögen sie bedenken, daß ihre Wirksamkeit nach Außen hin die eine ist, bei welcher sich die loyale konstitutionelle Heuchelei am Meisten umgehen läßt. Aber die Sache will mit Entschiedenheit angefaßt sein, nicht mit diplomatischen Glaceehandschuhen. Es muß mit Muth und mit Kraft auf die Entscheidung der Fragen hingedrängt werden, ob Preußen (und Oesterreich) Pflichten anerkennen oder nicht, ob sie Teutschlands Feinde sein wollen oder nicht, ob sie länger zum teutschen Bunde gehören sollen, oder nicht!

Nun zum Schluß noch ein Wort von allgemeinerem

Gesichtspunkte aus an Fortschrittsfreunde in andern Stellungen.

Es ist eine Frage, ob der Fortschritt der Menschheit im Allgemeinen durch das Zurückbleiben eines einzelnen Staates beeinträchtiget werde; ob nicht die Thätigkeit des Menschengeistes, wenn sie auf der einen Seite gehemmt wird, dieß Versäumniß dadurch einhole, daß sie auf der andern Seite unvermerkt und unbewußt Dinge schafft, welche bei späterem Anstoße den Fortschritt in den Hauptsachen um so schleuniger fördern; ob nicht, wenn die Kultur verhindert wird, hier oder da in hohe Spitzen aufzuschießen, dadurch ihre Elemente mehr in die Breite gedrängt werden, ob nicht, wenn das eine Volk in seiner Kraftentwickelung zurückbleibt, die sich von selbst an die Hand gebende Benutzung dieses Zurückbleibens durch andere Völker die letztern in der Ausgleichung zu Treibern oder Schleppern des zurückgebliebenen macht; ob nicht, wenn z. B. in Preußen die Demokratie so lange niedergehalten wird, bis die Ansätze dazu sich auch in andern Ländern (Oesterreich, Rußland u. s. w.) gebildet haben, alsdann der preußische Durchbruch seine Verspätung durch das Weitgreifende seiner Wirkungen gut machen werde? Sehr wahrscheinlich sind diese Fragen sämmtlich mit Ja zu beantworten, und sind sie das, so wird derjenige, welcher eine kalt-erhabene Stellung über der ganzen Menschheit einnimmt, sich damit beruhigen können, daß der Menschheit im Allgemeinen durch Unterdrückungen und Hemmungen nichts verloren gehe. Aber eine allgemeine Adoptirung dieser Ansicht in der Ausführung würde eine philosophische Thatlosigkeit schaffen, womit der Menschheit eben so wenig gedient wäre, als mit der Ausspinnung neuer Beglückungstheorien, über deren Verwirklichung Niemand eine bestimmte Ansicht hat. Wie sehr man also auch bestrebt sein muß, den höhern, allgemeinen Stand-

punkt festzuhalten, so kann und darf sich doch Keiner der Aufgabe entziehen, an den besondern Standpunkt, welcher seine und seines Volkes Individualität einnimmt, seine praktischen Bestrebungen anzuknüpfen, denn hierbei bietet sich ihm Rüstzeug dar, welches er anderwärts nicht finden wird. Schon aus diesem Grunde möchte man es den vielen Kräften, welche sich in Preußen und Teutschland auf einen zu luftigen Standpunkt stellen, zum Vorwurf machen, daß sie nicht mehr, als geschieht, praktisch Hand anlegen, um namentlich den preußischen Staat voran zu treiben. Auf die Gefahr, daß durch das vereinte Streben die Spitze der preußischen Kultur eine relativ zu große Höhe erreichen könnte, mag man es schon ankommen lassen. Der Einfluß der preußischen Kultur ist zu groß, als daß man nicht gerade sie vorzugsweise auf das Korn nehmen sollte. Gelingt es, Preußen von seiner Sandbank loszubringen und die Masse von Geist zu entfesseln, welche durch eine falsche Berechnung in diesem Staate hervorgerufen worden ist und jetzt an der Polizeikette gefesselt liegt, so ist auch bei der jetzigen Weltlage ein mächtiger Anstoß nicht bloß für ganz Teutschland, sondern für ganz Europa gegeben. Deßhalb sollte sich Alles auf Preußen werfen. Der Schreiber dieses bittet, in diesem Sinne auch seine schwachen Anstrengungen zu deuten, welche sich nicht verdrießen lassen werden, einen und denselben Gegenstand immer wieder in anderer Form zur Sprache zu bringen. Wenn man Bresche schießen will, so darf man sich nicht mit einer Kugel begnügen, und das Breschеschießen in die bestehenden Festungen der alten Zeit ist bei Eroberung der neuen Zeit die Hauptsache.

Die Anstrengungen für den preußischen Fortschritt haben aber auch im Besondern und in der Nähe eine größere Aussicht auf ermuthigenden Erfolg, als irgend andere. Wie es auch im Vorhergehenden genugsam angedeutet

worden, steht die preußische Politik, trotz allen romantischen und unromantischen Prahlereien, auf so schwachen Füßen, daß es mit ihrem Streben, eine Weltmacht im Parademarsch zu erobern, zu Ende gehen muß. Der Tod der preußischen Politik ist, daß man sie erkennt. Diese Erkenntniß aber muß und wird mit der Zeit eine allgemeine werden. Wer sich einigermaßen mit Politik beschäftiget hat, dem muß die preußische, trotz allen ihren Masken, so klar auf der Hand liegen, wie ein Tropfen Wassers aus ihrem „freien, deutschen Rhein." Sie stemmt sich mit aller Anstrengung und aller Wuth noch gegen die Macht der Oeffentlichkeit, welche sie an's Licht zieht, und kein Polizeikunststückchen und kein Bureaumittelchen ist ihr zu kleinlich und lächerlich, um es zu ihrem Schutz zu verwenden. Aber Alles ist vergebens. Ihr System ist einmal die Zielscheibe geworden und muß es immer mehr werden. Die Scheibe ist bereits so durchlöchert, daß weder Personen noch Dinge sich lange mehr hinter ihr verbergen können. Preußen kann sich der Untersuchung nicht mehr entziehen, trotz aller Polizei und aller Zensur; so bemächtige sich die Diskussion seiner ganz und zerfasere dieses künstliche Gewebe, bis kein Faden seiner Täuschungen mehr halten will. Die preußische Politik ist im Innern gebrochen; ihre Vergangenheit liegt trotz allen Verschleierungen in ihrer Lüge, ihre Gegenwart trotz allen Anstrengungen in ihrer Rathlosigkeit vor Augen, und ihre Zukunft ist trotz allen Vorkehrungen in der Hand des Volkes. Nachdem einmal ihre Mittel erkannt sind, will keines mehr verfangen; nachdem sie einmal mit ihren Absichten durchschaut ist, eilt jeder ihrer Handlungen schon die Berechnung des Mißtrauens voran und untergräbt im Voraus die Wirkung. Man braucht nicht zu den blinden Umwälzungssanguinikern zu gehören, um einem allseitig so unterhöhlten und unnatürlichen Zustande, wie derjenige

der preußiſchen Politik geworden iſt, das Ende zu prophezeien, und der Leichenſtein dieſer Politik wird ein bedeutungsvoller Titel für das Buch der teutſchen Zukunft werden. Lacht, ihr brandenburgiſchen Sandjunker; wir werden ſpäter lachen!

Es liegt ein herrlicher Triumph für das gepeinigte Rechtsgefühl und die unterdrückte Wahrheitsliebe darin, der widerrechtlichen und lügenhaften Gewalt den Weg der Verzweiflung vorzeichnen zu können, den ſie gehen wird, gehen muß. Nicht mehr die theilnehmende Feierlichkeit der Kaſſandra (Kaſſandren werden immer verlacht), die verachtende „Siegesgewißheit" der Nemeſis ſage es ihr.

Künftige Kabinetsordres

Olims des Großen.

Im Auszug mitgetheilt und historisch-pragmatisch geordnet von einem seiner getreuen Unterthanen.

1.

An der Spitze meiner Regierungsgrundsätze steht Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich befehle, daß man dies überall glaube, widrigenfalls Ich mein Königliches Wort darauf geben werde.

2.

Auf der Höhe, worauf Mich die Vorsehung gestellt, ist Mein Blick nur dem Wichtigen und Großen zugewandt. Es ist daher auch Meiner landesväterlichen Obsorge nicht entgangen, daß der Schustergeselle N. in dem Dorfe X. sich bei Anfertigung eines Schuhes als Pechdrahts einer Schnur bedient hat, in welche die Nationalfarben verflochten waren. Da Ich bei Meinem Interesse an der Ehre und dem Glücke der Nation eben so wenig dulde, daß die Nationalfarben unter die Füße getreten, als daß sie an einem unwürdigen Kopfe getragen werden, so befehle Ich hierdurch, daß der Schustergeselle N. zur

allgemeinen Warnung ohne Nationalkokarde sein Leben beschließe, und daß ihm dieselbe erst am jüngsten Tage wieder ausgefolgt werde.

3.

Die bedeutenden Fortschritte, welche der patriotische und religiöse Sinn in neuerer Zeit auf nationalem Boden gemacht haben, veranlassen Mich, Mein Volk wieder mit einer neuen Anordnung zu beglücken, welche zugleich der politischen wie religiösen Zerstückelung des Vaterlandes kräftig entgegentreten wird. Ich verordne daher, daß in Zukunft die Rückenstücke an den Uniformen Meiner Offiziere ohne Naht gemacht und die Kirchen nur aus ureigenem Gestein des vaterländischen Bodens gebaut werden sollen. Sie, der Minister des Kriegs und der Minister des Kultus, haben für die Ausführung dieser Ordre gemeinschaftliche Sorge zu tragen.

4.

Ich erachte es an der Zeit, nunmehr Meinem getreuen Volk die Preßfreiheit zu verleihen, welche ihm Mein Königliches Wort zugesichert hat. In Erfüllung desselben sollen von jetzt ab alle ABC-Bücher, sofern sie in Heften über zwanzig Bogen erscheinen und sich strenge an ihr Thema halten, von aller Zensur entbunden werden.

5.

Um der Verfassung des Staates eine zeitgemäße Ausbildung und Verherrlichung zu Theil werden zu lassen und Meinem Volke ein Pfand Meines Vertrauens zu geben, verordne Ich, daß in jedem Ständesaal die Büste Meiner Allerhöchsten Person in Lebensgröße aufgestellt werde.

6.

Es ist Mir von loyalen „Unterthanen", welchen Ich hiermit öffentlich Mein Königliches Wohlwollen bezeuge, bemerklich gemacht worden, daß die Toaste auf Meine Person sich zu wenig von denjenigen auf andere Personen unterscheiden. Den Mir dieserhalb gemachten Vorschlag genehmigend, verordne Ich, daß fortan bei Trinksprüchen auf bürgerliche Personen nur ein einmaliges Hoch, bei Trinksprüchen auf adelige Personen ein zweimaliges, bei Trinksprüchen auf Personen königlichen oder fürstlichen Geblüts ein dreimaliges Hoch auszubringen ist, während die Toaste auf Meine Allerhöchste Person, nach Voranschickung einer entsprechenden Rede, also zu lauten haben: „Seine Majestät, unser erhabener, geistvoller, allgeliebter und allverehrter König und Landesvater, leben höchst! und abermals höchst! und zum dritten Mal höchst! und zum vierten Mal höchst!" In Momenten einer ungewöhnlichen Begeisterung der Loyalität soll einer beliebigen ferneren Wiederholung des „Höchst" keine Grenze gesetzt sein; ein viermaliges Lebehöchst aber soll hinfort zu Meinen Allerhöchsten Attributen gehören.

7.

Um die Unabhängigkeit Meines Richterstandes zu sichern, welche ein Stolz Meines Reiches ist, befehle Ich, daß jeder Richter kassirt werde, welcher einen verklagten Schriftsteller oder sonstigen politischen Verbrecher freispricht.

8.

Bei Meinem Einzug in Meine geliebte Stadt N. ragte in der Hauptstraße ein Stein der Art hervor, daß Ich mir beim Absteigen Mein Landesväterliches Hühnerauge daran gestoßen habe. Dies Ereigniß kann nur aus

einer illoyalen Unaufmerksamkeit der Bürgerschaft hervorgegangen sein, wodurch Ich Mich bewogen finde, Meiner Stadt N. so lang Meine Königliche Gnade zu entziehen, bis der bewußte Stein ausgemittelt ist, so daß er wegen Majestätsbeleidigung versenkt werden kann.

9.

Mit Entrüstung habe Ich wahrgenommen, daß eine Hauptfeindin Meines Thrones, die Irrreligiosität, sich trotz Meiner Königlichen Bemühungen im Allgemeinen nicht verloren hat. Zur gründlichen Heilung dieses Zeitübels sollen daher in Zukunft alle Kamine in Form eines Kirchthurms aufgeführt und alle Brode in Form eines Kreuzes gebacken und alle Münzen in Form eines Herzens Jesu geschlagen werden. Auch werde Ich einen neuen Orden vom Berg Golgatha stiften.

10.

Da Ich Mich bei Meiner Bereisung Meiner Provinz N. von dem Nothstand Meiner getreuen Unterthanen überzeugt, indem Ich aus Meinem Wagen heraus zwei Wohnungen armer Leute mit zerbrochenen Fensterscheiben wahrgenommen habe, so werden Sie, der Finanzminister, angewiesen, in besagten Wohnungen sämmtliche Fensterscheiben repariren und somit Meinen getreuen Unterthanen ein glückliches Loos sichern zu lassen. Jedoch haben Sie dafür zu sorgen, daß in dem geheimen Staatsschatz die angesammelten hundert Millionen nicht berührt werden.

11.

Meinem Königlichen Blicke ist nicht entgangen, was Meine Behörden bisher unbemerkt gelassen haben, daß nämlich die heilsame und unumgängliche Heimlichkeit Meines Regierungssystems eine verderbliche Lücke hat.

Während Alles bei uns geheim ist, haben wir noch öffentliche Häuser. Diese Oeffentlichkeit ist bedenklich. Zugleich aber sind jene Häuser mit der Ehre Meines getreuen Volkes unverträglich; sie werden daher vom neuen Jahre ab aufgehoben. Diejenigen der betreffenden Wirthe und Frauenzimmer, welche Entschädigungsansprüche zu machen haben oder ihre Existenz gefährdet sehen, werden sich, letztere persönlich, an die Prinzen Meines Königlichen Hauses wenden.

12.

Ich will, daß keiner Meiner getreuen Unterthanen glaube, Meine Minister handelten in irgend einem Punkt anders, denn als Organe Meines Königlichen Willens. Deßhalb verordne Ich, daß, wenn irgend eine unpopuläre oder verhaßte Maßregel getroffen wird, dieselbe jedesmal auf Rechnung — Meiner Minister geschrieben werde. Geschieht dagegen etwas Populäres, so kommt dies auf Rechnung der Majestät.

13.

Da Ich Meinen Ministern und den von selbigen dependirenden Beamten niemals Unrecht gebe, indem sie sämmtlich Dependentien Meines Königlichen Willens und Meiner Königlichen Machtvollkommenheit sind, so werden Meine getreuen Unterthanen angewiesen, Meine Person nicht mehr mit Immediatbeschwerden zu behelligen, sondern ihre Beschwerden nur denjenigen vorzutragen, gegen die sie gerichtet sind. Immediateingaben sollen nur dann noch gestattet sein, wenn ich gebeten werde, Allergnädigst einen Akt der Loyalität oder eine Versicherung unveränderlicher Unterwürfigkeit entgegenzunehmen.

14.

Ich befehle Meinen sämmtlichen Beamten, insbesondere aber der Polizei, die angestammte Treue Meiner Unterthanen zu renoviren.

15.

Sie, der Kriegsminister, haben Mir eine Auswahl von zuverlässigen Panzerhemden vorlegen zu lassen.

16.

Es ist mein Königlicher Wille, daß die Freiheit des Unterrichts, wie bisher, geschützt, gepflegt, und erweitert werde. Zu diesem Behuf sollen vom künftigen Monat ab nicht bloß alle Professoren, Lehrer und Schulmeister, sondern auch alle Studenten, Gymnasiasten und Schulkinder über fünf Jahren uniformirt werden. Auch wird fortan die Lehre von den Fischen von aller Kontrolle befreit.

17.

Mit großem Mißfallen und mit gerechter Besorgniß für das Wohl Meiner Staaten habe ich wahrgenommen, daß in neuerer Zeit die Sucht nach Vereinen von mehr als zwei Mann sich auf eine bedenkliche Weise gesteigert hat. Ich sehe Mich hierdurch genöthigt, das gefährliche Uebel des Vereins- und Bündler-Wesens mit der Wurzel auszurotten und verordne, was folgt:

1) Sobald mehr als zwei Mann sich beisammen blicken lassen, werden diejenigen, welche mehr sind, als zwei, wegen Hochverraths zur Untersuchung gezogen.
2) Ausnahmsweise sind größere Versammlungen nur in den Kirchen, in den Polizeibüreaux und in den Kasernen erlaubt.

3) In den Gefängnissen ist jeder Gefangene nach pensylvanischen Grundsätzen zu isoliren.
4) Weiber dürfen bis zu sechs Gliedern zusammentreten; jedoch haben sie bei solchen Gelegenheiten, namentlich bei Theevisiten, ihr Geschlecht vorher von der Polizei konstatiren zu lassen.
5) Zwillinge zu gebähren, ist bei Strafe des Abortirens verboten.
6) Jedes Ehepaar hat es bei einem einzigen Kinde bewenden zu lassen.
7) An den Wirthstafeln haben sich die Gäste mit dem Rücken gegen einander zu setzen.

18.

Mein Volk ist bekanntlich bloß das Fundament Meines Königlichen Hauses, und der Glanz Meines Geschlechtes ist der Zweck des Staates. Dieser Glanz muß zeitgemäß gehoben werden. Ich ordne daher folgende neue Schöpfungen an:

1) Meine Krone erhält eine zweite Etage von Brillanten, wozu fünf Millionen aus den dießjährigen Ueberschüssen der Staatseinkünfte zu verwenden sind.
2) Mein Vasallen- und Adelsstand wird um zwanzig Prozent vermehrt. Derselbe wird zur zeitgemäßen Ausstattung mit dem Orden der engeren Treue und mit cumulirten Gütern belehnt, sowie mit Steuerexemtionen und dem Privilegium, Meine getreuen Unterthanen unter der Hand zu schinden, begnadigt.
3) In jeder Stadt von mehr als 10,000 Einwohnern wird für Meine Allerhöchste Person ein geheimes Gemach in gothischer Bauart aufgeführt. Die

Fonds dazu dürfen aus freiwilligen Beiträgen Meiner loyalen Unterthanen genommen werden.

4) Es wird ein mausoleenartiges Heiligthum zum Begräbniß und für die Andachtsübungen Meines Königlichen Geschlechtes erbaut, und zu diesem Bau die Summe von 10 Millionen disponible gestellt. Die Gelder, welche während der Andachtsübungen in den Klingelbeutel des Mausoleums fließen, sind zur totalen Abschaffung des Nothstandes meiner getreuen Unterthanen bestimmt.

19.

Der Gang Meiner Regierung ist eben so unwandelbar, als mein Königliches Haus unerschütterlich. Vermesse sich daher Keiner, in jenen Königlichen Gang durch Vorstellungen und Mahnungen eingreifen zu wollen. Wer dieser Königlichen Warnung kein Gehör gibt, wird das erste Mal mit Meiner Königlichen Ungnade, und im Wiederholungsfall mit einer Ordnungsstrafe von 5 Groschen Königlich Kourant belegt.

20.

Sie, der Kriegsminister, haben die Anhänglichkeit des Militärs an Meine Allerhöchste Person und Mein Königliches Haus repariren zu lassen und Mir dieserhalb geeignete Vorschläge zu machen. Vor der Hand bestimme Ich, daß jeder Lieutenant, welcher einen Bürgerlichen in Gesellschaft mörderisch anfällt, mit acht Tagen Festungsstrafe belegt, und sodann wegen Uebertreibung der ritterlichen Hingebung für den Landesherrn als Hauptmann begnadigt werden soll.

21.

Nach reifer Ueberlegung und genauer Erwägung der Zeitverhältnisse habe Ich Mich endlich, nach Anhörung

Meines Staatsrathes, entschlossen, das Gebäude der Rechte Meiner getreuen Unterthanen auf dem Fundament der neuen Zeit unerschütterlich aufzuführen. Ich verordne daher, was folgt:

Keiner Meiner getreuen Unterthanen soll begraben werden, bevor er gestorben ist.

22.

Der ruchlose Aufstand, welcher endlich in mehreren Provinzen Meines Reiches ausgebrochen ist und immer weiter um sich zu greifen droht, bewegt Mein Landesväterliches Herz, Mich vertrauensvoll an Meine getreuen Unterthanen zu wenden und sie an ihre angestammte Treue und die Heldenthaten vor Christi Geburt zu erinnern. Zugleich sichere Ich, um einen Beweis Meiner Gnade zu geben, Jedem den neuen Adel mit dem Orden der engeren Treue zu, welcher die Waffen gegen die Aufrührer ergreift.

23.

Da die Zahl der Aufrührer und Untreuen im Militär wie im Civil von Tag zu Tag wächst, so gebe ich Jedem, der unter Meine Fahne zurückkehrt, hiemit Mein Königliches Wort. Auch verspreche Ich Meinem gesammten Volk nachträglich Alles, was ihm etwa noch nicht versprochen sein sollte.

24.

Es zeigt sich jetzt durch die That, daß die Mehrzahl meines Volkes von Illoyalität und Untreue angesteckt und Meines Landesväterlichen Wohlwollens völlig unwürdig geworden ist. Da alle Mittel, dasselbe auf einen bessern Weg zurückzuführen, und selbst mein Königliches Wort und die Militärexekutionen sich als unwirksam zeigen,

indem selbst das Militär großentheils die verbrecherischen Ansichten theilt, daß das Volk sogenannte Rechte haben müsse, während das Höchste, worauf dasselbe Anspruch hat, Versprechen sind, so befehle Ich hierdurch als Herr von Land und Leuten, daß Mein Volk, welches nur noch aus den Rittern der engern Treue besteht, von sämmtlichen illoyalen Elementen gereinigt und letztere sofort des Landes verwiesen werden.

25.

Nachdem Meine getreuen Unterthanen Mich mit Meinem Königlichen Hause aus dem Lande gejagt und zugleich den geheimen Staatsschatz in Beschlag genommen haben, erkenne Ich den natürlichen und gerechten Verlauf der Dinge an, erkläre hiermit alle Kabinetsordres und Königlichen Worte für aufgehoben, und bitte dafür um eine mäßige Pension in republikanischem Kourant.

Dreißig Kriegsartikel

der neuen Zeit

für

für Officiere und Gemeine

in

despotischen Staaten.

Art. 1.

Das reißende Thier trägt sein Mordwerkzeug als angeborene Waffe, denn Morden ist seine Natur. Der Mensch ist nicht zum Morden geboren. Er hat keine Zähne zum Würgen und keine Klauen zum Zerreißen; dennoch hat der Mensch mehr gemordet als das Thier. Die Waffe, welche ihm die Natur versagte, hat ihm seine Erfindungsgabe ersetzt, und anstatt der Klauen, Zähne und Hörner führt er Säbel, Dolche und Kanonen.

Art. 2.

Das Thier mordet nur aus Hunger, es mordet in der Regel nur, was es frißt, und es frißt selten seine eigne Art. Der Wolf mordet das Schaf, aber nicht den Wolf. Der Mensch aber mordet den Menschen, und zwar ohne ihn zu fressen. Er mordet aus allen möglichen sonstigen Gründen, er mordet aus Leidenschaft, er mordet aus Spekulation, ja er mordet aus „Pflicht", er mordet „gesetzlich", er macht das Morden der eignen Gattung zur — Tugend.

Art. 3.

Wer hat den Menschen zu so schrecklicher Erniedrigung gebracht? Im Beginn der Geschichte hatte der Mensch keinen Begriff vom Menschen; Mensch oder Thier war ihm gleich, sobald sie ihm feindlich erschienen; er sah in dem Nebenmenschen nur den Gegner, dem er oder der ihm dieß und das streitig machte. Die Menschen nahmen von allen Seiten, so weit sie Lust hatten, Besitz von der Erde, und wo sie bei diesem Geschäft mit Andern zusammentrafen, entstand Kampf und der Sieger nahm sich das Recht. Man gesellte sich hier und dort zusammen und machte aus dem früher bloß zufälligen Besitzergreifen ein planmäßiges Handeln. Sodann verwandelte sich das Besitzergreifen in Raub: es gab Eroberungskriege. Die Eroberung von der einen Seite setzt von der andern die Vertheidigung derer voraus, deren Besitzthum erobert werden sollte. Diese führten also Freiheitskriege. Ein solches Hin- und Herkämpfen streute nach allen Seiten wieder den Samen zu neuen Streitigkeiten aus, man verbündete sich hier und dort, man unterjochte dies Land und befreite jenes; es entwickelten sich durch die Gegensätze immer festere politische Gestaltungen, es stellten sich die Völker nationenweise neben einander und bildeten sich aus in der festen Vereinigung ihrer Glieder, Der Kampf war also die Bedingung der Ausbildung der Menschheit, nnd der Weg der Kultur mußte durch Blut führen. Der Mord war unmittelbar der Weg zur Menschenunterdrükkung, aber mittelbar wurde er der Weg zur Menschenbefreiung aus den Banden der Rohheit und Verfinsterung.

Art. 4.

Der Gang der Geschichte zeigt also, daß der Mord nothwendig war, so lang die Menschheit sich nicht aus dem Zustande der Rohheit herausgearbeitet hatte. Der

Mensch beging Thierhandlungen, so lang er selbst noch Thier war, und sein Leben wurde um so häufiger verschleudert, je weniger es durch Kultur noch Werth erlangt hatte. Aber soll der Mord verewigt werden? Soll er Zweck sein, wie er Mittel war? Soll er die Kultur selbst werden, nachdem er zur Kultur geführt hat? Soll der Mensch Thier bleiben, weil die Thierheit den Durchgangspunkt zu seinem Menschenthum bildete? Der Mensch unserer Tage sagt sich, daß die Menschheit ihre Mordwerkzeuge wegwerfen wird; er sagt sich, daß eine Zeit kommen müsse, wo es eben so wenig noch Flinten und Kanonen gebe, als lebende Mordmaschinen, welche sie abfeuern; er sagt sich, daß eine Zeit kommen werde, wo man auf die offizielle Mordwirthschaft, die man Militärwesen nennt, zurückschauen werde, wie wir auf die Menschenfresser Nukahiwa's und Neuseelands.

Art. 5.

Das sagt sich der Mensch unserer Zeit. Dennoch, wohin wir blicken, sehen wir die Mordwaffe blinken und die Wissenschaft des Mordens mit tobendem Eifer betreiben. Woher das?

Im Beginn vereinigten sich die Mörder freiwillig mit einander nnd standen ihrem Anführer als freie Gehülfen gegenüber. Später, als die Anführer in der Gewohnheit des Befehlens zu Herren ihrer Gehülfen geworden waren, beriefen sie dieselben eigenmächtig zum Morden. Das Mordsystem bildete sich immer weiter aus und forderte stete Bereitschaft. Man schuf also eine besondere Klasse von Mördern und führte allmälig die stehenden Heere ein. Die nach Außen hin stets als Obermörder dastanden, wurden unterdeß nach Innen zugleich als Despoten erkannt. Sie suchten daher in den stehenden Herren nicht bloß schlagfertige Mordwerkzeuge nach Außen, sondern auch

dienstfertige Schutzwerkzeuge nach Innen. Die Gelegenheit zum Morden verminderte sich nach und nach durch die steigende Kultur. Die Mordwerkzeuge aber blieben. Ihr Zweck war ein anderer geworden; das Werkzeug des Despotenergeizes hatte sich in das Werkzeug der Despotensicherheit verwandelt. Man rettete aber den Schein, in dem man die Despotensicherheit mit der Volkssicherheit zu maskiren suchte. Man kehrte den Vorwand der Erhaltung stehender Mörderbanden nach Außen, ihr Zweck aber kehrte sich hauptsächlich nach Innen. In despotischen Staaten ist die Bevölkerung in drei Theile getheilt: den einen bildet der Herrscher mit seinem Anhang, den zweiten bilden die Beherrschten oder das eigentliche Volk, den dritten bilden die Werkzeuge zur Beherrschung, und unter diesen Werkzeugen steht oben an das stehende Heer. Die Herrschenden mit ihren Werkzeugen stehen also dem beherrschten Volk feindlich gegenüber, während sie im Grunde gar nicht zum Staate gehören, denn nur das Volk bildet den Staat, und nur eine Volksherrschaft ist eine Staatsherrschaft.

Art. 6.

Würde es noch stehende Heere geben, würde es noch eine organisirte Mordwirthschaft geben, wenn die Völker, wenn die Hauptvölker als freie Völker neben einander wohnten? Nein! Und abermals nein! Und ewig nein! Warum nicht?

1) Weil freie Völker sich nicht zu sklavischen Mordwerkzeugen abrichten lassen:
2) weil freie Völker ihre Mittel besser gebrauchen können, als zur Erhaltung einer stehenden Mörderbande;
3) weil freie Völker keine Eroberungs- und Unterdrükkungsgelüste haben wie Despoten und Kabinete;
4) weil freie Völker, wenn sie der Gefahr eines Angriffs

ausgesetzt werden, Kraft genug in sich besitzen, um den Angriff abzutreiben, auch ohne daß sie ihm als organisirte Mörderbanden stets bereit gegenüberstehen;

5) weil freie Völker sich nicht gegen sich selbst zu rüsten brauchen, wie Despoten gegen ihre Knechte.

Art. 7.

Also nur der Mangel an Freiheit erhält die stehenden Mörderbanden und die stehenden Mörderbanden dienen nur dem Despotismus und den Planen der Kabinete. Die schweizerische Republik hat und duldet kein stehendes Heer. Die nordamerikanische Republik hat und duldet kein stehendes Heer. Sind diese Staaten darum wehr- und waffenlos? Nein, sie sind wehrhafter, als die Despotenknechte. Aber sie tragen die Waffen nur zur Vertheidigung und gebrauchen sie nur gegen die Feinde ihrer Freiheit. Wer zum Angriff die Mordwaffe trägt, ist ein Mörder; wer sie nur zur Vertheidigung trägt, übt bloß die Pflicht der Selbsterhaltung. Der Despotismus gebraucht die Mordwaffe zum Angriff, zum Angriff auf die Freiheit, wenn sie ihr Haupt erhebt: der Despotismus ist ein Möder; die Freiheit gebraucht die Waffe nur zur Vertheidung: die Freiheit ist keine Mörderin.

Art. 8.

Wenn also ein Staat mit einem stehenden Heer bedeckt ist, so bildet dieß den Maßstab, um die Volksfreiheit zu messen. Der Maßstab ist ein ganz sicherer, wenn nicht neben dem stehenden Heer ein bewaffnetes, selbstständiges Volksmilitär besteht, welches der herrschenden Gewalt Schonung des Volkes abnöthigt, wie es z. B. in Frankreich zum Theil mit der Nationalgarde der Fall ist. In Rußland, Oesterreich, Preußen und ähnlichen Ländern ist das

große stehende Heer nur als eine der herrschenden Gewalt ergebene Mörderbande zu betrachten, welche bereit steht, das Volk zu morden, sobald es den Arm nach seinen Rechten, nach der Freiheit ausstreckt. Also der eine Theil des Volkes läßt sich zu uniformirten Sklaven machen, um mit der Mordwaffe in der Hand das nicht uniformirte Volk in der Sklaverei zu erhalten. Schreckliches, widernatürliches, unmenschliches Verhältniß! Kommen wohl die uniformirten Mörder dazu, in sich zu gehen, sich über ihre Bestimmung zu prüfen und ihre scheußliche Stellung zu erkennen? Die Macht der Gewohnheit hat sie abgestumpft und sie tragen ihre Mordwaffe sogar mit Stolz. Es gibt Staaten, welche sich nicht scheuen, sich Militärstaaten zu nennen; sie fühlen es nicht, daß sie sich damit als Mörder- und Henkerstaaten charakterisiren. Die einzelnen Mörder und Henker selbst aber schreiten daher in der kläglichen Einbildung einer hohen Bestimmung, einer ehrenvollen Stellung — und sie sind eben nur Sklaven, Henker und Mörder! Mensch, erkenne es, wie tief du sinken kannst.

Art. 9.

Die Gehorchenden sanken so tief, nachdem die Befehlenden so tief gesunken waren. Die Leiter der Völker suchten stets ihren Hauptruhm im — Morden, und zum Theil thun sie es noch jetzt. Wo sie aber keine Gelegenheit oder keinen Muth zum wirklichen Morden mehr haben, da vergnügen sie sich mit der Komödie des Mordens und nennen das Truppenübung. Die Fürsten und Prinzen sind zu Lieutenantsnaturen geworden, welche unter dem Paraderocke den Henkerrock tragen. Und sie erschrecken nicht? Die despotischen Thronbesitzer fühlen sich noch glücklich in dem Gefühl, daß sie über ein Heer von — Mördern zu gebieten haben? Sie können noch schlafen, können noch lachen, die Mahlzeit schmeckt ihnen noch — und ihre

Magd. Ihr Eintritt hält auf der Treppe an. Sie hört Stimmen. Sie lauscht. Sie hört, daß Frau Wolf ihren Namen nennt. Sie lauscht weiter. Sie hört, daß Frau Wolf sie verteidigt. Sie hört, daß Frau Wolf sie in Schutz nimmt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Dienstmagd hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Freundin hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Tochter hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Mutter hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Großmutter hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Urgroßmutter hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Ururgroßmutter hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Urahnin hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Stammutter hält und dementsprechend behandelt. Sie hört, daß Frau Wolf sie für ihre Urst

Volk, du gibst deinen Schweiß her, auf daß Mittel vorhanden sind, deine Fesseln zu unterhalten und dich nöthigenfalls zu morden.

Volk, du gibst deinen Enthusiasmus her, damit diejenigen verherrlicht werden, welche nur darauf bedacht sind, deine Fesseln zu unterhalten und dich nöthigenfalls zu morden.

Volk, ich begreife dich nicht, denn ich habe Vernunft im Gehirn und Blut in den Adern. Wenn du gemordet und begraben bist, werde ich einen Schandpfahl auf dein Grab setzen.

Art. 11.

Und deine Söhne? Sie sind ihrer Mutter würdig. Wer sich freiwillig knebeln und morden läßt, kann die Welt höchstens mit Sklaven und Mördern bevölkern. Sind deine Söhne noch Menschen? Der Soldat in despotischen Staaten hört auf, ein Mensch zu sein.

Was denkt er? Er hat keine Gedanken, denn er wird zur lebenden Maschine abgerichtet.

Was fühlt er? Er hat kein Gefühl, denn er gleicht der Waffe, die er trägt, und die sich in jede beliebige Brust bohrt, gegen welche ihr Träger sie richtet.

Was will er? Er hat keinen Willen, denn er ist blindes, preisgegebenes Werkzeug des Kommando's.

Das Kommando befiehlt ihm, den Hungernden zu morden, der in den Windungen seines Schmerzes an eine Schranke der Gewalt gestoßen, welche ihn ausgesogen, und er mordet den Hungernden.

Das Kommando befiehlt ihm, den Volksfreund zu morden, der ihm und seinen Mitmenschen Freiheit und Glück zu erringen strebte, und er mordet den Volksfreund.

Das Kommando befiehlt ihm, die Tugend zu morden,

welche der Despotismus zum Verbrechen stempelt, und er mordet die Tugend.

Das Kommando befiehlt ihm, seinen eignen Bruder zu morden, den sein Menschengefühl auf die Seite des murrenden Volkes trieb, und er mordet seinen Bruder.

Einen brennenden Pechkranz auf das Haupt dieser Schande! Einen vergifteten Dolch in die Brust dieser Unmenschlichkeit! Einen glühenden Keil durch die Hand dieser Sklaverei! Gemach! Er läßt sich das sagen und hört es nicht. Er hat kein Ohr mehr für den Mahnruf des freien Menschen. Er ist als Mensch vernichtet, er existirt nicht mehr. Nur das Kommando hört er noch, nur durch das Kommando existirt er. Das Ohr seines Gehorsams ist stets gespitzt nur für das Kommando, seine Glieder sind stets auf dem Sprung, um mit Zittern zusammenzufahren vor dem höllischen Kommando. Volk, deine Söhne sind so entwürdigt, daß sie sogar im Stande wären, dich zu befreien — auf Kommando, denn selbst zum Undenkbaren hin treibt sie das Kommando.

Volk, wozu sind deine Söhne auf der Welt? Nicht um zu leben. Sie gehören nicht sich, gehören nicht den Ihrigen, sie gehören dem Despotismus. Der Despotismus zerschneidet ihre Adern und sie vergießen ihr Blut. Wofür? Das ist für sie keine Frage. Mag ihr Blut sich mit dem Wasser des Felsenquells oder mit der Mistjauche des Viehstalls mischen — es muß ihnen genügen, daß der Despotismus es vergießt. Was Feind ihres Herrn ist, das muß ihr Feind sein; mögen sie, was sie morden, lieben oder hassen, das Morden und Bluten muß ihnen heilig, muß ihre Freude sein, wenn der Despotismus es ihnen befiehlt. Ihr Leben ist so wenig werth, als das Leben Derer, welche sie morden sollen. Alles zusammen ist nur Dünger für das göttliche Giftkraut des Despotismus.

O Volk, daß die Mordwaffe deiner Despoten und

deiner Söhne dich von der Erde vertilgte! Sie würden dann wenigstens dazu gelangen, sich unter einander zu morden. Möge das Weltmeer seine Ufer überschwellen mit dem Sklaven- und Despotenblut, das sich in seine Kufe stürzt! Möge die Erde verwaist und verödet nur dem Gethier einen freien Aufenthalt bieten! Beim Geist der Welt, es wäre besser, daß die Menschheit begraben würde, als daß sie nur lebte, um für scheußliche Despotengötzen sich in Mörder und Sklaven zu theilen.

Art. 12.

Wovon lebt der Despotismus? Von der Henkerbande, die von ihm lebt.

Was ermuthigt jenen Despoten, die Wünsche des Volks unter die Füße zu treten? Das Vertrauen auf seine Henkerbande.

Was ermuthigt ihn, durch Machtsprüche dem Volk zu gebieten, was ihm zuwider ist, und ihm zu versagen, was es will? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn, das Volk auszupressen, um von dem Erpreßten das Gebäude des Despotismus zu unterhalten und den Verschwendungen seines Götzenthums zu genügen? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn, die Hälfte des Volks in's Elend zu stürzen, damit er und sein Anhang in empörendem Luxus schwelgen können? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn und seinen Anhang, dem Volk den Knebel auf den Mund zu hängen und seine Sklaverei stumm zu machen? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn und seinen Anhang zu schnöder Willkür, zur Verhönung des Rechtes, zur Verachtung der Gemißhandelten? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn und seinen Anhang, zu Verbrechen zu stempeln und mit Kerker und Beil zu bestrafen, was dem freien und vernünftigen Menschen als Recht und Pflicht erscheint? Das Vertrauen auf die Henkerbande!

Was ermuthigt ihn und seinen Anhang, das Volk auf Schritt und Tritt mit polizeilichen Fesseln zu behängen, ihm seine Gedanken und Empfindungen zu belauern und vorzuschreiben, ihm sein Menschenthum faserweise auszureißen und es in den Koth der Entwürdigung zu treten? Das Vertrauen auf die Henkerbande?

Das Vertrauen auf die Henkerbande ist es allein, was diese Zunge, jene Feder, diesen Fuß, jenen Arm in Bewegung setzt; was dieses Uebel aufrecht und jenes Gute fern hält; was Unsinn sanktionirt und Vernunft in den Bann thut. Das Vertrauen auf die Henkerbande ist mit einem Wort eure — Regierung.

Was würde dieser Despot und jener Minister, dieser Geheimrath und jener Höfling, dieser Aristokrat und jener Pfaffe, dieser Inquisitor und jener Polizeimensch, die sich jetzt mit bewußter Sicherheit an euern Rechten vergreifen, was würden sie thun, wenn plötzlich die Henkerbande verschwände, oder zum Volke zurückkehrte, von welchem sie hergekommen? Sie würden flehen, beben und kriechen vor dem — Volk! Jene Feiglinge, welche trotz der Henkerbande vor jedem Hauche der Oeffentlichkeit zusammenfahren, trotz der Henkerbande tausend Schliche und Kniffe zu ihrer Sicherung in's Werk setzen, trotz der Henkerbande Gerichte und Presse zu ihren Werkzeugen erniedrigen, was würden jene Feiglinge, jene Träger des bösen Gewissens, jene bleichen Würger des freien Menschenthums thun, wenn ihre schützende Henkerbande sich verlöre?

Volk, sie würden winseln unter deinem Fuß, wie das Gewürm der Erde. Jetzt aber, Volk, winselst du!

Art. 13.

Die Völker sehen nicht, was ihnen am brutalsten in die Augen springt, und fühlen nicht, was sie am schwersten niederdrückt. Sie wüßten sonst und sprächen es aus, daß der größte Fluch der Menschheit die stehenden Heere sind, denn sie dienen jedem andern Fluch zur Stütze.

Verflucht seien im Namen der Menschheit die stehenden Henkerbanden!

Art. 14.

Ist es nicht ein haarsträubender Gedanke, daß die Völker diesen Fluch sich aufladen lassen, während es ihnen klar sein muß, daß er durch keinerlei Nothwendigkeit erzeugt wird?

Ist es nöthig, daß die Jugend des Landes ihre beste Zeit hinopfert, um sich zu unmenschlichen Maschinen abrichten zu lassen?

Ist es nöthig, daß dem Lande das Mark ausgesogen wird, um die Kosten für jene unmenschliche Abrichtung aufzubringen?

Ist es nöthig, daß ein Heer geputzter Müßiggänger wie Komödianten und Harlekins durch das Land umherzieht, Paraden abhält, die Geistlosigkeit zum System macht und die Unmenschlichkeit als Kultus betreibt?

Ist es nöthig, daß unter der Zuchtruthe barbarischer Gesetze der eine Theil des Volkes dem andern als drohender Henker gegenübergestellt wird?

Nein, es ist nicht nöthig, für das Volk ist es nicht nöthig, für das Wohl des Landes ist es nicht nöthig, für die Erhaltung des Staates ist es nicht nöthig, nur zum Schutz der Feinde des Volks ist es nöthig. Wer läßt sich noch durch die alberne Lüge bethören, daß es nöthig sei zum Schutz gegen das Aus-

land? Daß, um das Volk nach Außen frei zu erhalten, man es im Innern zum Sklaven machen müsse? Daß, um es stark zu machen, man ihm die Sehnen der Kraft durchschneiden müsse? Wer läßt sich noch den Verstand übertölpeln mit jenen komödiantischen Redensarten von „herrlicher Wahrhaftigkeit" polizeidurchdrungener Sklaven, die man unter die Pike des Despotismus stellt?

Volk, mach' es dir klar und nimm es für so gewiß, als die Erde unter deinem Fuß, daß nur ein freies Volk wirklich wehrhaft ist und zwar ohne jene entmenschende Dressur, ohne jene erdrückenden Kosten, ohne jenen nichtswürdigen Pomp. Sieh dich um in deiner Nähe, schau nach den Bergen der Schweiz. Der Bürger der Schweiz hat zur nöthigen Einübung die Pike so viel Wochen zu tragen, als du Jahre; von einer stehenden Bande ist da keine Rede und die Vaterlandsvertheidiger sind nur bewaffnete Bürger; sogar die Offiziere folgen zugleich ihrem bürgerlichen Beruf; die Kosten für das Kriegswesen sind im Vergleich mit den Despotenländern nicht der Rede werth; kurz, von jenem perennirenden, organisirten Mordsystem keine Spur — und doch kann die Schweiz, dieß kleine Land, in wenigen Tagen einem äußern Angriff 100,000 Männer entgegenstellen, die jede dressirte Sklavenbande von gleicher Zahl zu Boden schlagen.

Wie kommt die Schweiz zu diesem Vorzug? Sie ist ein freies Land, ist eine Republik! Nur wo Fürsten sind, gibt es stehende Mörderbanden.

Wie wäre es in diesem Lande möglich, dem Volk einzureden, es müsse sich vor dem Ausland durch eine stehende Mörderbande sichern? Und ist nicht gerade die Schweiz am Ersten der Feindschaft des Auslandes ausgesetzt? Ist nicht diese Republik allem europäischen Despotismus ein Dorn im Auge? Bewacht er nicht in ihr

das drohende Samenkorn für andere Republiken? Sieht er nicht aus ihren Bergen die große Volkshand hervorlangen, welche alle seine künstlichen Gerüste einreißen wird? Und doch kein stehendes Heer in der Schweiz! Aber die Freiheit fühlt, daß sie gefürchtet wird, deßhalb sucht sie ihre Rettung nicht in Einrichtungen der Unfreiheit. Die Unfreiheit allein fürchtet sich und in der Furcht sucht sie auch ihre Rettung. Deßhalb jene planmäßige Lügenwirthschaft, welche die Nationalvorurtheile zu erhalten und zu hetzen, welche der einen Nationalität Furcht und Eifersucht neben der andern einzureden sucht, um in den Waffen solcher Furcht Waffen des Despotismus zu schaffen. So, ihr Völker, schützt der Despotismus sich selbst, indem er euch die Nothwendigkeit eines Schutzes einredet, der völlig überflüssig ist und den die Freiheit im Fall der Noth vollständig in sich selbst findet.

Blickt nach Nordamerika! Das zukunftreichste, mächtigste, freieste Land der Erde, nach welchem alle „Mächte" dieser Erde mit Eifersucht und Besorgniß hinüberblicken, besitzt nicht mehr stehendes Militär, als ihr in einer einzigen jener Despotenhöhlen einschließt, die man Festungen nennt.

Art. 15.

Welch' Gefühl muß ein Volk durchglühen, welches erkennt, daß es durch eigne Blindheit und fremde List, durch eigne Schlaffheit und fremde Furcht in einem langen, schmähligen Zustand der Erniedrigung und Sklaverei erhalten worden ist!

Welch' ein Gefühl muß die Söhne dieses Volks durchglühen, wenn sie erkennen, daß und wie man sie unter dem trügerischen Schein von Harlekinspomp und Lügenphrasen zur Erhaltung jenes Zustandes benutzt hat!

Geht in euch, zerbrecht die Hornhaut der Gewohnheit, reißt das Blendwerk von eurer Schmach herab und stellt sie in ihrer ganzen, skandalösen Nacktheit hin!

Art. 16.

Der Gemeine. Ehe ich Soldat wurde, hatte ich noch gar nicht darüber nachgedacht, was es heißt, eine Uniform zu tragen. Die Gewohnheit hatte mich durch das Beispiel so vieler Andern gedankenlos gemacht, und als die Zeit erschien, wo ich ihnen folgen sollte, gewährte meinem jugendlichen Sinn die Aussicht auf den bunten Rock und das Leben in der Kasernenstadt sogar einen gewissen Reiz der Neuheit. Ein unbehagliches Vorgefühl mischte sich zwar hinein, doch war ich mir nicht bewußt, was es mir bedeuten wolle. Ich trank bei der Einweihung eine Menge Branntwein, sang sehr übermüthig tapfere Kneipenlieder und renommirte meine letzten freien Augenblicke hinweg, die Galgenfrist des Uebergangs in den neuen Zustand fast unbewußt zur Selbsttäuschung benutzend. Ich glaube, selbst der Sklave, wenn er von der afrikanischen Küste die verhängnißvolle Fahrt nach der amerikanischen antritt, weiß in dem Uebergang in die neue Welt mit ihren Möglichkeiten für kurze Zeit einen tröstenden Reiz der Veränderung aufzufinden. Bei mir hielt dieser Reiz nicht lange vor. Nachdem ich wie eine Waare durch die Hände der Visitatoren und Taratoren gegangen war, nahm ein Scherge der uniformirten Gewalt Besitz von mir und trieb mich mit der Sicherheit eines verfügenden Eigenthümers in den Stall der Sklaverei. Die Kleider meiner freien Jugend wurden mir ausgezogen und man steckte mich in ein buntes Wamms, daß noch nach dem Angstschweiß seines früheren Trägers duftete. Mit Sack und Pack behängt und ein unförmliches Mordinstrument in der Hand, an welches

ich nun Jahre lang sollte gefesselt bleiben, ward ich in eine Kammer gewiesen, wo ich mich in Gesellschaft fremder „Kameraden" auf den Beginn des „Allerhöchsten Dienstes" vorzubereiten hatte. Man befahl mir, mein Geschirr — ich dachte wirklich an Pferdegeschirr dabei — in Ordnung zu bringen, mein Mordinstrument zu putzen und mir „Liebe zur Waffe" anzueignen. Liebe zur Waffe! Das war mir ein schreckliches Wort. Was es heißt, seine Eltern oder seine Braut zu lieben, das wußte ich zwar, aber Liebe zur Waffe, Liebe zu einem Stück Eisen, womit man seinen Nebenmenschen ermordet, kam mir noch schlimmer vor, als Liebe zum Kerker. Ich begann zu begreifen, daß ein Verhältniß, in welchem dem Menschen so widernatürliche Forderungen gestellt werden, um ihn aus seinen natürlichen Vorstellungen herauszuschrecken, ein unmenschliches Verhältniß sein müsse, welches nur auf die Verkehrung aller vernünftigen Begriffe gegründet ist. Als ich über die Liebe zur Waffe nachgedacht hatte, machte man mir begreiflich, wie es mir ergehen werde, wenn ich mir diese Liebe nicht anzueignen verstehe. Man las mir die Kriegsartikel vor. Wo war ich hingerathen? Es summte mir um die Ohren von lauter Arrest und Todtschießen, ich kam mir vor wie ein Kapitalverbrecher, nach welchem sich von allen Seiten die Büttel- oder Henkerfaust ausstrecke. Was hatte ich denn gethan? Nichts, nicht das Mindeste, und doch überlief mich eine Angst, als sei ich das personifizirte böse Gewissen. Das böse Gewissen meines natürlichen Menschenthums stellte mir nämlich vor, daß es mir schwer werden würde, mir die erforderliche „Liebe zur Waffe" und „Liebe zum Allerhöchsten Dienst" anzueignen. Die kommandirenden Gesichter, die sich rings um mich her so henkermäßig geberdeten, die Kriegsartikel, die Kasernenmauern, alles das sah so liebreich aus, daß ich mir die Liebe zur Waffe gern ange-

ſchafft hätte, um die ganze Wirthſchaft aus der Welt zu ſchaffen. Doch dieſe revolutionären Gedanken legten ſich bald. Am andern Tage begann das ſogenannte Exerzieren. Ich wurde mit einer Menge „Kameraden" in eine Reihe geſtellt und dann gieng's an die Zubereitung meiner Gliedmaßen zum „Allerhöchſten Dienſt." Ich hatte früher oft auf meinen geſunden, geradgewachſenen Beinen geſtanden, hier und dort, ſo und ſo, aber das war Alles nicht auf die rechte Weiſe zugegangen. Jetzt lernte ich erſt „grade ſtehen", d. h. ein lebendiger Stock werden. Ich hatte früher Manches geſehen, dieß und das, und mein Auge wußte Alles auf's Korn zu nehmen, wo es galt. Aber das war Alles nicht auf die rechte Weiſe zugegangen. Jetzt lernte ich erſt „gradeaus" ſehen. Mogte das „gradeaus" in eine Miſtpfütze oder in ein Kerkerfenſter führen, das war einerlei, ich hatte nicht zu ſehen, ſondern nur die Augen „gradeaus" zu richten, d. h. eine todte Wachsfigur vorzuſtellen. Früher hatte ich eine ganz gute Haltung, ich hielt mich menſchlich und natürlich, wie ich aus meinem Kern herausgewachſen war. Jetzt lernte ich „militäriſche Haltung." Ich mußte mich auf den großen Zehen balanciren, als ſei es die höchſte Pflicht eines „getreuen Unterthans", beim erſten Kommando auf die Naſe zu fallen; mußte den Bauch einziehen, als ſei ich von patriotiſchem Bauchgrimmen befallen; mußte den Hintern vorſtrecken, als gelte es eine ſtete Bereitſchaft zum Empfang von Stockprügeln; mußte die Bruſt herauswerfen, als ſollten die feindlichen Kugeln an ihr abprallen; mußte den Kopf in den Nacken werfen, als wolle man mich barbieren, und vor allen Dingen — ja das Vaterland wäre zu Grunde gegangen, wenn ich das nicht gethan hätte — ich mußte die Hände geſtreckt an die Beine legen, „ſo daß der kleine Finger genau die Hoſennath berührte." Einſt hörte man beim Exerzieren ein dumpfes Gemurmel,

Gewitterwolken zogen am Himmel herauf, die Erde erzitterte, die Menschen liefen beängstigt durcheinander, die Telegraphen geriethen in Bewegung, die Hunde bellten, alle Behörden kamen auf die Beine, kurz die Welt drohte aus den Fugen zu gehen. Niemand wußte den Grund dieser schrecklichen Unordnung aufzufinden. Ich selbst strengte mich sehr an, um hinter das drohende Geheimniß zu kommen, und ging patriotisch mit mir zu Rath. Endlich fragte ich mich: hast du auch wohl den kleinen Finger an der Hosennath? Und siehe da, der kleine Finger hing einen halben Zoll von der Hosennath entfernt. Ich erschrack sehr, faßte mich aber und zog in der Stille ganz unmerklich den kleinen Finger an die Hosennath heran. Was geschah? Alles begann sofort sich zu beruhigen und in einigen Tagen war das Vaterland wieder im Geleise und jeder Hund wieder in seiner Hütte.

Als mein Verstand soweit ausgebildet war, daß er sich einige Begriffe von „militärischer Haltung" aneignen konnte, begann der militärische Gang. Ich war früher ein ganz guter Fußgänger gewesen und setzte die Füße ganz manierlich. Aber dieser Gang war nicht der richtige, es war der bloß menschliche. Der militärische Gang ist ein andrer. Den linken Fuß hebt man zuerst in die Höhe, läßt ihn in der Luft schweben wie ein Storch, setzt ihn dann mit zusammengekniffenen Zehen und gestrecktem Bein plötzlich nieder und schnellt in dem nämlichen Augenblick den rechten Fuß in die Luft. Es versteht sich, daß der kleine Finger dabei stets an der Hosennath bleibt. Den rechten Fuß setzt man in derselben Weise nieder, wie den linken und schnellt dann wieder den letztern in die Luft. Diese wunderbare Kunst ist die Kunst des „Links" und „Rechts". Hat man in dieser Kunst einige Fertigkeit erlangt, so kommt man zu der Ehre, an dem Exerziermeister, der in einiger Entfernung sich hinstellt,

als wolle er das Dampfschiff anlanden sehen, mit dem kleinen Finger an der Hosennath vorbeizumarschiren und ihn dabei „scharf anzusehen," als fühle man eine ungeheure Feindschaft gegen den Mann. Es spricht sich aber im Grunde in diesem „scharfen Blick" nur versteckte „Liebe" aus, „Liebe zu der Waffe" und zu denen, welche diese Liebe Andern beibringen. Es kommt bei jenem Blick vor Allem darauf an, daß von der Augenlinse des Blickenden bis zur Augenlinse des Angeblickten eine grade Linie führt. Wird diese Linse des Angeblickten nur um ein Härchen verfehlt, so ist wieder ein Grund zu der größten Unordnung im Vaterlande gelegt und jene wohlthuende Befriedigung, welche den schönsten Lohn für ein gelungenes Werk bildet, ist in der militärischen Brust nicht vorhanden. Das Unbehagliche der Unvollständigkeit beschleicht das Gefühl wie eine Mahnung der Nemesis und höchstens ist eine gelungene Wiederholung im Stande, das gestörte Gleichgewicht der Selbstbewußtseinswaage wieder herzustellen.

Nachdem man soweit in der Kultur fortgeschritten ist, daß man die militärische Haltung und den militärischen Gang nebst Zubehör sein Eigenthum nennen kann, beginnt dieselbe Arbeit von Neuem — unter dem Gewehr. Man gelangt zu dem erhebenden Fortschritt, auf den Zehen balanciren, den Hintern herausstrecken, den kleinen Finger an die Hosennath legen, Affensprünge ausführen und dem Vorgesetzten in die Linse schauen zu können — mit dem Mordwerkzeug in der Hand. Die Liebe zur Waffe beginnt schon merklich zu wachsen und wenn man nach vollbrachter Arbeit die Waffe in die Kaserne zurückbringt, möchte man sie laden, um sich vor lauter Liebe — todt zu schießen.

Eltern, Freunde, Geschwister, Geliebte, Volk, Menschheit, helft mir doch einen einzigen vernünftigen Grund

finden, warum ich diese Erniedrigung, diese Abrichtung, diese Entmenschung, diese gähnende, tödtende, hirnverzehrende Geistlosigkeit Jahre lang durchmachen muß; warum mein Leib kein Lebenszeichen mehr von sich geben darf, als in der vorgeschriebenen Linie der Bewegung; warum mein Geist keine Existenz mehr verrathen darf, als in dem vorgeschriebenen Geleise des Gehorsams; warum ich ohne Frage und ohne Recht dem Kommando hirnloser Uniformhelden preisgegeben sein und den Menschen in mir stumm und leblos unter die Füße treten lassen muß; warum mein Menschenthum wie eine Fabrikatmasse gepreßt werden muß in diese entseelende Form der Sklaverei; warum ich Jahre lang in dieser Form siechen, gähnen und zähneknirschen muß; warum ich Jahre lang mein Leben, meinen Beruf, meine Familie als nicht vorhanden betrachten muß; warum ich Jahre lang als erwerblose Maschine den Schweiß meiner Mitmenschen verzehren muß; warum ich Jahre lang in den kleinlichsten, sinnlosesten Kunststücken mich als Mörder einüben und zugleich zittern muß vor jedem Verstoß gegen das Mordreglement? Meine Eltern seid ihr es, die dieß von mir verlangen? Nein! Meine Geschwister, seid ihr es? Nein! Meine Geliebte, bist du es? Nein! Meine Freunde, seid ihr es? Nein! Mein Volk, bist du es? Nein! Menschheit, bist du es? Nein! Wer ist es denn? — O ihr Auswanderer, die ihr Kinder habt, jetzt begreif' ich euch!

In Rußland erzieht man die Eltern darauf, zu Verräthern ihrer eigenen Kinder zu werden, wenn sie sich der schrecklichsten aller Sklavereien zu entziehen suchen, und behängt die Verräther mit Ordensbändern. Man sollte die Dekorirten an ihren Orden an den Schandpfahl aufhängen und diejenigen dazu, welche die Entartung der menschlichen Natur bis zu solchem Grad sklavischer Niederträchtigkeit zu treiben verstehen. Gibt es aber irgend eine

Scheußlichkeit in der Welt, welche nicht von der despotischen Gewalt schon kultivirt und geheiligt worden wäre?

Wie war das ganze System, unter welchem ich Jahre lang geseufzt und gekeucht habe, berechnet, um mich meinen Zustand übersehen zu machen! Man log mir vor, ich besitze eine ungeheure Liebe zur Waffe und zum angestammten Herrscherhaus; man log mir vor, der Patriotismus liege im Gewehrtragen, im Parademarsch und im Hurrahschreien; man log mir vor, ich erfülle einen Menschenberuf, wenn ich recht vorschriftsmäßig den kleinen Finger an die Hosennath legen, das Mordinstrument handhaben, vor einem hohen Paradehelden mit Heftigkeit die Beine vor mich hinwerfen und ähnliche thierische Schandkünste vollführen könnte; man log mir sogar vor, jene verthierten russischen Soldaten, welche als Schildwachen das Wasser einer Ueberschwemmung sich über den Kopf steigen ließen, weil sie nicht wagten, ihren Posten zu verlassen, seien in der Aufopferung für den Dienst ihres Allerhöchsten Herrn große Männer gewesen. Man log mir so viel vor und dieß alles in so sicherer, hergebrachter imponirender Weise, daß ich mich endlich mitunter selbst belog. Ich log mir vor, daß es erhebend sei, nach dem Takt betäubender Musik und schreckhafter Kalbfelle mit Menschenmassen daher zu taumeln; ich log mir vor, daß es großartig sei, massenweise die Luft mit Pulverknall zu füllen; ich log mir vor, daß in dem paradirenden Servilismus, welcher vor „hohen Personen" massenweise seine Aufzüge hält, eine männliche Thätigkeit liege; ich log mir vor, daß ich ein Bürger und Mensch sei, wenn ich auf Kommando einem herzlosen Despoten ein Hoch entgegenschreie; ich log mir vor, daß es nicht erniedrigend, nicht niederträchtig sei, sein freies Menschenthum mit sklavischer Aufopferung unter die Füße eines skandalösen Götzendienstes treten zu lassen. Jetzt sehe ich meine Lügen

ein, ich erblicke vor mir einen Abgrund von Erniedrigung, Selbstvergessenheit und Infamie, ich verfolge dieß ganze System in seinen scheußlichen faulen Grund hinein und — mich eckelt und schaudert!

Ich sage mir, daß ich ein Mordwerkzeug bin, zum Harlekin abgerichtet. Als Mörder soll ich im Krieg und als Harlekin im Frieden dienen. Krieg? Wen soll ich morden? Soll ich etwa mein — Volk morden helfen?

Ich sage mir, daß, so lang die Völker sich nicht befreundet unter einander auf gleichen Fuß stellen, und nicht die Absicht des Mordens mit den Werkzeugen des Mordens ablegen, die Vertheidigung des einen Volks gegen das andre vorbereitet bleiben muß. Aber ich sage mir auch, daß diese Vorbereitung nicht einen feindschaftlichen Unterschied in das Volk zu legen, nicht den einen Theil zur Polizei des andern zu machen, nicht Jahre lang die Blüthe des Volks verkümmern zu lassen, nicht zu einer entmenschenden Abrichtung unter blutdürstigen Henkergesetzen zu werden, nicht die Staatsbürger zu Leibeignen der Gewalt zu machen, nicht Leib und Seele in Sklavengrundsätzen zu erziehen brauche. Ich sage mir, daß freie Bürger, wenige Wochen lang unter vernünftigen Vorschriften in den Waffen geübt, sich besser werden zu schützen wissen, als eingeschulte entmenschte Sklaven der Gewalt.

Mit dieser Einsicht bin ich endlich nach überstandener mehrjähriger Qual zu den Meinigen zurückgekehrt. Was ich aber zugleich mit meiner Einsicht nach Hause gebracht, ist eine sklavische Furcht, eine ruhelose Angst, welche für jeden Verstoß gegen die anererzirten Pflichten der Subordination, Rechtlosigkeit und Erniedrigung sich Gefängniß und Tod vorspiegelt. Ich fühle meinen Rechtsmuth gebrochen und meine Männlichkeit angefault. Wie? dieß kann ich mir gestehen, ohne mich wieder zu ermannen? Nein, ich will, ich werde mich ermannen. Ich muß und

werde zeigen, daß man auch dann ein rechter Mann werden kann, nachdem man ein rechter Lump, und ein rechter Freier, nachdem man ein rechter Sklave gewesen!

Art. 17.

Der Korporal oder Gefreite. Die Schuhsohle, die der „Vorgesetzte" mit Füßen tritt, besteht aus zwei Lagen. Die untere, dickere Lage ist der Gemeine und die obere, dünnere ist der Korporal.

Art. 18.

Der Unteroffizier. Der Unteroffizier kann sich schon zu den Tretenden rechnen. Im Unteroffizier liegt die eigentliche Exekutivkraft des Mordsystems. Der Unteroffizier ist der Hetzhund, der die Heerde zu Paaren treibt, er ist die Handhabe, womit die Maschinerie unmittelbar dirigirt wird. Er muß wo möglich einen tüchtigen Schnurrbart tragen, recht gensd'armenmäßig aussehen, eine rauhe Stimme haben und geläufig fluchen können. Er hat sehr viel Männliches, d. h. nach unten, nach oben muß er totaler Dienstbote sein. Er darf in der ganzen schönen Welt nichts Anderes wollen, als Rekruten maltraitiren, und er weiß in der ganzen schönen Welt nichts Anderes, als wie man das Gewehr präsentirt, den Finger an die Hosennaht legt und ähnliche Wissenschaft. So bringt er ein langes, langes Leben hin, und nicht einmal seine ursprüngliche Bestimmung, das Morden, hat er zu erfüllen Gelegenheit gehabt. Der Sklave und das Thier, sie thun doch Etwas, wodurch ein Zweck erreicht wird; sind sie auch Sklave und Thier, sie arbeiten doch dies und schaffen das, sie thun wenigstens Alles, wozu man sie bestimmt hatte. Aber so ein Unteroffizier? Er ist ein ganzes Leben hindurch Sklave und Sklavenhetzer, aber was er eigentlich sein sollte, ein Mörder und Mordhetzer, das wird er nicht einmal. Er ist bloß Sklave zur Disposition, er ist ein Säbel in der Scheide. Er kann sein

Jubiläum feiern, ohne eine einzige Mordthat hinter sich zu haben, und wenn er sich bei seinem seligen Ende fragt: was habe ich im Leben gethan? so gähnt und speit ihn die fußtretende Antwort an: du hast Rekruten maltraitirt und hast Rekruten maltraitirt und hast Rekruten maltraitirt.

Art. 19.

Der Offizier. „Der fünfte Mann im zweiten Glied steht einen halben Zoll zu weit vor. Zurück! Noch etwas zurück! Noch ein Härchen zurück! So! das Vaterland ist gerettet.“ „Der Flügelmann im dritten Glied hat das Gewehr nicht genug angezogen. Donnerwetter, zieh' er's Gewehr an! Es hängt einen Zoll breit nach hinten. Soll denn die Welt zu Grunde gehen durch den einen Kerl?“ „Dem zwölften Mann im zweiten Glied hat eine Fliege auf den obern Knopf der linken Reihe gekackt. Er wird in Arrest kommen, wenn er nicht besser auf Ordnung und Patriotismus hält.“ „Bataillon — Märrrrrsch!“

Du lieber Herrgott (wenn es einen gibt), betrachte ich mich genau, so werde ich vor Scham roth wie mein Kragen. Die Leute, die mitunter meiner militärischen Beschäftigung zuschauen, sind durch Gewohnheit um das Lachen gekommen, sonst müßten sie alle lautauf lachen über den geistreichen Eifer, womit sie hier einen Menschen mit geschniegeltem Gesicht, buntem Rock, glänzendem Behang und gebildetem Aeußern den Fliegendreck kontroliren und „Märrrrrsch!“ rufen sehen. Wie war es möglich, daß ich diesen Wahnsinn so lange mitmachen konnte, ohne mich in meiner Entwürdigung zu erkennen! Ich rechne mich zu den gebildeten Leuten, und mein Beruf ist die ausgesuchteste Geistlosigkeit; ich habe mich menschlicher Sitten befleißigt, und mein Beruf ist die Brutalität in ein System gebracht. Erst jetzt ertappe ich mich auf der

Frage, ob ich nicht besser Taglöhner, als Offizier im stehenden Heer geworden wäre; erst jetzt mahnt mich mein Gewissen an die Unbedenklichkeit, womit ich gegen Tausende, welche ein rohes Gesetz unter meine Befehle gab, den Herrn und Tyrannen gespielt habe. Und diese Stellung konnte ich für ehrenvoll halten? Ehrenvoll, weil der despotische Wille der Gewalt für mein Mord- und Unterdrückungshandwerk eine Ehre dekretirt und die Gedankenlosigkeit der Unterdrückten sie anerkannt hatte? War diese Stellung ehrenvoll, so ist es auch die des Henkers und Schinders, wenn ein Despot ihnen ein geeignetes Abzeichen gibt. Welche Bestimmung habe ich in letzter Instanz? Der Mord ist meine Bestimmung. Harlekin auf dem Paradeplatz, Polizeidiener des Despotismus in ruhiger Zeit, und Mörder zu sein in Zeiten der Erregung, das ist mein Beruf, das ist meine Ehre. Und diese Ehre im Auge habe ich dahin als privilegirter Müßiggänger, der das Mark seiner Mitbürger verschlingt, treibe mich umher als blasirter Windbeutel, suche die höchste Romantik meines Lebens in fader Zierbengelei, hirnlosem Renommiren, feilem Schürzendienst und perfider Weiberverführung, setze meine Männlichkeit in servilen Hochmuth, finde meine Erhebung in dem Gefühl, der Lakai eines schnöden Götzendienstes zu sein, und alle diese Mahnungen trage ich Jahre lang unter meinem zusammengeschnürten Rock umher und der Rock gefällt mir noch! Ich bin ein schrecklich gesunkener Mensch; ich will meinen Burschen, der Handwerker ist, fragen, ob er einen Lehrling gebrauchen könne.

Art. 20.

Der Stabsoffizier. Ich bin schon über die Jahre hinaus, wo ich mich noch hätte anders bestimmen können. Jetzt erkenne ich mich für verloren an und kann nur darauf bedacht sein, meine Stellung anständig zu bemänteln.

Ich treibe den Servilismus unter der Maske der bejahrten Männlichkeit und suche die Lächerlichkeit, so gut es gehen will, durch Seriosität zu verdecken. Ich bin ein Harlekin und Mörder mit Würde; ich bin eine Karikatur mit Autorität. Mein letztes Glück besteht darin, daß ich meine Gewalt über meine Untergebenen zur Zubereitung einer Individualität mit unschuldigen Sonderbarkeiten benutze, worüber in meiner „Mannschaft" Anekdoten zirkulieren. Ich nenne z. B. meine Pferde: Pferd Nr. 1, Pferd Nr. 2, Pferd Nr. 3. Ich bekomme Krämpfe, wenn ich einen Fingerhut oder eine irdene Pfeife sehe. Ich nenne die Soldaten: mein Sohn; ich nenne die Nase: die Kartoffel; ich nenne das Bein: den Spazierstock u. s. w. Ich trage den linken Schnurrbart absichtlich etwas kürzer als den rechten, bloß damit meine Soldaten davon sprechen können und meine Individualität populär wird. So treibe ich es, bis ich pensionirt werde und lasse mir dann von einer jungen Frau die gichterischen Beine reiben und mir kameradschaftliche Hörner aufsetzen. Liebe Leute, bedauert mich nicht, ich thue es schon selbst.

Art. 21.

Der General. Ich bin ein mächtiger Mann im Staat, d. h. ich kommandire 20,000 lebende Maschinen, die nöthigenfalls vor mir zittern. Ich bin ein „ausgezeichneter General", d. h. ich bin ein Professor in der Wissenschaft des Mordens. Es ist fatal, sich in etwas auszuzeichnen, das die Vernunft in Verruf thun und die Menschlichkeit verfluchen wird; ich bin sogar gewiß, daß einst die Geschichte nur diejenigen Feldherrn nicht verdammen wird, welche für Freiheit und Menschenrecht gefochten haben, ich sehe voraus, daß tausend glänzende Siege, die man jetzt noch bewundert, einst dem gelungenen Stiletstoß der Banditen gleichgestellt werden. Aber was kann das Alles helfen? Ich muß die so lang ge-

spielte Rolle bis ans Ende durchspielen. Mich und meinen „Allergnädigsten“ „hält es noch aus“. Ich lebe gut, mache unter der Hand ein Geschäft und genieße das Vertrauen meines „Allergnädigsten“. Die Soldaten bewundern mich, wenn ich reite, und die Zuschauer und Zeitungen geben mich gleich meinem Allergnädigsten für „ritterlich“ aus, wenn ich einen rüstigen Schritt affektire und recht lebhaft mit dem Federbusch schaukele. Bei einer großen Parade sehe ich hier und da ein Bajonnette schief stehen oder einen Knopf fehlen, und das erringt mir den Ruf eines scharfblickenden Feldherrn; ich spreche dann im Allgemeinen einige Worte der Anerkennung, weise zum Schluß mit weitblickender Bedenklichkeit, aber zugleich mit überlegener Ruhe auf patriotische Eventualitäten hin, rekommandire meinen „Allergnädigsten“, geberde mich sehr geheimnißvoll und scheide als ein künftiger großer Mann, der eine Tasche voll Völkerschicksale mit sich führt, wie ein anderer eine Tasche voll Pfennige. Werd' ich die ganze Komödie endlich satt, so suche ich Abwechselung in einer diplomatischen Rolle, wozu ich immer noch Aussicht habe, denn zum Volksverräther wird sich Niemand besser qualifizieren, als ein Volksmörder.

Art. 22.

Der Allergnädigste. Ich träumte, ich säße ohne Garde auf meinem Thron, und der Thron verwandelte sich in einen —

Art. 23.

„Kameraden,“ nachdem wir über unsere Stellung und unser Schicksal an's Nachdenken gekommen, ist es uns wahrhaft unmenschlich zu Muth geworden. Geben wir uns also fernere klare Rechenschaft über das, was wir sind und was wir sollen, damit wir mit völligem Bewußtsein unsere Lage überschauen und für die Zukunft unsere Grundsätze feststellen können.

Würden wir noch länger diesen verwünschten Rock tragen und uns willenlos dem verhaßten Kommando unterwerfen, wenn man uns frei stellte, nach Hause zu gehen? Wahrlich nicht. Was bindet uns denn? Zunächst ist es die Furcht. Wüßten wir, daß die ganze stehende Bande sich uns sofort anschlösse, wenn wir das Mordgewehr abwürfen, so würde es im Nu am Boden liegen. Aber das Bewußtsein oder die Furcht des Alleinstehens ist es, was unsern Respekt vor den unmenschlichen Drohungen, die man Kriegsartikel nennt, noch aufrecht erhält. Diese Furcht aber muß sich in dem Maße verlieren, wie sich die Erkenntniß über die Unrechtmäßigkeit des Systems, welches sie einflößt, unter den uniformirten Sklaven verbreitet.

Was uns ferner bindet, ist der geleistete Eid.

Was ist ein Eid? Ein Eid ist ein unter feierlichen Förmlichkeiten gegebenes Versprechen, weiter nichts. Wodurch erhält ein Versprechen seine Gültigkeit? Nur dadurch, daß es aus freien Stücken abgelegt wird. Der Versprechende übernimmt eine Leistung, er hat also vor dem Versprechen sich selbst wie die Leistung zu prüfen und nach dieser Prüfung muß er wissen, ob er sich binden könne oder nicht. Thue ich ihm dabei Zwang an, so greife ich in sein Recht ein und er hat meinen Zwang nicht mehr anzuerkennen, wenn er sich ihm entziehen kann. Wenn ein Bandit mich knebelt, mir den Dolch auf die Brust setzt und mir das Leben nur unter der Bedingung läßt, daß ich ihm verspreche, ihm mein Weib oder mein Vermögen auszuliefern, bin ich alsdann an mein Versprechen gebunden? Nie und nimmermehr! Warum nicht? Weil eine Form des Rechts niemals vom Unrecht mit Gültigkeit benutzt werden kann. Das Versprechen ist die Form des Rechts, der Zwang des Banditen ist das Unrecht. Man könnte sagen, ich hätte, wenn ich

nach solchen Grundsätzen handeln wollte, dem Banditen das Versprechen nicht geben sollen, das einmal gegebene müsse auch gehalten werden. Wie? die Ehrlichkeit des einen Menschen soll dazu bestimmt sein können, sich mit Bewußtsein der Unehrlichkeit des Andern opfern zu müssen? Es käme also nur darauf an, sich eines ehrlichen Menschen zu bemächtigen, um ihn mit Recht in die Lage zu bringen, entweder sich durch seine Ehrlichkeit fangen zu lassen und sich der fremden Gewalt opfern zu müssen, oder den Schimpf der Unehrlichkeit zu tragen? Nein, so weit geht die Pflicht des rechtlichen Menschen nicht, daß er sich weniger Rechte zuerkennen müßte, als dem unrechtlichen.

Das gewählte Beispiel macht es Jedem klar, daß ein Versprechen keine Gültigkeit haben könne, wenn es abgezwungen worden, und daß, wenn man mir ein Versprechen abgezwungen, es in meinen freien Willen gegeben ist, ob ich es dem Zwangmenschen halten oder ihm zeigen will, daß er auf die Erfüllung desselben keinen rechtlichen Anspruch habe. Das Letztere zu thun, fordert weit eher die Pflicht, als das Erstere, denn je heiliger ein gültiges d. i. ein freiwilliges Versprechen ist und sein muß, um so mehr ist darauf zu halten, daß dieß Bindemittel des menschlichen Vertrauens nicht vom Unrecht usurpirt, gemißbraucht und entwerthet werde.

Das zweite Erforderniß eines gültigen Versprechens ist, daß der Versprechende übersehen könne, wozu er sich verbindet, damit er nicht in den Fall komme, sich entweder zu etwas nicht Beabsichtigtem, oder zu etwas Unmöglichem, oder zu etwas Unrechtem verpflichtet zu sehen. Wenn ich mich Jemanden in Dienst gebe, ihm das Versprechen ablege, ihm treu und willig zu dienen, und er verlangt dann von mir, ich solle ihn anbeten, oder ich solle Gold machen, oder ich solle seines Nachbars Haus

in Brand stecken, bin ich dann verpflichtet, meinem Versprechen solche Ausdehnung zu geben? Nie und nimmer! Ich werfe vielmehr dem nichtswürdigen Dienstherrn das Versprechen in's Gesicht und gehe meine Wege.

Also erstens freier Wille des Versprechenden, zweitens vorherige Festsetzung und Rechtmäßigkeit des Versprochenen sind unerläßliche Bedingungen der Gültigkeit eines Versprechens, mithin auch eines Eides.

Prüfen wir nun, meine „Kameraden," wie es mit unserm Eid beschaffen ist. Hat man uns gefragt, ob wir ihn leisten wollten? Nein, man hat uns dazu gezwungen, uns gar keine andere Wahl gelassen. Man würde uns eingekerkert, vielleicht erschossen haben, wenn wir uns geweigert hätten, zu versprechen, daß wir uns nöthigenfalls würden auf höhern Befehl erschießen lassen. Man hat uns also gezwungen, einem Andern unsre Freiheit und unser Leben durch einen Eid zur Verfügung zu stellen, und zwar einem Andern, der oft genug gezeigt hat, daß er für sich die Heiligkeit des Versprechens nicht anerkennt. Kann das ein Recht, kann mein Eid gültig sein?

Wie steht es nun aber mit den Leistungen, die man uns durch den Eid hat auferlegen wollen? Wir haben schwören müssen auf „König (Kaiser) und Vaterland". Warum hat man die beiden getrennt? Wollen sie etwas Verschiedenes? Ist es mit dem Vaterland nicht genug? Muß nicht auch der König im Vaterland aufgehen wie jeder Andre? Soll etwa das Umgekehrte der Fall sein? Soll man etwa dem König Dienste leisten müssen, welche nicht Dienste des Vaterlands sind? Warum will man in gewissen Ländern die Truppen nicht auf die Verfassung schwören lassen, während ein neuer Regent nichts Eiligeres zu thun hat, als sie seiner Person schwören zu lassen? Da haben wir's. Vernünftiger und rechtlicher

Weiſe kann das Volk, welches das Vaterland bildet, keinem Andern dienen, als ſich ſelbſt, mithin können wir, die Söhne des Volks, keinem Andern verpflichtet werden, als dem Volk! Hat aber das Volk uns verpflichtet? Haben etwa die Beauftragten des Volks uns den Eid abgenommen? Nein! Wir würden alſo, wenn der Eid uns willenlos bindet, durch denſelben auch verpflichtet ſein können, gegen das Volk, gegen uns ſelbſt aufzutreten. Kann das jemals unſre Pflicht ſein? Haben wir bei dem Eid im Auge gehabt, daß wir uns verpflichteten, möglichen Falls unſre Mitbürger und Brüder zu erſchießen? Haben wir dabei im Auge gehabt, daß wir uns verpflichteten, möglichen Falls das Recht unter die Füße treten, die Freiheit in Feſſeln legen und fremde Völker wie unſer eignes knechten zu helfen? Nie und nimmermehr!

Wie ſteht es alſo mit unſerm Eid? Man hat uns erſtens zur Leiſtung desſelben gezwungen und zweitens uns die Verpflichtungen nicht auseinandergeſetzt, welche man uns dadurch auferlegen wollte. Daraus folgt ohne Widerrede, daß es erſtens in unſer Belieben geſtellt ſein muß, ob wir uns für gebunden halten oder nicht, und daß es zweitens unſerm eignen Rechtsgefühl überlaſſen bleiben muß, wozu es ſich für verpflichtet halte.

Aber, fragt ihr, wie wird es denn möglich ſein, eine Landesvertheidigung einzurichten? Wenn nur diejenigen gebunden ſein ſollen, die ſich freiwillig binden, wie wird es dann gehen, wenn Niemand ſich freiwillig binden will?

Ich antworte euch dieß. Wenn Straßenräuber euch anfallen, werdet ihr euch ſelbſt erſt einen Eid ablegen, ehe ihr euch vertheidigt? Ihr werdet euch vertheidigen, ohne es euch verſprochen zu haben. Nun frage ich ferner, warum ein Volk, dieß millionenköpfige Ich, ſich nicht

ebensowohl ohne Selbsteid vertheidigen sollte, als das einköpfige Ich? Es wird sich vertheidigen, weil sein Interesse es gebietet. Muß ich die Vertheidigung erst angeloben, so vertheidige ich nicht mich selbst, sondern einen Andern. Ich leiste keinen Eid, daß ich essen und trinken werde; wie soll ich dazu kommen, einen Eid zu leisten, daß ich meine Sicherheit und mein Recht vertheidigen werde? Ein Volk leistet keinen Eid, daß es glücklich und gebildet sein wolle; wie soll es dazu kommen, einen Eid zu leisten, daß es seine Freiheit und sein Glück vertheidigen wolle? Aber ein freies Volk ist nöthig, um eine freie Vertheidigung möglich zu machen. In ihm wird die Vertheidigung sich auch ohne Eid ganz von selbst ergeben und jeder wird an der Vertheidigung Antheil nehmen, weil in einem freien Lande jeder Bürger fühlt, daß er einen Theil des angegriffenen Volks, daß er in ihm persönlich mit angegriffen ist und in ihm ein Gut zu verlieren hat, wovon rechtlose „Unterthanen" keine Vorstellung haben.

Ich will also gar keinen Eid auf die Landesvertheidigung; ein solcher Eid ist eine Herabwürdigung wie er ein Unsinn ist für einen freien Menschen. Aber mit diesem Eid wird die Pflicht, sich auf die Landesvertheidigung vorzubereiten und dem Ruf zur Einstellung nachzukommen, nicht mit ausgeschlossen. Dem Ruf auf den Posten muß jeder Theil des Volkes Folge leisten, sobald das Organ des Volkes, die Volksregierung, ihn erschallen läßt; aber die Pflicht, den Posten würdig auszufüllen, trägt jeder freie Mann in sich, und sie ihm durch einen Eid auflegen, heißt so viel, als ihm etwa die Sorge für seine Gesundheit und die Liebe zu den Seinigen durch einen Eid auflegen.

Wenn trotz dem in einzelnen freien Ländern die Soldaten der Regierung noch einen Eid schwören müssen, so

ist dieß entweder eine bloß übernommene Gewohnheit, oder die Regierung fühlt, daß sie mit dem Volk noch nicht völlig Eins ist.

Art. 24.

Wir wissen also jetzt, wie es mit dem von uns geleisteten Eid bestellt ist. Wir wissen aber auch, daß wir noch keine freie Menschen und daß es nicht bloß ausgemachte, rein aus dem Rechtsboden herausgewachsene „Pflichten" sind, welche an uns Anspruch machen. Vielmehr machen die bestehenden Verhältnisse Ansprüche an uns, welchen die von unserm Rechtsgefühl gemachten geradezu widerstreiten. In diesem Widerstreit vermeintlicher und wirklicher, befohlener und freier Pflichten, ist uns ein Angelöbniß allerdings nicht überflüssig, und dieß freie Gelöbniß, welches durch kein erzwungenes beeinträchtigt werden kann und soll, legen wir hiermit vor dem Altar des Menschenrechts ab.

Art. 25.

Das Leben ist das erste Gut und eigenste Eigenthum des Menschen. Ueber dieß Gut und Eigenthum kann nur er allein verfügen. Wer einen Werth auf sich selbst legt, verfügt nicht über sein Leben für unwichtige oder unrechte Dinge. Wir legen Werth auf uns selbst und stellen unser Leben weder einer despotischen Laune, noch einer ungerechten Sache zur Verfügung. Das schwören wir!

Art. 26.

Unser Leben setzen wir nur für uns selbst und unser Volk auf das Spiel. Wir betrachten uns nur als im Dienst unsers Volks stehend, mag es auch eine volksfeindliche Gewalt sein, welche uns die Uniform angezogen hat. In jenem Dienst vertheidigen wir Freiheit und Recht, wenn wir auch nicht darauf vereidet sind, und

verfechten keine Knechtung und kein Unrecht, sollten wir auch, zwangsweise, darauf vereidet sein. Das schwören wir!

Art. 27.

Wenn die Gewalt dem Volk das Recht vorenthält, seine Wünsche verachtet, seine Forderungen zurückstößt, dasselbe nach Erschöpfung aller „gesetzlichen" Mittel zur Verzweiflung, zur Selbsthülfe treibt und uns dann befiehlt, das Volk niederzuschlagen, so reichen wir dem Volk die Hand und helfen es von seinen Drängern befreien. Wo uns befohlen wird, auf das Volk zu feuern, da fragen wir uns zuerst, ob das Volk Recht habe, und hat das Volk Recht, so feuern wir nicht, denn wir morden kein Recht. Wo aber hat ein Volk Unrecht in einer Sache, für die es freiwillig sein Blut einsetzt? — Nie gegen das Volk! Das schwören wir!

Art. 28.

Wenn ein fremdes Volk seine Ketten bricht, oder seinen Haushalt auf eine selbstständige Weise schlichtet, welche unsern Despoten nicht genehm ist, und diese Despoten gebieten uns, das fremde Volk zu bekriegen, uns in seine Rechte zu mischen und seine Freiheit zu unterdrücken, so weigern wir uns und verspritzen fremdes wie eignes Blut nicht auf bloßes Geheiß, denn wir wollen keine Freiheitshenker sein. Das schwören wir!

Art. 29.

Wenn unsern Despoten einfällt, einen Krieg in persönlichem Interesse, z. B. einen Kabinets- oder Eroberungskrieg zu beginnen, so stellen wir unser Blut nicht zur Verfügung, denn wir nehmen nur Theil an einem Volkskrieg. Das schwören wir.

Art. 30.

Wenn man uns über die Art eines ſolchen Kriegs etwa täuſchen und z. B. ihm durch Einmiſchung der Religion einen Charakter der Volksthümlichkeit zu geben ſuchen ſollte, ſo werden wir nicht die Flinten entſcheiden laſſen, wo nur der Geiſt kämpfen ſoll, und nicht Mörder ſein, wo man von Lehren der Menſchenliebe redet. Wir verſpritzen unſer Blut weder für Pfaffen, noch für Despoten, noch für beide zuſammen. Wir wollen ſo wenig Mörder ſein als Sklaven. Wir wollen nichts Anderes ſein, als Vertheidiger und Beſchützer, Vertheidiger des Volks und Beſchützer der Freiheit. Das ſchwören wir!

Nie gegen das Volk! Das ſei unſere Loſung.

Nur für Freiheit und Recht! Das ſei unſer Feldgeſchrei.

Wohlan, „Kameraden," halten wir dieſe Loſung und dieſes Feldgeſchrei feſt im Gedächtniß, und ſollten je wieder die Trommeln raſſeln und die Hähne knacken, ſo ſoll das Volk darüber kein Wehegeſchrei, ſondern den Jubelruf der Freiheit erheben.

Despoten und Despotenknechte! Das ſchwören wir!

Eine Mahnung

an die

teutſchen Liberalen.

Räthſel, keine Motto's.

Er war allmächtig
Und war ſo ſchlecht!

—

Er iſt ein Satan,
Die Maske fiel!

—

Geuß ihm den Becher,
Megära, voll!

—

Ihr wißt, Tyrannen
Sind vogelfrei!

Aus Platens „Polenliedern".

1. Teutſches Recht.

Was es in Teutſchland noch an ſogenannten Rechten gibt, das geht ſofort verloren bei dem Verſuch, Gebrauch davon zu machen. Der Verluſt der Rechte iſt in Teutſchland die feſtſtehende Strafe für die Benutzung derſelben. Die perfide gouvernementale Intention, welche man bei der Einräumung eines „Rechtes" im Auge gehabt hat, oder hätte haben können, dieſe allein, nicht aber der In-

halt und Begriff des Rechtes selbst darf dem Volke bei Benutzung desselben zur Richtschnur dienen. Das Volk soll aus den „Rechten", wenn dieselben auch mit noch so viel polizeilicher Spärlichkeit und vorausberechnender Beschränkung abgemessen sind, niemals Ernst machen; es soll sie höchstens als ein die große Liberalität des gouvernementalen Machiavellismus hervorhebendes Geschenk anerkennen, nicht aber als ein den Machiavellismus in Verlegenheit setzendes Eigenthum zur Anwendung bringen. Es soll den „organischen Zusammenhang" des Systems von Unrecht, welches ihm wie ein Netz über den Kopf gezogen ist, nicht durch Verwirklichung der einzelnen „Rechte" stören wollen, welche dem Netz hie und da als täuschende Maschen eingefugt sind. Kurz, es soll seine „Rechte" in Worten als eine beglückende Wahrheit preisen, in der Praxis aber als eine infame Lüge kennen lernen und mit dieser Lüge sich begnügen Es soll gleichsam die Quittung schreiben über das empfangene Recht, aber das Empfangene hübsch in den Händen der Geber lassen. Das ist der Charakter der teutschen, namentlich aber der preußischen „Rechte"; denn wo es gilt, die Kunst der politischen Lüge und Korruption auszuüben oder zu erweitern, da ist der Berliner Machiavellismus immer voran. Man sollte das Wort Berolinismus zur Bezeichnung der äußersten Ausbildung des modernen Machiavellismus in Umlauf bringen.

Soll ich zu diesen Bemerkungen die Belege durch Beispiele liefern? Ihr habt sie ja täglich zu Dutzenden vor Augen. Denkt nur an euer „Recht", zu — petitioniren, euer „Recht", euch zu versammeln, euer „Recht", zu lehren, euer „Recht", zu schreiben, euer „Recht" der Gemeindevertretung, euer „Recht" der Glaubensfreiheit, kurz, durchlauft die ganze lange Reihe eurer großen Rechte, und ihr findet auch nicht das kleinste, das nicht

durch besondere Klauseln entweder von vorneherein oder durch polizeiliche Gewaltthat hinterher zur Lüge gemacht wäre. Alles Lüge, Heuchelei, und Gewaltthat, wohin ihr nur blicken und euch wenden möget!

In keinem Gebiet aber hat die gewaltthätige Berliner Lügenpolitik es weiter gebracht, als im Gebiet der Presse. Sie hat es darin so weit gebracht, daß sie sogar die Oppositionspresse zur Regierungspresse zu erziehen verstanden. Blickt nur in eure sogenannten freisinnigen Journale, und sehet zu, ob sie nicht unter dem Schein Opposition zu treiben durch und durch loyal sind und gefügig dem System dienen, gegen welches sie opponiren wollen. Sie sind schon so gewöhnt, daß sie erschreckt ihre „eigenen Worte fressen", wenn man ihnen das Vergnügen gewährt hat, ihr Herz durch ein Paar unschuldige liberale Phrasen erleichtern zu dürfen. Der loyale Hundeschwanz wedelt in den widerlichsten Krümmungen aus allen Zeilen hervor, und es gibt in Preußen auch nicht eine einzige Zeitung, die es wagte, sechs Wochen lang dem unter die Verachtung aller ehrbaren Leute herabgesunkenen Berliner Czar das Prädikat des „Hochherzigen" und „Geistvollen" zu entziehen; ja, es gibt nicht eine einzige Zeitung in Preußen, die nicht des Verlustes ihrer Konzession gewiß zu sein glaubte, wenn sie acht Tage lang am Eingang nur die Anzeige unterließe, wie viel rothe Adlerorden der freigebige Gnadenspender auszutheilen oder wie viel Geheimräthe er zu machen geruht habe. So hat man die Gesinnung verknechtet, so das Gewissen der Furcht geschärft, daß selbst der Geist der Oppositionspresse keinen andern Gedanken mehr hat, als zitternd die Intentionen der Gewalt zu betasten, wie die Fühlhörner eines Insekts in ängstlicher Aktivität selbst beim Fressen nur der Nähe des Feindes gewärtig sind.

Wie hat sich diese Presse wieder benommen, als es

galt, das nie untergehende Recht der unglücklichen Polen, ihre Verräther und Henker auf jede ihnen anstehende Weise sich vom Halse zu schaffen, unter Schmeicheleien und Kriechereien gegen die Gewalt zu begraben! Hättet ihr geschwiegen, wie der Tod, ihr hättet eine beredte Sprache für die Sache des Rechts geführt; aber daß ihr mit den Verräthern und Henkern gemeinsame Sache gemacht, indem ihr es ihnen noch zum Verdienst anrechnetet, wenn sie nicht immer auf russische Manier ihr Handwerk trieben, das war eine neue Brandmarkung, die ihr zu den vielen andern eurer „liberalen" Gesinnung aufgedrückt habt.

Doch es sollte von den preußischen Mitteln die Rede sein, die „Rechte", namentlich im Gebiet der Presse, zur Lüge zu machen. Soll ich noch von dem feigen Kunststück reden, zensirte Zeitungen zu unterdrücken oder Kastraten zu morden, um sie am Kinderzeugen zu hindern? Soll ich von den Machinationen beim Konzessionswesen reden, von den geheimen Zensurinstruktionen und ähnlichen lichtscheuen Mitteln der gouvernementalen Geisterbannerei? Soll ich die großartige Lüge besprechen, die Zensur in Rechtsformen zu bringen und unter den Schutz eines Oberzensurgerichts zu stellen? Wo hat man jemals von einem Gericht gehört, das über die Rechtmäßigkeit des Mordens entscheidet, und zwar ohne Strafe für den Mörder in dem Fall, wo dem Kläger Recht gegen ihn gegeben wird? Diese Erfindung allein ist hinreichend, dem Lügengenie des Berliner Schönredners die Unsterblichkeit zu sichern. Es ist auffallend, daß sie nicht auch in Oesterreich, Bayern, Hannover und ähnlichen Ländern des Fortschritts Eingang gefunden. Vielleicht hat der Erfinder ein Patent darauf genommen, um sein Verdienst im Lande zu behalten.

Das Haupt-„Recht" der teutschen Presse ist das der

Zwanzigbogenfreiheit. In Preußen hat sich bei Vernichtung dieses Rechtes die Feinheit überschlagen und ist zur tappigsten Plumpheit geworden. Zwanzig Bogen sind frei, heißt es; aber ehe sie ausgegeben werden, müßt ihr sie zensiren und eventualiter einstampfen, ja euch außerdem noch, ohne die Schrift herausgeben zu können, wegen der nicht herausgegebenen möglicher Weise vor Gericht stellen lassen (Prokurator Leue)! Man muß sich bewußt sein, das Rechtsgefühl des Volkes schon bis zur Versteinerung abgehärtet zu haben, wenn man ihm solche wahrhaft unerhörte Schamlosigkeiten zu bieten wagt.

Doch damit hat man noch nicht genug. Der in die Enge getriebene Geist der Schriftsteller hatte eingesehen, daß ihm die Zwanzigbogenfreiheit einiger Bundesstaaten eine Rettung aus den Klauen der Zensur darbot. Vernünftiger und rechtlicher Weise durfte er wenigstens dort sich ungehindert aussprechen, sofern er nicht mit einem Strafgesetz zusammenstieß; nur die bestehenden Strafgesetze konnten und durften für Buchhändler wie für Schriftsteller die Schranke der Bewegung bilden. Man fand aber, daß sich auch in Zwanzigbogenschriften, gegen die ursprüngliche Berechnung, der freie Geist unter das Volk bringen lasse, und da es nur darum zu thun war, den freien Geist à tout prix niederzuhalten, so mußte auch gegen die Zwanzigbogenfreiheit der Bundesstaaten, der lieben Einheit zum Trotz, eine neue Zollschranke erfunden werden. Also auch hier hat wieder der Berliner Despotismus die Ehre der Erfindung eines Mittels, auf welches nur eine so ehrlose und infame Politik verfallen konnte, nämlich des Verlagsverbots. Also auch diejenigen haben sich verrechnet, welche etwa glaubten, die gouvernementale Wortbrüchigkeit werde wenigstens mit ihren Abfindungsmitteln nicht schamlos verfahren. Ihr Thoren, könnt ihr glauben, der Henker werde seinem Opfer das

Leben ſchenken, wenn er ſieht, daß ſein Beil ihm den Hals nur zur Hälfte abgeſchnitten? Herunter muß der Hals; denn nicht auf das Lähmen, auf das Morden war es abgeſehen!

2. Politiſche Hungerkuren.

Das beſprochene Mittel des Verlagverbotes gehört in die Kategorie der politiſchen Hungerkuren, die namentlich in der Berliner Politik eine ſo bedeutende Rolle ſpielen. Das Mittel ſcheint mir rein amtlichen Urſprungs zu ſein, und man iſt wahrſcheinlich durch das zahlloſe Bedientenheer darauf verfallen, welches die Gewalt in Preußen füttert, und, wo es nicht pariren will, durch Entziehung des Amtes oder durch Hemmung der Karriere zum Hungern bringt. Die erwähnte Anmaßung, welche ſolchergeſtalt mit Hülfe der amtlichen Abhängigkeit ihre Abſichten durchſetzt, hat nur einen einzigen Schritt zu thun, um auch die nichtamtlichen Sterblichen unter ihren Geſichtspunkt zu bringen und auch gegen ſie die Hungertaktik ins Werk zu richten. Das Mittel iſt ganz praktiſch. Der Menſch will eſſen; er muß ſogar eſſen, wie die Phyſiologen behaupten; und wenn er an das Satt- und Guteſſen gewöhnt war, ſo wird es ihm ſchwer, ſich mit geringerem zu begnügen. Das weiß man in Berlin auf ein Haar; denn man hat dort den Magen gründlicher ſtudirt als das Recht. Hat man es nun fertig gebracht, durch Gewalt, Polizei und ſogenannte Geſetze über den Brodkorb disponiren, das Brod nicht bloß geben, ſondern auch nehmen zu können, ſo iſt man nicht bloß Herr über den Magen, ſondern auch über die Geiſter, die ohne deſſen Hülfe nun einmal nicht exiſtiren können. Der Kalkul iſt ſo einfach, wie er praktiſch iſt. Erfände Einer die Kunſt, ohne Befriedigung des Magens Schriftſteller,

Zeitungsredakteur, Buchhändler u. s. w. zu sein, er wäre der furchtbarste Mensch, den die Berliner Politik sich nur träumen könnte. Der Mann könnte frei sein, denn — er hätte keinen Magen; er könnte edel sein, denn — er hätte keinen Magen; er könnte human sein, denn — er hätte keinen Magen; er wäre vor der Korruption gesichert, denn — er hätte keinen Magen; er könnte den Lockungen des Geldes widerstehen, denn — er hätte keinen Magen; er könnte charakterfest sein, denn — er hätte keinen Magen; kurz er könnte ein Mann und ein Mensch sein, denn — er hätte keinen Magen. Ein schrecklicher Mensch, solch ein magenloser Oppositionsmann! Es bliebe, um ihn zu zähmen, nichts übrig, als das Kopfabschneiden, und das scheint man wenigstens in politischen Dingen sehr zu scheuen — wegen der vorauszusehenden Revanche.

O Magen, gibt es denn gar kein Mittel, deine Funktionen nur auf vier Wochen zu suspendiren? Verrätherisches Eingeweide, gieriger Schlauch, feiler Bundesgenosse des Despotismus, stupider Erhalter des Hauses „Friedrich Wilhelm IV. und Komp.", ist denn gar keine Hoffnung vorhanden, dich je zu veredeln und deine Leere mit andern Substanzen zu füllen, als mit Speise und Trank? Uebermüthig, wenn du voll, demüthig, wenn du leer bist, zeigst du nicht einmal Verwandtschaft mit deinen Schützlingen, deren Hochmuth mit ihrer Leere wächst, und doch willst du ihnen nicht untreu werden? Niedriger Egoist, der aus Interesse für seine Tyrannen sorgt und ohne alle Sympathie für seine Brüder ist, siehst du nicht ein, daß alle Magen dich würden füllen können, wenn einzelne sich kurze Zeit der Leerheit befleißigten? Doch wozu verschwend ich meine Worte! Du wirst bleiben, was du bist, ein feiger, unverbesserlicher Volksverräther, und nur dem Millionen vergeudenden

Despotismus wirst du treu bleiben. Du Loyalster aller Loyalen wirst nach wie vor deine preußische Gesinnung bewähren, so lang das preußische Volk noch Steuern genug bezahlt; und nur der erste der Demagogen, der Staatsbanquerott, kann dich liberal machen. So friß denn, gieriges Ungethüm, bis du dich gefüllt hast bis an den Schlund! Gelingt es nicht, dich enthaltsam zu machen, so gelingt es vielleicht, dich zu verderben und den Staat durch den verdorbenen Magen zu kuriren.

Doch vergessen wir unser Thema, die Hungerkuren nicht! Die Rache der gehetzten Gewalt begnügt sich in Berlin nicht damit, sich gegen die Köpfe zu wenden, sie versteigt sich hinab bis in die Eingeweide ihrer Gegner; es reicht ihr nicht hin, das einzelne mißliebige Buch zu unterdrücken, denn das dringt dem Verleger nicht in den Magen, sondern sie greift der physiologischen Wirkung wegen von dem einzelnen Produkt gleich auf die ganze Produktion über; auch beschränkt sie ihre Rache nicht etwa auf die absteigende Linie, wie jene Barbaren, welche die Sünden der Eltern im Voraus an Kindern und Kindeskindern bestrafen, sondern sie wendet sich zugleich gegen die aufsteigende Linie bis zum Adam des Verlagsgeschäfts hinauf, und sollte er auch niemals vom verbotenen Apfel der Freiheit gekostet und nicht den geringsten Keim einer Erbsünde gelegt haben. Hat Einer im Jahre 1845 freisinnige Gedichte drucken lassen, so muß dafür auch das Gebetbuch herhalten, das er vielleicht vor zehn Jahren als frommer Mann in die Welt geschickt hat; ist er im Jahre 1846 durch Politik mißliebig geworden, so muß dafür auch die Botanik, Mineralogie u. s. w. aus der Welt geschafft werden, für die er sich vielleicht vor zwanzig Jahren interessirte. Der Fröbel'schen Buchhandlung, gegen welche der Berliner Despotismus die Büttel sämmtlicher Hundesstaaten auf die Beine gebracht, hat die preußische

Polizei auf Kabinetsordre sogar chemische Schriften per Post zurückgesandt, die sie banditenmäßig aus den Buchläden geraubt hatte, um den Beweis zu liefern, daß sie mit der Hungerpolitik Ernst machen wolle. So rächt sich „Olim der Große"!*) Das Verbot des Campe'schen Verlags ist noch in gutem Andenken. Neuere Beispiele werden vielleicht bei anderer Gelegenheit zur Sprache kommen. (Das Oberzensurgericht beginnt schon seine hegemonische Anmaßung über den ganzen teutschen Buchhandel hin fühlbar zu machen.) Ueberall ist es der Magen, dessen Vermittlung man in Anspruch nimmt. Geist haben die hirnlosen Feiglinge dem Geist nicht entgegenzusetzen; deshalb bekämpfen sie den Geist mit dem Magen. Sie stammen von Gottes Gnaden und — liefern die Beweise ihrer gottgesegneten Macht, indem sie ehrlichen Leuten durch die Polizei harpyenartig das Brod vom Tisch reißen lassen; sie nennen sich die auserwählten Hüter der Gerechtigkeit und — wüthen gegen Blumen und Gräser, weil in deren Umgebung ein Dorn sie in das faule Fleisch gestochen hat; sie gebieten über Hunderttausende von Bajonnetten und — werden zu Helden an Büchern über Chemie und Nomenklaturen der Botanik. Ihr erhabenen Jammergestalten, ihr zitternden Herrgötter! Gibt es in dem ganzen zahllosen Heer der erniedrigten Wesen ein einziges, das verächtlicher wäre, als ihr in eurer Herrlichkeit und Macht? Wahrlich, könnten die Bäume Scham empfinden, wie die

*) Erst läßt der gekrönte Jesuit durch seine Kreaturen zu Frankfurt eine Bundesmaßregel gegen Fröbel und Komp. einleiten, und dann knüpft er an diese Maßregel seine Kabinetsordre, um seine persönliche Rache unter der Maske einer Pflichterfüllung gegen den Bund zu verbergen! Eine bessere Vermittlungsanstalt für die Berliner und Wiener Despotenwirthschaft, als dieser teutsche Bundestag, konnte gar nicht gefunden werden. Wenn doch erst Rußland dazu gehörte!

Ps. 119. Ich rufe mit ganzem Herzen: erhöre mich, HERR, daß ich deine Rechte halte. Ich rufe dich an, hilf mir, daß ich deine Zeugnisse halte. Ich komme zuvor und schreie, ich hoffe auf dein Wort. Meine Augen wachen, daß ich rede von deinem Wort. Höre meine Stimme nach deiner Gnade, HERR, erquicke mich nach deinem Recht. Sie nahen herzu, die mir Mutwillen thun, sie sind ferne von deinem Gesetz. Du bist nahe, HERR, und alle deine Gebote sind Wahrheit. Ich weiß lange, daß du deine Zeugnisse gegründet hast, daß du sie ewig bestätigt hast. Siehe an mein Elend und errette mich, denn ich vergesse deines Gesetzes nicht. Führe meine Sache und erlöse mich, erquicke mich nach deinem Wort. Das Heil ist ferne von den Gottlosen, denn sie fragen nicht nach deinen Rechten. Deine Barmherzigkeit, HERR, ist groß, erquicke mich nach deinem Recht. Viele sind meiner Verfolger und meiner Feinde, ich weiche aber nicht von deinen Zeugnissen. Ich sehe die Verächter an und bin verdrossen, daß sie dein Wort nicht halten. Siehe, wie ich deine Befehle liebe, HERR, erquicke mich nach deiner Gnade. Dein Wort ist wahrhaftig, alle deine gerechten Rechte bleiben ewiglich. Fürsten verfolgen mich ohne Ursache, aber mein Herz fürchtet sich vor deinen Worten. Ich bin fröhlich über deinen Spruch, wie einer, der große Beute findet. Lügen hasse ich und verabscheue sie, aber dein Gesetz habe ich lieb. Ich lobe dich täglich siebenmal um deiner gerechten Rechte willen. Die dein Gesetz lieben, haben großen Frieden und werden nicht irre. Ich hoffe auf dein Heil, HERR, und thue nach deinen Geboten. Meine Seele hält deine Zeugnisse und hat sie lieb. Ich halte deine Befehle und Zeugnisse, denn alle meine Wege sind vor dir. Laß mein Schreien vor dich kommen, HERR, gieb mir Verstand nach deinem Wort. Laß mein Flehen vor dich kommen, errette mich nach deinem Wort. Meine Lippen sollen Lobes voll sein, wenn du mich deine Rechte lehrst. Meine Zunge soll singen von deinem Wort, denn alle deine Gebote sind gerecht. Deine Hand helfe mir, denn ich habe deine Befehle erwählt. Ich sehne mich nach deinem Heil, HERR, und dein Gesetz ist mein Trost. Meine Seele soll leben und dich loben, und deine Rechte helfen mir. Ich irre wie ein verlorenes Schaf, suche deinen Knecht, denn ich vergesse deine Gebote nicht.

auf den guten Schein zu verzichten; denn indem sie schlecht ist, ist sie zugleich kokett und will mit dem Erfolg der heimlichen Sünde auch noch den Erfolg der öffentlichen Tugend verbinden. In Wien dekretirt man frischweg die schlechte Sache zur guten und führt sie dann öffentlich aus; in Berlin führt man die schlechte Sache heimlich aus und desavouirt sie öffentlich durch Heuchelei. In Wien hat man mehr Frechheit, weil man mehr Entschlossenheit hat; in Berlin häuft man zu der Schlechtigkeit auch noch die Feigheit, und zwar nicht bloß die Feigheit der Gesinnung, sondern auch die Feigheit der That. Noch neulich haben wir die zuwartende Feigheit der Berliner Politik in dem Benehmen gegen den Polenaufstand zu beobachten Gelegenheit gehabt. Während man von der einen Seite seine Truppen wie Marodeurs sich dem Schwanz der Russen und Oesterreicher anhängen läßt, weil man nicht den Muth hat, die Spitze einzunehmen, proklamirt man von der andern das Martialgesetz, nachdem man die Ueberzeugung gewonnen, daß Niemand mehr demselben verfallen werde. So gedachte „Olim der Große" den Schein der Kraft zu retten, ohne die Gefahr, sie auf eine Weise bewähren zu müssen, die ihm später die Nemesis auf den Hals locken könnte. Dagegen hatte er den seltenen Muth, die Polen, die sich ihm waffenlos anvertraut hatten, verrätherisch ihren blutdürstigen Henkern auszuliefern. Wenn gegen solche Schändlichkeiten die Polen den Mord ihrer Henker als Revanche anwendeten, wer könnte es ihnen verdenken? Lieferant zu sein für das Blutgewerbe des Petersburger Ungeheuers, das ist in der That eine würdige Rolle für das Haupt des „Staats der Intelligenz"! Bei der Ausführung solcher Barbareien hat der zartfühlende Romantiker zu Sanssouci lügenhafte Verbindlichkeiten vorzuschützen; gilt es aber, wirkliche Verbindlichkeiten gegen das Volk zu erfüllen, so macht die

königliche Gewissenhaftigkeit Bankerott. Elender Heuchler, herzloser Despot! möge der Wetterstrahl der Rache auf dein lügensinnendes Haupt herabfahren und das Echo von dem Wehegeschrei der Geknuteten als Grabgesang dich in die Grube geleiten!

Die Gewohnheit des Gehorchens und des eingebläuten Respekts wird nirgends so sehr, wie bei den Teutschen, eine unerschöpfliche Quelle der Nachsicht gegen die Befehlenden und des Vertrauens zu ihnen. Es gehört die schärfste Zuchtruthe dazu, um sie zu der Kühnheit zu zwingen, sich den Gewaltträgern gegenüber als Menschen gegen Menschen bewußt zu werden. Während ein gewöhnlicher Mensch um den Werth von zehn Groschen den Kredit bei ihnen verlieren und ihnen verhaßt werden kann, kreditiren sie einem schlechten Gewalthaber auf das Recht und Glück eines ganzen Volkes bis ins Unendliche. Mag ihnen ein König die unwiderleglichsten Beweise von despotischer Gesinnung gegeben haben, sie bleiben dennoch disponirt, ihn bei dem geringsten Anlaß wieder einen „gütigen Landesvater" zu nennen; mag er sie belügen und betrügen, sie halten ihn doch für einen rechtschaffenen Charakter; mag er Streiche der brutalsten Dummheit verüben, sie nennen ihn doch den Geistvollen; mag er sie mit Verachtung überhäufen und anspeien, sie glauben doch noch an seine große Liebe zu „Seinem Volke". Er mag geradezu thun, was er will; beobachtet er nur einigermaßen den „königlichen" Anstand dabei und hüllt er sich in das Geheimniß seiner Stellung, so bleiben Tausende stets bereit, bei der ersten besten Gelegenheit sich über Alles wieder zu trösten, Alles wieder zu vergessen, sich über Alles wieder zu belügen, und die Schimpfworte, die man gestern heimlich gegen ihn ausgestoßen, heute öffentlich zu widerrufen. In irgend einer unbedeutenden Konzession hat er stets das Mittel in der Hand, die hündische Pietät der

„Unterthanen“ wieder auf den normalen Fuß der Niederträchtigkeit zurückzubringen. Haben doch selbst die Franzosen sich durch Ludwig XVI. immer und immer wieder die überzeugendsten Proben von seiner Falschheit aus dem Kopf schwatzen lassen, bis sie denn zuletzt durch die Umstände förmlich gezwungen wurden, Wahrheit als Wahrheit gelten zu lassen. So sehen wir auch den Menschen, welchen ein betrunkener Zufall zum König von Preußen gemacht hat, schon fünf Jahre lang das frechste Lügenspiel mit dem Volk treiben, und doch regnet es noch von allen Enden bei jedem Gerücht von irgend einer Konzession Lob und Vertrauen auf ihn ein. Er liefert täglich die unwiderleglichsten Beweise von seiner Bornirtheit, indem der Kirchen- und Ständefabrikant sich einbildet, mit seinem obstinaten mittelalterlichen Kopf durch die Wand der Geschichte rennen zu können, und doch heißt er noch immer der „Geistvolle“, der „Geniale“, der „Weise“; er liefert täglich die unwiderleglichsten Beweise von seiner despotischen Gesinnung und Volksverachtung, indem er halb Teutschland als eine Domaine seiner „Krone“ behandelt, und doch bleibt er der „Hochherzige“ und der „Vater des Volks“; er hat durch seine Manöver bewiesen, daß er ein Meister in der Kunst des politischen Jesuitismus und Machiavellismus ist, und doch gilt er bei hundert Narren noch für „ritterlich“, für „ehrenhaft“ u. s. w.; er hat wiederholt gezeigt, daß sein romantisches Herz im Despotismus und im Autoritätsdünkel seiner unnatürlichen Stellung völlig versteinert ist, und doch bleibt er immer der „Gefühlvolle“, der „Zartsinnige“, der „Humane“. Selbst die ausgelieferten Polen werden ihm bei seinen hündischen Lobsängern kein anderes Zeugniß zu erwirken vermögen. Man weiß, daß er es sich nicht nehmen läßt, jeden Akt der Gewalt, der Härte, der Inhumanität, der Brutalität, der Rache, der romantischen Grausamkeit

(unter dem Namen strenger Gerechtigkeit) von sich, von Gottes Gnaden ausgehen zu lassen; und doch, wo solche Verhöhnungen des Rechts und der Humanität vorkommen, schiebt man die Schuld auf die Minister oder die Verhältnisse. Kurzum, die Thorheit und Niederträchtigkeit von Tausenden, ja Millionen seiner „Unterthanen" ist und bleibt unerschöpflich. Ihr werdet davon geheilt werden, ohne es zu ahnen. Ahnten doch auch die Franzosen in den achtziger Jahren noch nicht, daß sie in den neunziger Jahren aus dummen Unterthanen ihres „unfehlbaren" Königs dessen überlegene Lehrer werden würden, welche ihm Geschichtsunterricht mit der Guillotine ertheilten!

Doch wir waren an den Berliner Erfindungen zur Bekämpfung des Geistes. Der einzige Geist, den man in Berlin dem Geist gegenüberzustellen hat, scheint sich in der Erfindung von Mitteln zur Unterdrückung desselben zu dokumentiren. Hausdurchsuchungen, Bücherverbote und dergleichen sind zu alltäglich geworden, als daß man noch davon reden sollte. Ein Fortschritt von diesen alten Hausmitteln zu zeitgemäßeren und umfassenderen zeigte sich schon in der Visitation der Bücherballen an den Berliner Eisenbahnen. Doch auch hierdurch war der Vorrath der polizeilichen Erfindungsgabe noch nicht erschöpft. Man verpflichtete die Buchhändler auf Veranlassung der, angeblich zu Koblenz, in der Wirklichkeit aber zu Konstantinopel gedruckten Itzstein'schen „Dankadresse", nur von bekannten oder bestimmten Firmen Bücher zum Verkauf anzunehmen. Sehr genial! Hoffentlich wird nächstens ein Schalk die Probe auf dies Exempel durch Herausgabe einer hochverrätherischen Brochüre machen, welche als Geburtsort die Duncker'sche Hofbuchdruckerei in Berlin angibt. Die allerneueste und allergenialste Erfindung des Berliner Polizeigeistes ist aber die, den Buchhändlern das Ehrenwort darauf abzufordern, daß sie keine verbotenen

Bücher verkaufen wollen. Eine größere Naivetät konnte man in der That nicht begehen. Nachdem alle Gewalt- und Polizeimittel gegen die gehetzten Buchhändler erschöpft sind, rekurrirt man an deren — Ehre! Man muß ihnen die Konzession machen, daß man ihrer Ehre mehr vertrauen will, als ihrem Respekt vor schlechten Gesetzen; sowie die fernere Konzession, daß die schlechten Gesetze einstweilen — nichts mehr ausrichten! Zugleich aber gibt man zu erkennen, welche Begriffe man von Ehre hat, indem man sie als Bundesgenossin der Polizei zur Ausführung freiheitsmörderischer Maßregeln requirirt. Wo die Polizei nur der Ehrlosigkeit dient, da soll die Ehre in den Dienst der Polizei treten! Ein hübsches Amt! Dem Buchhändler, der sein Ehrenwort für solchen Dienst in Bereitschaft hätte, würde ich nicht sechs Pfennige anvertrauen, am wenigsten gegen ein Ehrenwort. Uebrigens wird uns durch die Berliner Fortschritte im Punkte der Ehre Hoffnung gemacht, daß das Staatsleben in Zukunft auf einem ganz neuen Fuß eingerichtet werden wird. Man wird künftig keinen Eid mehr abfordern, sondern ein Ehrenwort; auch wird man die Leute durch das Ehrenwort eben so vom Stehlen, Fenstereinwerfen u. s. w. abhalten, wie von der Verbreitung verbotener Bücher; man wird sie auf das Ehrenwort verpflichten, christlich zu sein, in die Kirche zu gehen, für Gott, König und Vaterland zu schwärmen, den rothen Adlerorden vierter Klasse anzunehmen, Hofrath zu werden, kurz, das Ehrenwort wird der Kitt werden, um den gebrechlichen Staat in allen Winkeln und Fugen wieder zusammenzuleimen und zu sichern. Die „Ehre", hat ja Friedrich Wilhelm der Geistvolle gesagt, soll an der Spitze des Staates stehen; und da man bekanntlich in Berlin eben so stark in Sachen des „Worts" ist, wie in Sachen der „Ehre", so fügt sich die neue Staatsmacht des Ehren-Worts auf die

natürlichſte Weiſe von der Welt zuſammen. Ihr glücklichen Buchhändler, welche Schmeichelei hat man euch geſagt! Hätte man nicht eben ſo viel Vertrauen zu eurem Ehrenwort, wie zu einem „königlichen Wort," man hätte ſich begnügt, euch nach wie vor bloß mit der Polizei zu hetzen. Jetzt aber hetzt man außer der Polizei auch euer Ehrenwort gegen euch auf. Die Polizei wird jetzt nicht bloß nachſpüren, ob ihr verbotene Bücher verkauft, ſondern auch, ob ihr euer Ehrenwort verletzt. Man hat alſo jedenfalls gewonnen, indem man den Staat um ein neues — „Verbrechen" bereichert; denn in dem Reichthum an Verbrechen beſteht bekanntlich der größte Vorzug eines guten und chriſtlichen Polizeiſtaates. Ihr Buchhändler aber ſeid jetzt doppelt geprellt: ihr verliert jetzt eventualiter außer eurer Konzeſſion auch eure Ehre und verliert ſie, bedenkt es wohl, an die — Polizei! Welcher Triumph der gouvernementalen Moral! In der That, die Verwirrung der Begriffe und der geſchraubte Zuſtand der „Rechte" hat in Teutſchland, namentlich aber in Preußen, eine ſo erfreuliche Höhe erreicht, daß — das Studium der Geſchichte von 1789 jedem vernünftigen Menſchen eine überraſchende Lektüre gewähren muß.

Glücklich der Staat, der auf preußiſche „Ehre," „Treue," „Wahrheit," „Streben nach Licht" gegründet iſt! Ich aber gebe mein Ehrenwort darauf, daß, wenn der König von Preußen das ſeinige auf Einräumung der „Preßfreiheit" gäbe, ich ſofort (wäre ich noch in Preußen) auswandern würde, um im Ausland gegen die garantirte Geiſtesknechtſchaft meines Vaterlandes zu ſchreiben.

Ihr Herren der Gewalt übrigens, ſeid ihr wirklich der Meinung, daß eure „Ehre," eure „Tugend," eure „Gewiſſenhaftigkeit" noch lang vorhalten werden? Und du, Friedrich Wilhelm der Uebermüthige, glaubſt du mit ſchnöden Beſcheiden auf Landtagspetitionen um Preßfreiheit

dir noch länger die Wahrheit vom Leibe halten zu können? Wartet, ihr Volksbetrüger, die Maske wird euch noch scheuloser vom Gesicht heruntergerissen werden, als es schon jetzt geschehen ist. Das Vertrauen auf eure Allmacht soll euch verlassen, wie das Vertrauen auf eure Kniffe. Zittert mit euern Kanonen vor der kleinen Waffe, die im Flügel der Gänse wächst! Diese Waffe soll euch schlagen, diese Waffe soll euch vernichten; und haben wir es mit ihrer Hülfe nur erst dahin gebracht, eure — Soldaten zu Menschen zu machen, so habt ihr aufgehört zu existiren.

3. Nächste Aussichten.

Ihr Preußen werdet „Preßfreiheit" erlangen, daran ist nicht zu zweifeln. Sie wird aber nur eine Wahrheit für die Regierungspresse sein. Für die Oppositionspresse wird sie mit einer solchen Menge Reservationen, Klauseln, Fallgruben und Galgen umgeben werden, daß ihr euch, die großartige Lüge erkennend, die Zensur zurückwünschen werdet.

Ihr Preußen werdet eine „Konstitution" erlangen können, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn ihr aber diejenige annehmet, die euch euer allergnädigster Landesvater bieten wird, so werdet ihr zwar die Ehre erlangen, ihm zur Erhaltung seines despotischen Systems mit Staatsanlehen und sonstigen Bewilligungen aushelfen zu dürfen, dem Absolutismus aber nicht ein Jota von seiner Omnipotenz nehmen und euch selbst nicht ein Jota von einem Volksrecht erringen. Ihr werdet dem gekrönten Lügner, an dessen gutem Willen es nicht gelegen hat, daß ihr durch seine Fortschrittsbestrebungen nicht in das dickste Mittelalter gerathen seid, auch ferner bei dem Kunststück behülflich sein, unter dem Vorwand der „Allmäligkeit des Fortschritts" den Fortschritt möglichst zu hintertreiben.

Das sind die beiden Hauptlügen. Sie werden bloß denjenigen einen Vortheil bringen, welche, einen Blick in die Zukunft werfend, bei Zeiten ihre preußischen Staatspapiere los zu werden suchen; denn in jenen beiden Lügen liegt der Hauptkeim zu dem kommenden „Ereigniß."

Ehe das „Ereigniß" eintritt, wird der Despotismus, die Unmöglichkeit eines Uebereinkommens auf seinen Grundlagen erkennend, noch alle seine Federn springen lassen, um die Durchsetzung seiner Absichten zu forciren; denn „imponiren," d. h. zur Vernunft bringen, „läßt er sich nicht." Dann werdet ihr die Wichtigkeit des auswärtigen Buchhandels und der auswärtigen Presse erst wahrhaft würdigen lernen. Es kann dahin kommen, daß im Innern nicht bloß sämmtlicher Buchhandel, sondern auch sämmtliche Schriftstellerei von Staatswegen organisirt wird; denn der Despotismus, dessen rechte Hand noch eine Armee von Henkern, dessen linke das durchgreifende System der Büreaukratie ist, verzweifelt an keiner Maßregelung. Der Buchhandel der übrigen Bundesstaaten wird euch nicht lang mehr zu Hülfe kommen können; denn für's Erste wird der „Bund" der teutschen Unterdrücker nicht lang mehr säumen, auf preußische Requisition die Zwanzigbogenfreiheit überall aufzuheben oder auf Berliner Manier unschädlich zu machen, und zweitens wird man durch Verlagsverbote und mit Hülfe der Büttel*), d. i. Minister, welche Preußen in

*) Unter diesen Bütteln ist gegenwärtig der sächsische Minister von Falkenstein (welcher einst die Gnade genossen hat, Se. Berliner Majestät im Hemde zu sehen), der erste und thätigste. Wenn dieser Mensch nicht preußischen Sünder- und Verrätherlohn bezieht, so muß er von Natur eine ganz ausgesuchte Disposition zum Despotenschergen besitzen. Die Schriftstellerausweisung, die Knechtung des Leipziger Buchhandels,

jedem Bundesstaat zu Dienst stehen, den Buchhandel und die Tagespresse der Art einengen und einschüchtern, daß sie mit der preußischen ganz auf gleichen Fuß zu stehen kommen.

Doch, ich spreche hier überall von der Zukunft, als ob nicht die Gegenwart schon genug von diesen Prophezeiungen verwirklicht hätte. Ich überlasse Jedem, seine Erfahrungen hierbei zu Rath zu ziehen, und muß nun, um dem Hauptzweck dieses Schriftchens nahe zu kommen, von meinen eignen Erfahrungen sprechen; denn es ist nöthig, daß wir hier mit rückhaltloser Offenheit verhandeln.

Meine Schriften sind, wie man mich überzeugt hat, ein gesuchter Artikel geworden. Trotz dem aber mache ich — und eine solche Erscheinung ist eben nur in Teutschland möglich — jetzt die seltsame Erfahrung, daß ich diesen gesuchten Artikel nicht mehr an den Mann bringen, d. i. keinen Verleger mehr finden kann. Der Eine ist schon mit einem Verlagsverbote bedroht, der Andere fürchtet, damit bedroht zu werden, der Dritte besorgt noch schlim-

---

die Unterdrückung zensirter Blätter, der räuberische Einbruch in die Geschäftsgeheimnisse der Kommissionäre, alles das sind Verdienste, die dieser schamlose Mensch sich in preußischem Auftrag erworben hat. Zu seinen Heldenthaten gehört u. A. auch die, daß er mit Benutzung jenes Einbruchs ein halb Dutzend Leipziger Buchhändler, jeden um 100 Thlr., wegen Verkaufs der Itzstein'schen „Dankadresse" gestraft hat. Da aus jener Schrift u. A. die Verrätherrolle zu ersehen ist, welche der Berolinismus namentlich gegen Sachsen zu spielen gedenkt, so hätte ein sächsischer Minister sächsisch gedacht, wenn ihm die „Dankaddresse" willkommen gewesen wäre. Aber der Hr. von Falkenstein ist nicht sächsischer, sondern preußischer Minister. Und von diesem Menschen läßt sich die sächsische Deputirtenkammer imponiren und an der Nase herumführen? Ihr scheint reif zu sein für preußische — Provinzialstände!

mere Dinge, der Vierte hat zwar noch Muth, aber kein Geld. Einer der freisinnigsten und unternehmensten Buchhändler Teutschlands schrieb mir auf ein Paar Verlagsanträge sogar wörtlich Folgendes: „Ich darf nicht einmal wagen, Ihren Namen zu drucken. Ihr Name und „Satan" ist hier und in Preußen ganz identisch geworden." Wunderbar! Da der „Satan" in die Hölle gehört, so sollte er doch eigentlich in Preußen ganz an seinem Platze sein. Leider aber besteht in dieser Hölle das verkehrte Verhältniß, daß die ehrlichen Leute zu Sträflingen gemacht und die Peiniger nicht Diener der Gerechtigkeit sind. Und ein Peiniger dieser Peiniger zu sein, das ist allerdings eine Satansfunktion in der zweiten Potenz!

Genug, dieser „Satan" ist ein fataler Doppelgänger für einen Schriftsteller, und er bedroht, wie ich weiß, nicht bloß mich, sondern auch Andere. Er hat es darauf abgesehen, uns in Lagen zu bringen, worin wir mit unsern Familien Aussichten haben, das Studium der Oekonomie aus dem Grunde betreiben zu können, und überdies, was nicht minder drückend ist, in unserm Kampf gegen den Despotismus gänzlich gelähmt zu werden. Unter Zensur, z. B. etwa in Zeitungen schreiben, ist nicht Jedermanns Sache; überdies wird sogar solche nutzlose Wirksamkeit durch die Angst der Verleger zum Theil abgeschnitten; im Auslande aber ist eine größere Schrift über teutsche Zustände für angemessenes Honorar gar nicht, und Flugschriften sind, gegen ein mäßiges Honorar nur selten anzubringen. Für die wirksamsten aber findet sich gar kein Verleger. Ich habe die Verbreitung der meinigen zum Theil durch Selbstverlag zu bewirken gesucht. Dies ist denn auch durch vielerlei Bemühungen bisher gelungen; das finanzielle Resultat aber hat für mich, der ich nicht Buchhändler bin, bis jetzt nur in Schulden wegen rückständiger Druckkosten bestanden.

Was ist nun zu machen? Daß einzelne Buchhändler, namentlich wenn sie nicht durch die liberale Partei enschädigt werden, sich noch ferner aufopfern sollen, ist nicht zu verlangen; denn solche einzelne Opfer haben keine entsprechende allgemeine Wirkung. Die Schriftsteller im Allgemeinen aber sind ohne die Buchhändler ohnmächtig; und so wie es mir ergangen ist, wird es Allen ergehen, welche eine entschiedene Stellung einnehmen und die Sache unmittelbar am rechten Ende anfassen, aber nicht durch Vermögen in Stand gesetzt sind, ihre Stellung fort und fort zu behaupten. Sollen wir nun in Zukunft verstummen? Beantwortet diese Frage, wenn ihr unten den fünften Abschnitt gelesen habt.

4. Weg zum Bessern.

Es gibt in Teutschland „Liberale" (exempla sunt odiosa), welche, wenn man ihnen wegen eines wahren und freien Worts Beleidigung der Majestät oder des teutschen Bundes, Böswilligkeit gegen das Bestehende oder ungesetzlichen Sinn u. s. w. vorwirft, gegen solche Beschuldigungen nicht bloß ihre Sicherheit — denn das ist verzeihlich, — sondern ihre Ehre verwahren. Die Konfusion und Angst der Loyalität steckt ihnen so fest im Leibe, daß sie dasjenige, was ihnen Ehre machen muß, selbst als eine Unehre darstellen. Sie sagen, „die und die Zustände oder Personen oder Majestäten sind schlecht," und weil sie schlecht sind, treten sie gegen dieselben auf, aber sie werden bei Leibe nicht öffentlich zugeben, daß dieß Auftreten — keine Schande sei! Vor allen Dingen jedoch lassen sie sich den Ruf der „Gesetzlichkeit" nicht rauben, und kein Einziger wagt zu untersuchen, wie es mit dieser Gesetzlichkeit eigentlich beschaffen sei.

Ehe ich dieß Thema weiter verfolge, halte ich es meiner früheren Schreibereien wegen für nöthig, ein persön-

liches Bekenntniß abzulegen. Als ich noch in Preußen, ja als ich schon ein halbes Jahr im Auslande war, hing auch ich noch an dem Prinzip der sogenannten Gesetzlichkeit. Ich ging ebenfalls von dem Irrthum aus, daß, wo sogenannte Gesetze sind, auch ein gesetzlicher Zustand existire; nur mit den Mitteln dieses Zustandes zu operiren, hilt ich, wenn nicht immer für ausreichend, doch für ehrenvoll, und es schien mir wirksamer zu sein, wenn man sich auf „gesetzlichem Wege" für die Freiheit aufopfere, als wenn man durch „ungesetzliche Mittel" seinen guten Zweck kompromittire. Namentlich hielt ich es für Pflicht und für Möglichkeit, die Freiheit ohne Revolution zu erringen, obschon ich den Revolutionen, wo sie eingetreten waren, natürlich auch schon damals Recht gab.

In der kurzen Zeit, die ich in dem freien Ausland verweile, habe ich in politischen Dingen mehr nachzudenken und zu beobachten gefunden, als in dem Gefängniß Preußen in langen Jahren. Dadurch bin ich einen guten Theil derjenigen teutschen Gewissenhaftigkeit, welche in die Kategorie der Thorheit gehört, losgeworden und habe besonders über den Artikel Revolution und Gesetzlichkeit vernünftigere und praktischere Ansichten gewonnen. Ich habe namentlich, theils aus der Geschichte, theils durch Beobachtungen bestehender Zustände in freien Ländern, mir klar gemacht, daß derjenige Zustand, in welchem sich auf gesetzlichem Weg der Fortschritt verwirklichen läßt, nie anders als durch revolutionäre Gewalt herbeigeführt worden ist, weil die Gewaltbesitzer nur um diesen Preis ihren Besitz fahren lassen, daß aber ein solcher Zustand in Teutschland noch nicht besteht. Also — Teutschland hat seine Revolution noch zu machen, es muß sie machen, es wird sie machen und kein „Herrgott" wird es davor bewahren! Das ist meine Ueberzeugung geworden und diese Ueber-

zeugung sollte eine allgemeine werden. Wer sie theilt, der schäme sich ihrer nicht. Ich für meinen Theil, nachdem ich einmal von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Revolution überzeugt bin, predige jetzt eben so offen Revolution, wie ich früher den Frieden gepredigt habe.

Ehe blutige Revolutionen in einem Staate unnöthig gemacht werden können, muß der Zustand der Art sein, daß die aktive Majorität des Volks die Hindernisse des Fortschritts, namentlich reaktionäre Regierungen oder schlechte Gesetzgebungen, durch moralische Nöthigung oder durch Stimmgebung aus dem Wege räumen kann. Um dieß zu vermögen, muß das Volk vor allen Dingen völlig freie Presse und freies Versammlungsrecht haben, so daß sich seine Intelligenz und sein Wille auf natürlichem Wege Luft machen und Bahn brechen kann, kurz es muß die Mittel zur friedlichen Geltendmachung der Volkssouveränetät besitzen. So sehen wir z. B. jetzt im Hauptkanton der Schweiz, in Bern, durch eine ganz friedliche Revolution, ohne Vergießung eines Tropfens Blut, den alten Zustand der Dinge völlig umstürzen und an seine Stelle eine der freiesten Verfassungen der Welt ins Leben treten. Die Majorität des Volks hat sich ausgesprochen und die reaktionäre Minorität der Aristokraten hat sich, als sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Stellung und ihres Systems erkannte, vor den Schöpfern des neuen Zustandes zurückgezogen, ohne die Thorheit eines gewaltsamen Widerstandes auch nur zu versuchen. Vielleicht wird es sogar in England, wo die Zustände schon so lang eine blutige Revolution vorhersehen ließen, gelingen, sie zu beschwören, weil auch dort der Geist des Volkes die Mittel besitzt, allmählig das Schlechte auf dem Weg der freien Agitation zu beseitigen und sogar die Torys bei Zeiten zur Einsicht zu bringen.

Wenden wir nun von diesen Ländern den Blick nach

Teutschland — welche Hoffnungslosigkeit des freien Geistes, welches Chaos von Unrecht, welche Verwachsenheit der Reaktion, welche ungeheure Differenzen zwischen dem Alten und dem Neuen, welche riesenhafte Ansammlung von Widerstandskräften gegen eine bessere Zukunft, welche wahnsinnige Hartnäckigkeit der Gewalt gegen das Recht! Wenn dieser Zustand ohne gewaltsame Erhebung des Volks, ohne blutige Abtreibung seiner Feinde geändert, wenn dieser neununddreißigfach gefüllte Augiasstall ohne den Herkules der Revolution gefegt, wenn der kolossale, durch den russischen, österreichischen und preußischen Despotismus errichtete und in weltverrätherischer Brüderschaft erhaltene Gefängnißbau ohne gewaltsamen Abbruch zu Wohnungen freier Völker umgeschaffen werden kann — wahrlich, dann ist es Zeit, wieder an Wunder und an göttliche Gnade zu glauben!

Gewalt und Gesetz sind Gegensätze! Wo Gewalt herrscht, da gibt es kein Gesetz, da ist das Gesetz ebenfalls Gewalt, es ist nur eine geschriebene Gewalt, welche der bewaffneten zur Maske und Ergänzung dient. Wo die Gewalt einmal herrschendes System ist, da weicht sie auch nur der Gewalt. Die Gewalt des Volkes muß die Gewalt der Reaktion zu Boden schlagen; nur dieser Weg führt es zu einem Zustand, wo das wirkliche Gesetz zur Herrschaft gelangt. Gesetz ist nur Gesetz, wenn es der Rechtsausspruch derer ist, die sich ihm unterwerfen. Gesetz ist der als allgemeine Richtschnur ausgesprochene Wille freier Staatsbürger, welche ihm freiwillig gehorchen. Das und nur das ist Gesetz! Nun fragt euch in Teutschland, ob ihr Gesetze habt? Geht alle eure Gesetze durch, und laßt jeden aus dem Volk seine Stimme darüber abgeben: ihr werdet vielleicht nicht zehn Paragraphen finden, welche von denen, die nicht Anhänger der Gewalt sind, als Aussprüche ihres Rechtswillens anerkannt werden könnten.

Die Gewalt diktirt euch ihren Willen und das nennt sie Gesetz. Sie macht Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht, sie macht grad krumm und krumm grad, sie macht schwarz weiß und weiß schwarz — Alles durch das „Gesetz"! Und solches „Gesetz" erklärt ihr für heilig? O, wie hat euch die Polizei und das Pfaffenthum heruntergebracht!

Jetzt frage ich diejenigen Liberalen, welche die schnödeste Rechtsverrenkung, die schreiendste Gewaltthat, sobald sie schwarz auf weiß zur Norm gemacht ist, „Gesetzlichkeit" nennen und als solche respektiren, ob sie sich nicht dadurch zu Feinden des wahren Rechts, ob sie sich nicht zu Dienern der Gewalt, ob sie sich nicht zu Gegnern ihres eigenen Prinzips machen? Ich frage sie, ob sie den Ruf solcher „Gesetzlichkeit" nicht für eine Schande und den Ruf der „Ungesetzlichkeit" in Teutschland nicht für eine Ehre erklären müssen? Es ist eine Schande, daß wir „Gesetze" der Gewalt respektiren, aber es ist eine doppelte Schande, daß wir sie wirklich für Gesetze halten!

Hätten wir keine belehrenden Beispiele vor Augen, so könnte unsre Blindheit sich mit dem Mangel eines Maßstabs entschuldigen. Aber werden wir nicht durch die Geschichte und durch freie Staaten hinlänglich beschämt? Blickt vor Allem nach Nordamerika! Dort gibt es wirkliche Gesetze, weil es dort wirkliche Freiheit gibt, und in keinem Staat der Welt ist der Sinn für Gesetzlichkeit größer als dort, trotz einzelnen Exzessen des öffentlichen Zensorgeistes, welche man in Europa so trefflich auszubeuten verstanden. Wo wirklich ein gesetzlicher Zustand herrscht, da ist es eben so sehr Frevel an Recht und Vernunft, als es vergeblich ist, gesetzwidrige Mittel anwenden zu wollen; wo aber die Gewalt herrscht, da muß und wird jeder Zeit die Gewalt der Gehorchenden endlich die Gewalt der Herrschenden vernichten, um

erst — einen gesetzlichen Zustand herbeizuführen. Dieß ist das Gesetz der Geschichte, das Gesetz der Natur, und wir sollten uns scheuen, es anzuerkennen? Wir sollten der Polizei zulieb an unserer Vernunft und unsern Ueberzeugungen zu Heuchlern werden?

So wie die Gewalt (d. h. zunächst diejenige Gewalt, welche die freie Meinungs- und Willensbethätigung der Bürgermajorität im Staate ausschließt), die Grenze bezeichnet, wo der Begriff und die Pflicht der Gesetzlichkeit aufhört, so bezeichnet sie auch die Grenze, wo der Begriff und die Pflicht der Moral aufhört. Wie sollte derjenige, welcher mir Gewalt anthut, mich verpflichten können, seiner Eigenmacht gegenüber meine Gesetzlichkeit und seiner Schlechtigkeit gegenüber meine Moralität zu üben, sie zu üben zu seiner Unterstützung, sie zu üben zu meinem Verderben? Moralität wie Gesetzlichkeit sind nur möglich durch die Freiheit und können nur geübt werden in der Freiheit. Wer mir Gewalt anthut, mit Gewalt mein Recht vorenthält, mit Gewalt meine Freiheit raubt, der verzichtet dadurch von vornherein auf die Anwendung nur moralischer Mittel von meiner Seite, mich seiner Gewalt zu entziehen, es sei denn, daß er mich für einen Narren meiner Moralität halte. Zu solchen Narren aber haben namentlich wir Teutschen uns machen lassen. Wir Teutschen sind im Stande, vor lauter Moralität mit dem Nachschlüssel in der Hand im Gefängniß zu vermodern, weil es unmoralisch sei, unsere Büttel zu betrügen. Wollen wir warten, bis die Büttel sich durch unsere Geduld zu Demagogen bekehren lassen und uns vor Freiheitsbegeisterung selbst die Thüre öffnen? Schade, daß der Hase kein Teutscher ist! Er würde vor lauter Vertrauen in die Höhle des Fuchses kriechen und seinem Freunde die Loyalität zumuthen, die unveräußerlichen Hasenrechte zu proklamiren und dann — zu verhungern!

Mögen die Narren und die Diener der Gewalt über Jesuitismus schreien; mir liegt nichts daran. Sie eben sind die Jesuiten. Dem Gewaltigen gegenüber kann der wahrhaft Freie niemals zum Jesuiten werden. Ich vertheidige ganz offen den Satz, daß „der Zweck die Mittel heilige," sofern nur der Zweck wirklich ein guter, sofern er die Mittel werth ist und deren freie Wahl durch die Gewalt verhindert wird; aber ich läugne durchaus, daß der Jesuitismus in der „Heiligung schlechter Mittel zu gutem Zweck" bestehe. Dem Jesuitismus darf dieser Ruhm nicht gelassen werden, denn er besteht in der Heiligung schlechter Mittel zu schlechtem Zweck und er würde aus diesem Grunde auch dann nur schlechte Mittel anwenden, wenn ihm die besten zu Gebot ständen. Der Jesuitismus hat, wie sein Bruder, der Despotismus, nie einen Zweck gehabt, welcher das Licht, welcher die Freiheit, welcher die Vernunft hätte ertragen können. Unser Zweck aber ist das Licht, ist die Freiheit, ist die Vernunft! Hindert ihr uns, diesem Zweck offen zuzustreben, so streben wir ihm heimlich zu; hindert ihr uns, ihn ohne Gewalt zu erreichen, so erreichen wir ihn mit Gewalt; hindert ihr uns, ihn ohne Blut zu verwirklichen, so verwirklichen wir ihn mit Blut. Verwirklicht muß er werden, soll er werden! Die Verwerflichkeit besteht nicht darin, einen guten Zweck durch „unerlaubte" Mittel zu erreichen, wenn die normalen unmöglich sind, sondern die Verwerflichkeit besteht darin, auf den guten Zweck zu verzichten, weil der Feind desselben nicht die normalen Mittel dazu gewähren will. Sklave zu sein, wenn es noch irgend ein Mittel gibt, frei zu sein, das eben ist die tiefste Stufe der Erniedrigung des Menschen und auf dieser Stufe wollen uns unsere Feinde festbannen durch die Kultivirung ihrer lügenhaften „Gesetzlichkeit" und ihrer lügenhaften

„Moral.“ Der Gewalt gegenüber gibt es platterdings keine andere Wahl, als entweder „gesetzlich“ und „moralisch“ auf die Freiheit zu verzichten, oder „ungesetzlich“ und „unmoralisch“ die Freiheit zu erobern. Versuche Einer, streng „gesetzlich“ und streng „moralisch“ die Gewalt zu bekämpfen! Er wäre reif für Bedlam. Er würde entweder vor lauter „Gesetzlichkeit“ stumm sein müssen und dann bliebe die Freiheit todt; oder er würde vor lauter „Moralität“ dem Feind offen seine Zwecke verrathen und dann schickte man ihn auf die Festung, wenn nicht ins Narrenhaus. Ohne Anwendung von Mitteln, welche im Zustand der Freiheit unrechte sein würden, ist der Zustand der Gewalt niemals gestürzt worden, und bestände der Jesuitismus in der Anwendung „unrechter“ Mittel zu gerechtem Zwecke, so würde ich zugestehn, daß sämmtliche Kämpfer der Freiheit mehr oder weniger Jesuiten gewesen sind. Es liegt aber eben im Wesen der Gewalt, daß sie die offenen Wege verstopft und nur die heimlichen übrig läßt, daß sie die humanen Mittel unmöglich macht und die inhumanen gegen sich beschwört. Wer im Zustande der Freiheit ungesetzlich handelt, ist ein Verbrecher, und wer als freier Mensch seine Nebenmenschen betrügt, ist ein Schurke; wer aber die „Gesetze“ der Gewalt umstößt, ist ein Befreier, und wer ihr durch „Betrug“ oder „Gewalt“ die Freiheit abringen kann, der erhält von der Partei wie von der Geschichte — „vollkommenen Ablaß“! Die despotische Gewalt ist total rechtlos, und alle Träger derselben müssen „außer dem Gesetz“ erklärt werden. Ja sie sind bei allen recht- und freigesinnten Menschen schon außer dem Gesetz, und es kommt nur noch auf die Exekution an, welche sie auch aus der Herrschaft vertreibt.

Der „gesetzliche Zustand“ Teutschlands ist nichts als ein Kriegszustand, denn wo Gewalt sich geltend macht, da ist Krieg. Der Krieg ist es auch allein, der gegen solchen

Zuſtand die Mittel darbietet. Im Krieg iſt jedes Mittel, das nicht durch Ehrloſigkeit oder Unmenſchlichkeit den Kriegsbrauch verletzt, gerecht und angemeſſen, wenn es zum Sieg verhilft. Im Krieg gilt die Liſt gegen den Liſtigen, im Krieg gilt die Hintergehung des Hintergehers, im Krieg gilt die Gewalt gegen den Gewaltigen, im Krieg gilt die Vernichtung des Vernichters. Der Krieg iſt ein Fluch und die Menſchheit wird einſt von dieſem Fluch befreit ſein, aber, ſo lang unſere Feinde ihn nothwendig machen, wäre es Selbſtverrath, den Sieg zu opfern, weil er nur durch die Mittel des Kriegs errungen werden kann; die Gewalt iſt ein Fluch, und die Menſchheit wird einſt von dieſem Fluch befreit ſein, aber, ſo lang unſere Feinde ſie nothwendig machen, wäre es Selbſtverrath, den Sieg zu opfern, weil er nur mit den Mitteln der Gewalt errungen werden kann! Die Alten dehnten dieſe Grundſätze ſo weit aus, daß ſie z. B. den Tyrannenmord für Pflicht und Verdienſt erklärten. Sie gingen von der Anſicht aus, daß, ſo lang es noch Tyrannen gebe, es auch noch Mörder für ſie geben müſſe. Wir ſcheinen von der Anſicht auszugehen, daß, ſo lang es noch Tyrannen gebe, es auch noch Sklaven für ſie geben müſſe. Wir brauchen von den Alten die Mörder nicht zu übernehmen, aber ſo lang wir unſere „Geſetzlichkeit" vor ihnen voraus haben, werden uns ihre Tyrannen, wenn auch in moderner Geſtalt, niemals fehlen.

Fragt euch in Teutſchland, auch ihr Konſtitutionellen fragt es euch, was ihr durch die Siſyphusarbeit auf eurem „geſetzlichen Wege," was ihr durch euer langweiliges Feilſchen um die ausgemachteſten Dinge, was ihr durch das ewige loyale Wiederkäuen veralteter Forderungen errungen habt? Es läßt ſich zugeben, daß ihr das Rechtsbewußtſein des Volkes innerhalb einer engen Sphäre wach erhalten habt, aber was habt ihr an wirklichen Rechten gewonnen? Nichts, gar nichts!

Ihr habt euch verhöhnen lassen über eure Anstrengungen, ihr habt euch strafen lassen für euren guten Willen! Das ist es, was euch von Seiten der Gewalt zu Theil geworden. Ich behaupte darum aber nicht, daß ihr nichts für die Zukunft gethan, im Gegentheil, die Vergeblichkeit eurer Arbeit ist eben eine Brücke, eine nothwendige Brücke in die Zukunft gewesen; aber indem man euch dieß zugibt, müßt ihr eurerseits auch zugeben, daß diese Zukunft — die Revolution ist.

Ihr habt das Rechtsbewußtsein des Volkes innerhalb einer engen Sphäre wach erhalten, sage ich. Dieß ist ein großes Verdienst. Aber es gilt jetzt, die Sphäre des Rechtsbewußtseins über den euch eingeräumten Kreis hinaus zu erweitern und der Zukunft durch entschiedenere Mittel vorzuarbeiten. Das ist es, was ihr jetzt wünschen und, so viel ihr könnt, unterstützen müßt.

Welche Mittel stehen uns dabei zu Gebot? Sollen wir auf die Straße rennen, die Sturmglocke läuten und „Revolution!“ schreien? Nein, wir werden keine Thorheiten und keine Kindereien begehen. Wir wissen ganz genau, daß sich eine Revolution nicht machen oder bestellen läßt; wir wissen, daß sie bei zufälligen Anlässen sich von selbst macht oder von der Reaktion gemacht wird; wir wissen auch, daß Teutschland schwerlich eher die Faust erheben wird, als bis ein Anstoß von Außen kommt. Aber was wir thun können, ist dieß: wir können dem bethörten Volke die Nothwendigkeit der Revolution zum Bewußtsein bringen; wir können durch politische Aufklärung und Verbreitung entschiedener Gesinnungen die Revolution beschleunigen; wir können durch Vermehrung der Anhänger der Revolution derselben von vorn herein einen unblutigern Verlauf sichern; wir können uns der künftigen Früchte der Revolution vergewissern, indem wir

möglichst frühzeitig uns ein bestimmtes Bild der Zukunft entwerfen, und die Fahne entfalten, um welche wir uns zu schaaren haben. Auf welche Weise können wir dieß? Wir können es durch die Presse! Durch welche Presse? Durch die auswärtige! Eure verjagten Schriftsteller sind es zunächst, welche die Leuchtkugeln auf den finstern Weg zu einer lichtern Zukunft werfen müssen. Wo das Recht im Innern nicht mehr zu Wort kommen konnte, da ist es immer die Emigration gewesen, welche das heilige Feuer der Freiheit am Flammen erhielt und es später in die Heimath zurückbrachte. So wird es mit Polen, so wird es mit Teutschland gehen. Unsere Emigration wird sich noch bedeutend mehren; die Reaktion hat ihren Gipfelpunkt noch bei Weitem nicht erreicht und es werden sich noch Viele von ihren Fängen ins Ausland retten. Ihr da drinnen werdet noch so stumm gemacht werden, wie die Fische; ihr werdet gefesselt werden an allen Gliedern; dumpf und schwül bis zum Ersticken wird sich die Wetterwolke der Reaktion auf euch lagern, still wird es sein, wie die Windstille des Meers, und selbst die Angst wird das Klopfen ihres Herzens zu unterdrücken suchen, um keine mißliebige Störerin bei der Todtenfeier der Freiheit zu werden. So wird es sein! Dann aber wird, durch die Geschoße von Außen her zerrissen, die Wolke zu zittern beginnen, der Donner wird durch ihre Kammern rollen, die Blitze der Revolution werden sie durchzucken, blutiger Regen wird sie erleichtern, die reine Himmelsluft wird durch ihre Lücken, das Sonnenlicht durch ihre Risse dringen, die Schwüle wird sich verlieren, die Brust athmet wieder frei, die Hymne der Freiheit erschallt hinter den flüchtenden Fersen ihrer Feinde und —

Teutschland hat einen gesetzlichen Zustand errungen!

5. Aufforderung.

Welches wird der politische Zustand Teutschlands sein, wenn es frei geworden! Diese Frage ist gleichbedeutend mit derjenigen, um welche Fahne wir uns zu schaaren haben, wenn wir die Freiheit wirklich erringen wollen.

Unter den Liberalen Teutschlands gibt es drei Fraktionen:

1) die Konstitutionellen,
2) die Republikaner,
3) die Kommunisten.

Die Konstitutionellen sind bis jetzt am zahlreichsten, dann kommen die Kommunisten; zuletzt — kommen die Republikaner!

Im Namen der Freiheit, im Namen der Menschheit frage ich zuerst die Konstitutionellen: Ist es eurer Vernunft nicht möglich, einzusehen, und euerm Muth nicht möglich, zuzugeben, daß euer Konstitutionalismus durch und durch eine Halbheit, eine Lüge, ein Nonsens ist? Ist es wirklich eure Ueberzeugung, daß die politische Zukunft der Welt auf der „Volksvertretung" von Gottes Gnaden werde erbaut werden? Ist es auch nur eure Ueberzeugung, daß es noch Zeit sei, in Teutschland ein konstitutionelles Leben, etwa in englischer Weise, als Uebergangszustand zu schaffen? Ist es euere Ueberzeugung nicht, wohlan, so fordere ich euch auf, euch ein probehaltiges Bekenntniß zu bilden und euch stillschweigend mit — den Republikanern zu vereinigen.

Sodann frage ich die Kommunisten: ist es eurer Vernunft nicht möglich, einzusehen, und eurer Ehrlichkeit nicht möglich, zuzugeben, daß eure Lehre in den Hauptpunkten eine unausführbare Theorie ist und eure „Aufhebung des Staates" geradezu eine Verzichtleistung auf

die praktische Umbildung unserer Zustände in sich schließt? Ist es wirklich eure Ueberzeugung, daß die Menschheit euch zulieb die Staatsformen plötzlich wegwerfen und sich in eine losgebundene „Gesellschaft" auflösen werde? Ist es euere Ueberzeugung *nicht*, so fordere ich euch auf, euch klar darüber zu werden, ob sich der Rettung aus der Unausstehlichkeit unserer gegenwärtigen Zustände ein anderer Hafen darbiete als die Republik? Ich fordere euch auf, zu prüfen, ob nicht die *wahre* Republik zu jeder „sozialen" Verbesserung Hand und Mittel biete? Ich fordere euch auf, mit praktischem Verstand diese Fragen in gewissenhafte Erwägung zu ziehen, und müßt ihr sie in republikanischem Sinn beantworten, und habt ihr in eurer Atmosphäre nicht alle Charakterkraft eingebüßt, so fordere ich euch endlich auf, alle *Sektiererei* fahren zu lassen und euch einer *Partei*, der *Partei der Republikaner* anzuschließen oder diese Partei bilden zu helfen.

Die republikanische Fahne allein ist es, welche den Entscheidungskampf der Zukunft kriegsgerecht anführen und alle wahren Freiheitskämpfer unter sich versammeln kann!

Deshalb werdet Republikaner! Der Name thut zu Zeiten viel, er thut Alles, wo es Vereinigung gilt und Vereinigung führt zum Sieg. Ich richte meine Aufforderung auch an diejenigen, welche ihr Streben durch den vagen Namen der *Demokratie* bezeichnen möchten. Indirekte Demokratie kann es auch in einem monarchischen Staate geben, — England liefert das Beispiel, — aber kann eure Vernunft, wie Rotteck es gethan, ein Prinzip machen aus der Demokratie — von Gottes Gnaden? Kann sie vollends eine englische Demokratie, neununddreißigfach variirt, sich in dem verpfuschten Teutschland vorstellen? Die Demokratie, wenn sie ehrlich und ver-

nünftig sein will, muß sich aussprechen als — Republik!

Eine Föderativrepublik, nach nordamerikanischem Styl mit möglichst direkter Demokratie für die Einzelstaaten und dem Repräsentativsystem für den Bund, zugleich aber mit möglichster Verwirklichung auch der „sozialen" Ansprüche jedes Bürgers, das wird, das muß die zukünftige Gestalt Teutschlands sein! Ein erhabenes Ziel, wahrlich werth, daß der Eine ihm seine Genügsamkeit, der Andere seine Ungenügsamkeit zum Opfer bringe! Ob wir es heute erreichen oder morgen, das ist noch nicht die Hauptsache; die Hauptsache ist einstweilen, daß wir, wenn wir es erkennen, mit allen Mitteln ihm zustreben.

Ihr, die ihr gesonnen seid, als wahrhaft Liberale zu handeln, die ihr der Sache zu lieb euch nicht an persönliche Differenzen stoßt, die ihr entschlossen seid, der Sache der Freiheit und der Menschenbeglückung treu zu bleiben, ihr ein Opfer zu bringen und ohne Wanken dem festgesetzten Ziel zuzustreben, ihr müßt, ihr werdet meine Worte nicht unerwogen verhallen lassen, ihr müßt, ihr werdet auch die Vorschläge anhören, die ich euch ferner zu machen habe.

Ich habe gesagt, daß die entscheidende Agitation der Freiheit, daß die Propaganda der Ideen unserer Zukunft von der teutschen Emigration ausgehen müsse. Nicht bloß können eure Zustände von dem freien Standpunkt des Auslandes richtiger und schärfer ins Auge gefaßt werden, sondern es wird auch allein durch die ausländische Freiheit möglich, die Wahrheit ganz und unverfälscht ans Licht zu fördern. Ihr da drinnen, die ihr schreibt mit dem Kopf im Strick, ihr werdet nie, und solltet ihr noch so viel Aufopferungsfähigkeit besitzen, dahin gelangen, der Gewalt mit Nachhaltigkeit und Kraft zu

Leibe zu gehen, oder gar das letzte Wort der Freiheit unumwunden aussprechen zu können. Ihr werdet nie im Stande sein, unter den Augen der Gewalt direkt auf die That der Befreiung hinzuarbeiten. Die Gewalt zieht ihren Strick zu, sobald ihr euch furchtbar zu machen beginnt, und erwürgt ungestört den einen Geist nach dem andern. Wir aber im Auslande, wir können ihr trotzen, wir wollen ihr trotzen, denn ihr trotzen können, heißt sie besiegen. Sagt an, wer ist bis jetzt im Stande gewesen, ihr zu trotzen, sie zur Anerkennung oder zur Ertragung der Wahrheit zu zwingen, ihr den Beweis zu liefern, daß ihre Unterdrückungsmacht eine Grenze habe? Hat sie nicht auch die kühnsten Stimmen nach und nach wieder stumm zu machen verstanden? Es ist endlich Zeit, daß diese empörende Unfehlbarkeit der Gewaltmittel gegen den Geist, welche die teutsche Reaktion selbst vor Rußland voraus hat, gebrochen und gestürzt werde.

Wenn die Liberalen sich rühren (dieß räth der Herr von Haller der Reaktion an), so versetzt ihnen einen Schlag; wirkt das nicht, so versetzt ihnen zwei; rühren sie sich dann noch immer, so versetzt ihnen so lang Schläge, bis sie am Boden liegen. Wohlan, wir müssen diese Taktik, die bis jetzt mit so viel Erfolg gegen uns angewandt worden ist, gegen unsere Feinde richten; wir dürfen es, gleich klugen Feldherren nicht verschmähen, die Kriegskunst auch vom Feinde zu lernen. Wir werden der Reaktion Schläge versetzen; sie wird uns stumm zu machen suchen, und wir werden unsere Schläge verdoppeln; sie wird gegen uns wüthen und schäumen, wir aber werden die Schläge verzehnfachen und nicht ruhen und nicht rasten, bis das Ungethüm am Boden liegt. Wer aber unsere Schläge austheilen soll, das ist der Geist, der Geist der Freiheit. Haben unsere Feinde noch

Bomben und Kanonen, so haben wir — Flugschriften, kleine, ganz kleine Flugschriften! Glaubt mir, eine einzige Brochüre ist mitunter gegen die Gewalt eine furchtbarere Waffe, als ein ganzer Artilleriepark gegen die Freiheit ist.

Man darf erwarten, daß auch die Zaghaften und Schwachmüthigen, welche ihre Hoffnung nur bei augenblicklichen Erfolgen aufrecht zu erhalten pflegen, die beschränkte Ansicht fahren lassen werden, die Schriftstellerei bringe keine entscheidende Wirkung hervor. Ihr Thoren, wollt ihr denn eine Schrift mit einem brennenden Strohwisch zusammenstellen? Erwartet ihr, daß sie im Stande sein werde, in fünf Minuten das Haus des Despotismus in Flammen zu setzen? Lernt von euern Feinden die Wirkungen, die allmäligen, aber sichern Wirkungen des freien Geistes würdigen, wenn ihr selbst sie nicht zu würdigen im Stande seid; lernt an der Angst, welche gegen ein einziges Blatt die ganze bewaffnete Macht auf die Beine bringt, die Furchtbarkeit abmessen, welche der freie Geist gegen den Despotismus besitzt. Aber es genügt nicht, einen einzelnen schnell verglimmenden Funken in die Nacht der despotischen Barbarei zu werfen; unabläßig, unermüdlich, mit eiserner Beharrlichkeit, mit verschworener Hartnäckigkeit muß sie bekämpft werden, und sie wird weichen, so wahr es ein Gesetz der Natur und ein Gesetz des Geistes gibt. Ja sie muß weichen, sie muß untergehn, wenn die Aussprüche der Geschichte keine Ammenmärchen und Männerentschlüsse keine Kinderlaunen sind.

So wie ihr euch aber gewöhnen müßt, von einer Schrift nicht wie von einer Mordwaffe augenblickliche Wirkungen zu verlangen, so dürft ihr auch nicht schwachnervig erschrecken vor dem schweren Geschütz eurer Muttersprache. Gegen unsere Feinde kann keine Sprache zu

ſtark, keine Züchtigung zu derb ſein. Es werden Zeiten kommen, wo ihr jedes Wort zu einer Bombe möchtet werden ſehen, und ihr werdet alsdann denen Recht geben, welche die Zeit nicht an Diplomatie und Halbheiten verzetteln wollten, ſondern ſchon jetzt die Dinge und Perſonen beim rechten Namen nannten. Aber ihr werdet dann auch erkennen lernen, daß ſelbſt eine Bombe, wenn ſie allein kommt, keine Baſtille zum Sturze bringt.

Sagt an, wodurch gelingt es unſern Feinden, uns ſo lang und ſo tief unter ihr Joch zu beugen; wodurch gelingt es ihnen uns ſofort wieder eine neue Feſſel anzulegen, wenn wir glaubten eine alte gelüftet zu haben? Wodurch gelingt es ihnen, ihre Macht täglich zu erweitern und die unſrige täglich zu ſchwächen? Durch drei Dinge gelingt es ihnen, die wir, zu unſerer Schmach ſei es geſagt, alle Tage im Munde führen und niemals ernſtlich zu verwirklichen ſuchen: durch Vereinigung, durch Beharrlicheit und durch Organiſation! Wir ſind Teutſche, das iſt wahr, und deßhalb iſt Schlaffheit unſer Erbtheil; aber ſind unſere Feinde nicht ebenfalls Teutſche? Iſt es denn den teutſchen Liberalen nicht möglich, dieſelbe Energie zu entwickeln, welche die teutſchen Despoten an den Tag legen? Die Despoten erreichen große Wirkungen durch bloße Winke, das iſt wahr; ihr geſchäftiges und gehorſames Dienerheer, von oben nach unten geſpornt und getrieben durch die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Lohn in Thätigkeit geſetzt, vollzieht ihre Befehle mit raſtloſem Eifer, es kommt ihren Wünſchen zuvor, erräth ihre Gedanken, belauert ihre Blicke und wird uns durch ſeine Furcht eben ſo verderblich, wie durch ſeine Gier; aber ſollen wir uns denn das ſchmachvolle Zeugniß geben, daß uns die Idee der Freiheit und der Preis der Volksbeglückung ein ſchwächerer Sporn ſei, als den Despotenknechten der Götzendienſt der Sklaverei und die

Hoffnung auf schnöden Gnadenlohn ist? Müßten wir uns dieses Zeugniß geben, so wären wir werth, zu bleiben, was wir sind, nämlich Sklaven von Sklaven.

Laßt uns jetzt endlich versuchen, mit der Freiheitspropaganda Ernst zu machen. Mein Plan ist: Organisation einer auswärtigen Flugschriftenliteratur mit Hülfe hinreichender, regelmäßiger und anhaltender Unterstützung von Seiten der teutschen Liberalen aller Fraktionen an Geld und an Thätigkeit zur Verbreitung unserer Brochüren *)

Ich will euch kurz angeben, wie sich der Plan verwirklichen läßt, denn wir können ihn ganz ruhig und offen auch der Reaktion enthüllen, da er eben so wenig das Licht zu scheuen hat, als hintertrieben werden kann. In allen Orten vereinigen sich die Liberalen und sammeln bei jeder Gelegenheit Gelder zur Unterstützung derjenigen exilirten Schriftsteller, welche für die Freiheit zu wirken ernstlichen Willen und Fähigkeit besitzen. Das Geld laßt ihr uns (nicht direkt, denn die Schurken erbrechen uns die Briefe, sondern) auf sicherem Wege zukommen, und ich, sofern es mir anvertraut wird, bürge mit meiner Ehre für dessen angemessene und wirksame Verwendung. Zugleich nennt ihr uns zuverläßige und unverfängliche Adressen, an welche wir die Brochüren der Propaganda können gelangen lassen. Diese Brochüren, welche unentgeldlich unter das Volk vertheilt werden (wir müssen den verfolgten Buchhandel möglichst aus dem Spiele bringen), sind auf luftdünnes Papier nach Art der vorliegenden und mit kleiner Schrift gedruckt, so daß sie in Briefen und kleinen Paketen ohne Unbequem-

*) Daß Zusendung von Manuscripten oder Materialien mit zu der verlangten Unterstützung gehört, versteht sich von selbst.

lichkeit und ohne Gefahr vor den Fängen der Polizei können versandt werden. Sie können so eingerichtet sein, daß sich der Vorrath für eine ganze Stadt in der Rocktasche mitführen läßt.

Für die Verbreitung der Brochüren würde auch im Ausland durch Agenturen gesorgt werden. Namentlich würde man sie in der Nähe der Eisenbahnhöfe an der Grenze (z. B. in Verviers, wo ein großartiger Zusammenfluß von Reisenden ist) durch brevetirte Ausländer, welche vor polizeilichen Machinationen gesichert wären, an die durchreisenden Teutschen verkaufen lassen. Ich habe einen solchen Versuch in Verviers mit meinem „Steckbrief" gemacht, und der Erfolg war anfänglich ganz nach Wunsch; da aber der Verkäufer, ein Kaffeewirth, kein Brevet hatte, so wurde ihm auf preußische Requisition durch die Polizei das Handwerk wieder gelegt.

Dieß ist der einfache Plan. Ihn zu verwirklichen ist weiter nichts erforderlich als Geld und die Bereitwilligkeit der Liberalen zur Verbreitung der Brochüren. Euch bei dieser Verbreitung vollständig zu sichern, wird bei einiger Vorsicht und Klugheit eben so leicht sein, wie die Verbreitung selbst; solltet ihr aber etwa durch den Sinn für „Gesetzlichkeit" euch abhalten lassen, so erkläre ich euch, daß ihr für Freiheitskämpfer total verdorben seid. Wenn die Gewalt Euch „gesetzlich" das Essen verböte, würdet ihr der Gesetzlichkeit zu lieb öffentlich verhungern, oder würdet ihr gegen das Gesetz heimlich euch satt essen? Die Antwort auf diese Frage ist die Erklärung der einfachen Pflicht, die Gewalt zur Ausübung der natürlichen und unveräußerlichen Menschenrechte auf jede nicht ehrlose Weise, die zum Ziel führt, zu „betrügen." Ein solcher „Betrug" ist kein Betrug. Ein Verbot der Gewalt kann kein Recht zum Unrecht machen, vielmehr ist die Gewalt selbst Un-

recht, und ihr Verbot ist es auch; wie sollte denn die Uebertretung ihres Verbotes ein Unrecht sein können? Die Gewalt hat keinerlei Anspruch auf Ehrlichkeit, und das Recht kann sich ihr gegenüber niemals durch seine Geltendmachung kompromittiren. So gut ihr verpflichtet seid, auch heimlich euch nach Vermögen satt zu essen, wenn man es mit einem Eßverbot auf Euer Leben abgesehen hat, so gut seid ihr verpflichtet, auch heimlich nach Vermögen die freie Sprache zu verbreiten, wenn man es mit einem Sprachverbot auf eure Freiheit abgesehen hat. Euer Recht auf die Freiheit ist eben so ausgemacht, wie euer Recht auf das Leben, und das freie Sprechen ist eben so unentbehrlich, wie das Essen. Wo steckt also der Unterschied? Glaubt mir, ich bin so wenig gleichgültig im Punkt der Ehre, wie ihr, aber ich werde Schmuggeleien, falsche Firmen und alle sonstige Mittel, welche zweckmäßig sind, ohne schlecht zu sein, und durch Irreführung der Gewalt der Freiheit dienen können, ohne sie zu schänden, unbedenklich anwenden lassen und den Ruf der Immoralität, den mir solche Handlungsweise von Seiten der reaktionären Ehrenmänner zuziehen wird, mit aller Gemüthsruhe auf meine Schultern nehmen. Auf diese Immoralität werde ich jederzeit stolz sein und mit dem Kredit mich begnügen, den ich bei wahren, d. h. freien Menschen bewahre.

Jetzt kennt ihr meinen Plan. Werdet ihr etwas für ihn thun? Daß ich ihn euch vorlege, werdet ihr das unberechtigt nennen? Ich schlage meine Fähigkeiten nicht zu hoch an und es ist nicht Eitelkeit was mir die Feder führt. Aber ich weiß, ich sehe es ja, daß Keiner von euern Schriftstellern mehr, als ich, entschlossen ist, dem Despotismus zuzusetzen und zu trotzen bis zum letzten Hauch; ich sehe es, daß ihr euch scheut, die Brücken hinter euch abzubrechen, um einen Kampf auf Leben und

Tod zu beginnen*); ich sehe, daß ihr zögert, die Hartnäckigkeit zur Regel des Wirkens und die Unversöhnlichkeit gegen die Gewalt zum Prinzip zu machen. Der Fanatismus gegen die Gewalt ist der einzige, der sich rechtfertigen läßt, und er ist eben so nöthig, wie gerechtfertigt. Der Fanatismus gegen Ansichten ist eben so unwürdig, wie unsinnig; der Fanatismus gegen die Gewalt ist eine Konsequenz der Vernunft, wie der Gesinnung. Ansichten müssen und können durch Ansichten geheilt, sie können berichtigt werden; an der Gewalt aber ist nichts zu berichtigen, sie muß vernichtet werden; vollends da, wo sie als Prinzip auftritt, wo sie als Autorität sich heiligt und von vornherein und für alle Zeiten die Frage nach der Rechtmäßigkeit ihrer Existenz absolut zum Verbrechen, wie den Gehorsam gegen ihre Befehle absolut zur Pflicht macht. Deshalb darf der Kampf gegen die Gewalt nur ein Kampf auf Tod und Leben sein und in diesem Sinn müssen wir gegen sie auftreten. Mag dann der Despotismus uns verfolgen, abschrecken darf er uns nicht; mag er uns mit Schwierigkeiten umringen, uns ermüdet zu haben, darf er sich niemals rühmen können, so lang nicht totale Hülflosigkeit uns stumm macht. Ich nehme an, daß es ihm gelingen könnte, gegen die Kühnsten selbst in der republikanischen Schweiz Bundesgenossen auf die Beine zu bringen; wohlan, wenn er sie aus der Schweiz vertreiben sollte, so bietet die stolze Freiheit Englands ihnen ihren Schutz. Gesetzt sogar, es gelänge ihm, sie über das atlantische Meer zu treiben; wohlan, jenseits des

*) Die Dichter, namentlich Freiligrath, haben ein würdiges Beispiel gegeben. Auf die Prosaiker aber kommt das Meiste an. Die Poesie kann anfeuern und den Schlachtruf erschallen lassen, aber die Prosa muß dreinschlagen und Bresche machen.

Ozeans darf er so wenig Ruhe vor ihnen haben, wie diesseits. Seht, dieß muß unser Gedanke, dieß unser Wille sein; so werden wir bleiben, so werden wir handeln, wenn ihr uns nicht vergeßt und nicht im Stiche laßt. Ohne die Mittel des Wirkens ist kein Wirken möglich. Soll die seltne, entschiedene, ganze Stellung, die in unsern Verhältnissen und in ihnen allein sich behaupten läßt, durch lumpigen Geldmangel für die Sache der Freiheit verloren gehen? Oder sollen wir, ohne in eurer Nähe das Aeußerste versucht zu haben, an der Energie eurer Theilnahme von vornherein verzweifeln und uns unmittelbar unsern Landsleuten in Amerika in die Arme werfen? Ihr dürft, ihr werdet meine Worte nicht in den Wind schlagen. Ihr müßt euern Exilirten helfen, ihr müßt ihnen die Hand reichen, um mit ihnen gemeinschaftlich der Volkssache, der Menschheitssache zu dienen; ihr müßt sie in Stand setzen, das zu thun, was ihr da drinnen nicht thun könnt. Nicht als Bettler treten wir vor euch, sondern wir fordern Euch auf als eure Befreier! Nicht Almosen des Mitleids, sondern Steuern der Gesinnung sollt ihr bezahlen. Ihr müßt kleine Opfer bringen, um denen das Fortstreben möglich zu machen, welche kein größeres Opfer kennen, als unthätig sein zu müssen im Dienste der Freiheit. Laßt euch nicht den Nerv der geistigen Verbindung mit uns durch den dummen Landkartenstrich zerschneiden, den man Grenze nennt; laßt euch nicht von der Schwachheit beschleichen, welche nur durch die Unmittelbarkeit des persönlichen Verkehrs und den Reiz des täglichen Eklats zu gemeinsamer Thätigkeit angespornt zu werden pflegt; laßt euch auch nicht durch vergebliche Versuche beim Einen oder Andern zur Muthlosigkeit verleiten. **Nicht nachgelassen!** Dieß ist das Wort, das in allen Dingen zum Siege verhilft.

Ich habe schon die Erfahrung gemacht und auch von

Andern beklagen gehört, „daß von dem Michel eher alles Andere für die gute Sache zu erlangen sei, als Ausdauer und — Geld". So spricht Jeder über den Andern, und wenn man ihn selbst auf die Probe stellt, so zeigt es sich vielleicht, daß zunächst gerade er der Michel ist. Soll denn die Schmach dieser kleinlichen Schlaffheit, Theilnahmlosigkeit und Energielosigkeit, welche sich nicht das geringste Opfer für die höchsten Güter der Menschheit abzwingen kann und sich in solchen Dingen nicht den geringsten Einfluß auf die Theilnahme Anderer zutraut, verewigt werden? Habt ihr doch Geld und Thätigkeit für euern Dombau, habt ihr sie doch für euere abgesetzten Geistlichen, habt ihr sie doch für euere Betanstalten, habt ihr sie doch sogar für die Verherrlichung eurer Despoten! Wie, und ihr solltet nichts für die Freiheit haben? Wollt ihr euch denn fort und fort sogar von den irischen Bettlern beschämen lassen? Blickt nach Amerika, wo eure Brüder in der Luft der Freiheit erstarkt sind! Für den Dr. Seydensticker haben sie in wenigen Wochen mehr zusammen gebracht, als ihr vierzig Millionen in einem ganzen Jahr für ihn beigesteuert hättet. Und doch war es hier das Mitleid, eure schwache Seite, die in Anspruch genommen wurde! Wenn aber die Hülfsquellen euers Herzens so spärlich fließen, was haben wir zu hoffen, wo wir uns an euere Köpfe wenden? Es gilt hier für männliche Zwecke mit kaltem Bewußtsein zu handeln, und auch ohne die Rührungen des Herzens Theilnahme und Willen zu bewahren! Darf man sie von euch hoffen? Darf man erwarten, daß das Feuer euerer Herzen eure Gesinnung zu stählen, nicht bloß euer Mitleid zu erweichen im Stande sein werde? In Cincinati hat sich ein teutscher Verein zu dem Zweck gebildet, demokratische Grundsätze zu verbreiten und diejenigen zu unterstützen, welche vom Despotismus verfolgt werden.

Wie? Unſere Landsleute auf der andern Seite des Weltmeers, dort in der Sicherheit des freieſten Landes der Erde, bringen Opfer zur Bekämpfung der Despoten, und ihr, denen das Joch des Despotismus den Nacken zerdrückt, ihr hättet keine Opfer für den Krieg gegen ihn.

Es iſt mir nicht möglich, anzuehmen, daß meine Aufforderung taube Ohren finden ſollte. Ihr müßt, ihr werdet beweiſen, daß ihr die Freiheit nicht bloß im Munde führen, ſondern daß ihr auch etwas für ſie thun — und am rechten Orte thun wollt. Es iſt ja ſo wenig, was wir verlangen: es iſt das Geringſte, was verlangt werden darf. Die geiſtigen Kräfte werden wir zu finden und zu organiſiren wiſſen; ſorgt ihr nur für die finanziellen. Nochmals ſei es euch geſagt: die Emigration iſt es allein, welche eurem Freiheitsgefühl die rechten Worte verleihen, das Volk zum wahren Bewußtſein bringen, und der verſtockten Harthörigkeit eurer Unterdrücker die unverfälſchte Sprache des gemißhandelten Rechtes vernehmlich in die Ohren donnern kann. Nicht diejenigen, welche daheim im engen Hafen an der Kette liegen, ſondern die draußen in den Stürmen des Exils umhergetrieben werden, können euch das wahre goldene Vließ der Freiheit zeigen und nach Hauſe bringen.

Macht euch bereit!

Ein Wort

an

das teutsche Volk und seine Treiber.

Vorwort.

„Dem Vernehmen nach" beschäftigt sich der glorreiche teutsche Bundestag mit der Frage, ob er beim Ablauf der festgesetzten Quarantainezeit für die Presse die Patientin auf preußische Manier begraben oder ihr bis auf Weiteres eine halbe Existenz schenken solle. Ich denke, wir hören auf, uns um diese geheime Werkstatt aller politischen Schurkereien teutscher Nation zu kümmern, die wir bisher mit frommer Scheu als die heilige Werkstatt unseres Schicksals betrachtet haben. Zeigen wir den geheimen Hexenmeistern in Berlin, Wien und Frankfurt, daß die Freiheit der Sprache, die sie so künstlich hinter Schloß und Gitter verwahrt zu haben glaubten, unterdeß aus dem Käfig echappirt ist und ihnen höhnend über die weisen Köpfe fliegt. Laßt ihnen einstweilen den unschul-

digen Zeitvertreib, vergeblich Ketten zu schmieden, mit denen man sie, sobald sie ihr Fabrikat fertig haben, um die tauben Ohren schlägt; laßt sie sich abmühen mit Censur und „Preßgesetz", mit Artikel 13 und Artikel 18. Wir wollen ihnen unterdeß andre Artikel vorlesen. Je mehr sie da drinnen das freie Wort verfolgen, desto „excessiver" und gewaltiger soll es ihnen von draußen über die Köpfe fahren. Hindern sie uns da drinnen, A zu sagen, so sagen wir da draußen nicht bloß A, sondern auch B, und nicht blos B, sondern gehen gleich das ganze ABC durch, vor dessen Endbuchstaben ihnen bange werden wird. Der dreißigjährige Krieg gegen den Geist, den diese Leute so unermüdlich und siegreich geführt haben, geht zu Ende. Ihre Munition ist verschossen und die unsrige stürzt aus dem vollen Arsenal. Nicht mehr mit ihnen unterhandelt! Unterwerfen sollen sie sich. Wir wollen ihnen die freie Sprache auf eine Weise auf- und abzwingen, daß sie in Sack und Asche Buße thun werden wegen der Verstocktheit, sich dreißig Jahre lang darüber zu besinnen, ob „Preßfreiheit" freie Sprache heißt oder Zensur. Nur Eins versäumt nicht: Sorgt für die Kriegskosten! — Laßt den Teller zirkuliren!

1. Verzweiflung.

„Aus den Teutschen ist nie und nimmer etwas zu machen. Sie sind und bleiben mattherzige Philister, servile Unterthanen, kopflose Kirchenläufer. Man kann mitunter, wenn sie liberale Phrasen mit scheinbarer Begeisterung nachschwatzen, sich in ihnen täuschen und die thörichte Hoffnung fassen, daß sie sich ermannen werden; aber wenn man nicht selbst ein bloßer Phrasenmacher ist, kommt man bald dahinter, daß sie, je liberaler sie schwatzen, desto weniger ernstlich gesinnt sind, ihre Worte in Handlungen zu übersetzen. Sie haben nicht bloß nicht den Willen, nein, sie haben auch nicht einmal das wirkliche Bedürfniß, frei zu sein. Sie haben höchstens das Bedürfniß, es zu scheinen. Man würde von ihnen beschimpft und verfolgt werden, wenn man im Stande wäre, sie wirklich zu befreien; im Herzen fühlen sie sich wohl in ihrer Sklaverei und sind stolz auf ihre Erniedrigung. Sie haben den Trost, daß ihre Misere national ist, und lassen mit Erhebung ihr „Nationalgefühl erstarken" — im Hundestall. Man kann nichts Besseres thun, als sie gänzlich aufgeben und vergessen; es hieße sich wegwerfen, wollte man in dieser Wüste der Sklaverei noch länger Freiheit predigen. Sie ist ihnen seit dreißig Jahren in allen Weisen und Graden gepredigt worden, und sie haben noch nicht das A, B, C davon begriffen. Möge die Zeit kommen, wo die Russen und Franzosen sich in sie theilen werden, denn das ist die Zukunft, die ihnen blüht! Göthe hatte vollkommen Recht und es liegt ein tiefer Sinn darin, daß er Chi-

nesisch studirte, als sie ihre sogenannten Befreiungskriege fochten; während sie jetzt von ihren innern Befreiungskriegen schwatzen, sollte man sich dran geben, Russisch zu studiren. Sie lassen sich lieber zu Russen machen, als daß sie sich aufraffen und ihre angestammten Blutsauger und Sklavenzüchter zum Teufel jagen. Wollen wir noch länger Freiheit predigen, so laßt uns nach China gehen, dort finden wir eher Gehör, als in dem Hundestall, den man Teutschland nennt."

In dieser und ähnlicher Weise habe ich manche verzweifelnde Freiheitsfreunde, zum Theil tüchtige Männer, die sich um die Aufklärung und Befreiung unseres Volkes keine geringen Verdienste erworben hatten, sich expektoriren hören. Sie waren mit Begeisterung an's Werk gegangen, sie hatten mit freudigen Hoffnungen fortgefahren und sie waren im Begriff, mit — Hoffnungslosigkeit aufzuhören. Diesen und allen ähnlichen Freiheitsfreunden rufe ich zu: wollt ihr die Vorwürfe, die ihr den Teutschen macht, nicht selbst in anderer Weise doppelt verdienen, so fahrt fort, wo ihr in euerm Streben aufgehört habt! Wenn Mephistopheles sagt, daß er nichts Abgeschmackteres kenne, als einen Teufel, der verzweifelt, so sage ich euch, daß ich nichts Abgeschmackteres kenne, als einen freien Mann, der verzweifelt. Das Wort Verzweiflung muß aus unserer Sprache ausgestrichen werden. Wer an der Freiheit verzweifeln kann, so lang es noch Menschen gibt, so lang sie nicht geradezu, nicht buchstäblich in Vieh umgewandelt sind, der hat keinen Begriff von der Freiheit oder keinen Begriff von der Menschheit.

Wenn es Menschen auf der Welt gibt, welche die Ausdauer eines Freiheitsfreundes ermüden können, so sind es allerdings die Teutschen; aber eben deßhalb ist es die Aufgabe der freien Teutschen, zu zeigen, daß ihre Ausdauer im Kämpfen größer ist, als die Ausdauer ihrer

Landsleute im Dulden. Von allen denen, welche den Teutschen Mangel an Energie vorwerfen, darf Keinem das Recht zugestanden werden, diesen Vorwurf von seiner Person abzuweisen, vielmehr hat er selbst den ersten Anspruch darauf.

Aber wir sind noch keine Politiker, darin liegt der Hauptgrund dieser Schwäche. Wären wir Politiker, so würden wir wissen, daß ohne jene impertinente Hartnäckigkeit, ohne jene englische Unverwüstlichkeit, welche ihr Thema selbst bis zum Ueberdruß wiederholt, welche die Menschen selbst wider ihren Willen zur Vernunft zu bringen sich vorsetzt, nie und nimmer ein großer Umschwung in der Geschichte bewirkt worden ist; sonst würden wir wissen, daß die Vernunft und das Recht eine zwingende Gewalt besitzen, welcher kein Schädel und wäre er noch so hart, keine Apathie und wäre sie noch so groß, auf die Dauer widerstehen kann; sonst würden wir wissen, daß eine todte Masse von vierzig Millionen, auf welcher so lange Jahre der Unsinn und der Despotismus umhergetrampelt haben, nicht in einem einzigen Frühling hinreichend aufgelockert und befruchtet werden konnte, um sich sofort mit Wald und Korn zu bedecken; sonst würden wir wissen, daß, je länger Anstrengung erforderlich ist, unsere Landsleute aus Philistern und Träumern in Menschen und Männer umzuwandeln, desto lohnender einst der Erfolg, desto gründlicher einst die Besserung sein wird nach der beispiellos gründlichen Aufwühlung der teutschen Natur.

Ihr, die ihr so schnell verzweifelt, wenn ihr euch gewissenhaft prüft und aufrichtig euer Inneres enthüllt, so werdet ihr eingestehn, daß ihr entweder keine Männer der That seid, die ihre Lebensaufgabe in der Verfolgung des proklamirten Ziels erblicken, oder daß ihr verkehrte Mittel zum Zwecke wählt, oder daß ihr ohne jene Men-

schenkenntniß handelt, welche, auf vergebliche Anfangsversuche gefaßt, ihre Berechnungen sofort wieder auf entscheidendere Momente ausdehnt, oder daß ihr — an getäuschter Eitelkeit laborirt. Es gibt in der That solche Freiheitsfreunde, welche, durch rasche persönliche Erfolge verleitet, allein die Entscheidung herbeiführen zu können glaubten und dann unmuthig auf die Seite gingen, wenn nicht fortwährend Alles im Sturmschritt sich hinter ihre Fahne drängte; es gibt wieder Andere, welche sich beleidigt fühlen, wenn sie nicht fortwährend Gegenstand der Aufmerksamkeit sind, die sie durch einen glücklichen Wurf erregt hatten, obschon sie sich nicht bestreben, solcher Aufmerksamkeit fortwährend würdig zu bleiben. Wer sich bloß ein Bischen berühmt machen will und sich dann durch beleidigte Eitelkeit vom Weg des Freiheitsstrebens verdrängen läßt, dem sage man, daß man es weiß, es sei ihm nur um seine kleine Person zu thun gewesen. Keiner bilde sich ein, daß er allein den Ausschlag geben könne; noch weniger erwarte Einer, daß das Volk sich seiner noch erinnern werde, wenn er nicht fortwährend dem Volk zur Seite steht. Wer die Prätension hat, sich wegen eines glücklichen Koups im Dienst der allgemeinen Sache gleichsam von der Volksgunst mit vollem Gehalt pensioniren oder in Ruhestand versetzen zu lassen, der verdient vom Volk sobald als möglich vergessen zu werden; und wer überhaupt nur der Volksgunst wegen wirksam ist, dem ist es recht, wenn er durch die Wandelbarkeit derselben für seine Prinziplosigkeit bestraft wird. Allerdings ist es lohnend und ermuthigend, wenn wir in der Sympathie, die wir bei der Masse finden, einen Maßstab für die Wirksamkeit unserer Bestrebungen erblicken können; aber es wäre kleinlich und im höchsten Grad unwürdig, wenn wir von fremder Sympathie für unsere Personen unsere eigene Sympathie für die all-

gemeine Sache abhängig machen wollten. Sind unsere Ueberzeugungen einmal auf die Erreichung eines rechten Ziels gespannt, so dürfen wir uns weder durch Beschränktheit noch durch Gleichgültigkeit, weder durch Neider noch durch Quertreiber, ja wir dürfen uns selbst dann nicht irre machen lassen, wenn die Verkennung und Verhöhnung derer, welche wir als unsere Freunde und Mitstrebenden angesehen, uns statt Anerkennung und Sympathie zu Theil werden sollte. Und fiele es der ganzen teutschen Nation ein, uns heute zum Lohn für unsern guten Willen anzuspeien, so müßten wir ihr morgen so viel derber auf das Maul schlagen; sie würde uns übermorgen nicht mehr anspeien, sondern anhören und, wenn wir ihr das rechte Wort offenbarten, es auch annehmen. Nicht nachgelassen! Ich wiederhole dies einfache Wort, welches selbst in ungerechten Dingen zu Erfolgen, in allen gerechten aber so sicher zum Sieg verhilft, wie der Frühling den Winter verdrängt. Es gibt so viele Dinge, mit denen wir uns lange Zeit abmühen, die uns aber, sobald wir dahinter gekommen sind, so einfach wie möglich erscheinen. So ist es auch mit der Revolution und der Republik. Selbst der teutsche Philister wird dahinter kommen, und sobald wir ihn soweit bringen, hat er aufgehört, teutscher Philister zu sein.

2. Revolution.

Wenn wir nicht nachlassen, bringen wir es, wie gesagt, sogar dahin, den teutschen Philister zur Revolution und Republik zu bekehren. Zur Revolution bekehren? Ja, die meisten unserer teutschen Politiker sind so sehr Leute der Bedenken und der Ueberlegung, daß man sogar die Revolution erst zum Gegenstand der Doktrin für sie machen muß, ehe sie Gegenstand der That für sie wird. Wenn aber nur eine Ohrfeige einem Menschen

helfen kann, so darf man sich nicht verdrießen lassen, ihm sogar Vorlesungen über die Wissenschaft der Ohrfeige zu halten, im Fall dies das Mittel ist, ihn dazu zu bewegen.

Revolution! Ihr erschreckt, ich weiß es, wenn ihr das Wort nur nennen hört. Man hat durch wohlberechnete Erziehung, man hat durch bezahlte Skribenten euch von Jugend auf eine so heilige Scheu vor „Gewaltmitteln" der „getreuen Unterthanen" gegen die „von Gott eingesetzte," „angestammte Regierung" eingeflößt und euch die Gräuel der Revolution, namentlich der großen französischen, als so kolossale Volksverbrechen vorgemalt, daß ihr bei dem bloßen Gedanken, den Druck, unter welchem ihr leidet, euch auf anderem Wege, als dem Weg „allerunterthänigster Petitionen", vom Halse zu schaffen, schon in loyales oder moralisches Zittern verfallt. Besinnt euch und ermannt euch! Ihr kommt bei geringem Nachdenken dahin, einzusehen, daß ursprünglich und rechtlich nicht eine unbekannte Größe über den Wolken, sondern das Volk selbst sich seine Regierung eingesetzt hat und einsetzen muß; daß diese Regierung ihrer ursprünglichen und rechtlichen Bestimmung gemäß nur den Willen des Volkes, nicht ihren eigenen auszuführen hat; daß sie ihr Mandat wie ihr Recht aufgibt, wenn sie statt des Volksinteresses ihr eigenes Interesse verfolgt, statt des Volkswillens ihren eigenen Willen durchzusetzen sucht; daß eine Regierung, welche sich dem Volke entgegenstellt, aufgehört hat, die Regierung oder Dienerin, und angefangen hat, die Feindin und Ausbeuterin des Volkes zu sein; daß das Volk aber nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht hat, seine Feinde, mögen sie innere oder äußere, mögen sie „angestammte" oder aufgedrängte sein, auf jede dienliche Weise, also nöthigenfalls mit Waffengewalt, unschädlich zu machen und weg-

zuschaffen. Dieß Recht ist eben so einfach und natürlich, wie das Recht, meinen Verwalter wegzuschicken, wenn er mein Eigenthum schlecht verwaltet. Bekanntlich greifen die Völker, weil die Gesammtkraft ihres Widerstandes nicht organisirt und selten auf den rechten Punkt vereint ist, in der Regel nicht eher zu jenem äußersten Mittel, als bis sie auf das Aeußerste gedrängt sind und ein zufälliger Anstoß den zerstreuten Zorn um einen geeigneten Mittelpunkt sammelt; aber hieraus auf die Unrechtmäßigkeit des Mittels zu schließen, wäre eine sehr konfuse Logik. Ueber dem Volkswillen gibt es für das Volk kein Recht und keinen Richter; es kommt also nur darauf an, daß der Volkswille sich zu einer That zusammenrafft, so ist diese That für das Volk eine rechte. Und könnte ein einzelner Mensch oder ein Regiment Soldaten der Gesammtheit die Mühe einer Befreiungsthat abnehmen, z. B. einen Tyrannen gefangen nehmen, um die Republik zu proklamiren, und das Volk billigte diese That, so wäre sie eine Volksthat und eine Volkswohlthat. Denkt an Athen, wo vor nicht langer Zeit ein Haufe entschlossener Soldaten in wenigen Stunden einem treulosen König die versprochene Konstitution abzwang. Wären die Berliner Athenienser, sie hätten ihrem „angestammten" Phrasenmacher schon längst praktischen Unterricht im Worthalten gegeben. Sie können ihr Versäumniß wieder gut machen, wenn sie bei passender Gelegenheit dafür sorgen, daß das Volk in Zukunft sich nicht mehr um das Worthalten oder Nichtworthalten gekrönter Personen zu kümmern hat.

Ein einziger günstiger Moment und ein umsichtiges Wagestück entschlossener Männer *) kann plötzlich ein ganzes Volk zum Bewußtsein darüber bringen, daß sein Fuß unbewußt schon lang die Grenzlinie eines freien Zustandes

*) Denkt an die eben so unerwartete als rasche Revolution in Genf!

ſtreifte, während es geglaubt hatte, noch in der Mitte des Gebiets der Gewalt zu ſtehen. Dieß wiſſen die Gewalthaber, und ſollten ſie auch ihr „Haupt ruhig in den Schoß jedes Unterthans legen," mitunter beſſer als die Völker, und ſehr bezeichnend gab die aus dieſem Bewußtſein hervorgehende Dispoſition zum Nachgeben jener gebietende Herr zu erkennen, der, als er durch ſeinen Despotismus Unruhen erregt, dieſelben aber bei der Unentſchiedenheit der Oppoſitionshäupter wieder beſchwichtigt hatte, auch die ſpätern „loyalen" Forderungen derſelben mit den offenen Worten abwies: „vor acht Tagen hatte ich das Herz in der Hoſe, da hätten Sie machen können, was Sie wollten; jetzt iſt es wieder zu ſpät für Sie und jetzt erlangen Sie gar nichts."

Revolution! Eine Revolution iſt weiter nichts, als die naturrechtliche Selbſthülfe der Völker gegen die Hartnäckigkeit des im geſchichtlichen Verlauf angeſammelten, des ſogenannt „hiſtoriſchen" Unrechts. Deshalb hat auch noch niemals eine Revolution Unrecht gehabt, und je mehr Unrecht ſie entfernt oder für die Zukunft verhütet, je radikaler ſie alſo die Wurzel des Unrechts ausreißt, nicht bloß aus den Einrichtungen, ſondern auch aus den Gedanken der Bürger, deſto wohlthätiger, deſto nachhaltiger, deſto glorreicher iſt ſie. Damit ſie dieß aber könne, iſt es nöthig, daß ihre Ideen zeitig in den Köpfen der Staatsbürger ſich feſtſetzen, daß man zeitig weiß, was man nach dem Umſturz eines Zuſtandes an die Stelle gründen will. Wodurch gingen die Früchte der franzöſiſchen Revolution großen Theils wieder verloren? Dadurch, daß ihre Hauptideen erſt inmitten des Getümmels auftauchten, daß dieſelben nicht ſchon vorher allgemein in den Köpfen Wurzel gefaßt hatten, und daher wieder abſtarben, ehe ſie feſtwachſen konnten. Man hatte mit den

Ideen einer royalistischen Konstitution angefangen und wurde unwillkürlich bis zur Republik gedrängt. Hätte der Republikanismus von vorn herein in den Köpfen gesteckt, so wäre er später nicht wieder durch den Royalismus verdrängt worden. Die Teutschen nun sind gründlicher und bedächtiger als die Franzosen. Bei ihnen konnte man sich Zeit nehmen, die Köpfe zu bearbeiten, ehe die Arme in Bewegung kommen. Es ist daher zu hoffen, daß die teutsche Revolution, in Gedanken gehörig vorbereitet, einst in der That eine radikale sein werde.

Revolution! Ihr werdet sagen, eine Revolution könne nicht ohne Verwirrung und Blutvergießen ablaufen. Aber läuft denn ein Krieg ohne Verwirrung und Blutvergießen ab? Und gelobt ihr nicht jeden Augenblick, euch für eure „angestammten" Despoten todtschießen zu lassen, wenn ein auswärtiger Feind ihnen nahen sollte? Also im Dienst eurer Despoten scheut ihr das Blutvergießen nicht, und ihr scheut es im Dienst eurer Freiheit, eurer Ehre, eures Glücks? Ihr erlaßt an allen Enden Adressen an die Schleswiger und versprecht ihnen, daß ihr Gut und Blut für sie einsetzen wollt. Es ist ganz löblich, daß ihr ein Stück des teutschen Volks nicht beliebig wollt vererben und umtaufen lassen; aber ist euch denn die Bedingung von Allem, also auch die Bedingung der schleswig'schen Integrität, nämlich die innere Freiheit und Souveränetät des teutschen Volks, welche eben so wenig nach geheimen als nach „offenen Briefen" gekrönter Disponenten zu fragen hat, weniger werth und wichtig, als die bloße Entscheidung eines auswärtigen Handels, welcher, wie ja auch eure „Befreiungskriege" gezeigt haben, eure innere Freiheit unentschieden läßt? Scheut ihr im Innern das Blutvergießen nicht, wenn es nicht zu umgehen sein sollte, so habt ihr es auswärts nicht mehr nöthig, denn ein freies Volk ver-

schafft sich Achtung auch ohne Krieg; wollt ihr aber bloß nach Außen dienstfertige Helden sein, so bleibt ihr im Innern gemißhandelte Sklaven. Jedes Bajonnet, das ihr gegen die Brust eurer innern Feinde richtet, wird tausend Bajonnette im Arsenal halten, die ihr jetzt tagtäglich gegen das Ausland und gegen eure freigesinnten Brüder richten müßt. Wenn es also die Scheu vor dem Blutvergießen ist, was euch die Revolution verleidet, so sollte grade diese Scheu euch zu Freunden der Revolution machen helfen.

Revolution! Ihr sagt, die Revolution entfessele die Leidenschaften und könne, indem sie das Unrecht zu Boden schlage, zugleich sich selbst nicht frei von Unrecht halten. Abgesehen davon, daß es beim Gelingen und den Erfolgen einer Revolution auf das Einverständniß der intelligenten Majorität über die Hauptpunkte und auf die leitenden Häupter ankommt, will ich eurer moralischen oder humanen Gewissenhaftigkeit bloß ein Paar Fragen vorlegen. Wenn ihr einen Blick auf den jetzigen Zustand des Volkes werft, wenn ihr diese Millionen von Sklaven betrachtet, die keine Miene ohne Erlaubniß der Polizei verziehen dürfen und noch dazu am Hungertuch nagen um weniger Unterdrücker willen, wenn ihr an alle die gemarterten Opfer des gewissenlosesten Despotismus, der nichtswürdigsten Justiz, der unmenschlichsten „Gesetze", der unsinnigsten Einrichtungen denkt, wenn ihr diesen ganzen, durch und durch korrumpirten und unnatürlichen Zustand eurer staatlichen Gesellschaft von einem freien Standpunkt aus gewissenhaft ins Auge faßt, so frage ich euch, ob es moralischer sei, diesen Zustand zu dulden, oder ihn selbst durch die härteste Kur ausrotten zu helfen? Ich frage euch, ob es humaner sei, das wirkliche und unverschuldete Unglück von Millionen bestehen zu lassen, oder bei der Beglückung derselben das mögliche und verschul-

dete Unglück von Hunderten zu riskiren? Kurzum legt alle Möglichkeiten einer Revolution in die eine Waagschaale und alle Wirklichkeiten eurer Zustände in die andere und dann seht zu, welche steigt, welche sinkt. In der That, wenn eure Revolution die schrecklichste der Welt werden sollte, sie wäre immer nur ein kleiner Einsatz für das große Loos, welches in der Abschüttelung eurer jetzigen Unterdrücker und Blutsauger bestände.

Revolution! Es gibt noch andere Bedenken, nicht gegen die Revolution, sondern bei derselben. Aber diese Bedenken ins Auge zu fassen, ist es noch Zeit, wenn die Tage des Handelns gekommen sind. Nur ein Punkt mag noch berührt werden, in welchem ihr mit euern Feinden so thöricht übereinzustimmen pflegt. Eure Feinde sagen es euch vor und ihr betet es nach, daß ihr nämlich durch Widerstand euer Loos nur verschlimmert und daß man „die Zügel um so straffer anziehen werde", je mehr ihr euch davon zu befreien sucht. O ihr weisen Herrn, die ihr die „Zügel" in den Händen habt, thut uns den Gefallen, sie so straff anzuziehen, wie eure Kraft und euer Muth es nur irgend möglich macht. Einen bessern Dienst könnt ihr uns gar nicht leisten. Ich will euch ein „ehrliches" Wort sagen, denn ich weiß, ihr liebt die Ehrlichkeit sehr, und ich weiß zugleich, daß unsere gerechte Sache, ihres Siegs gewiß, keine Offenheit zu scheuen hat, ja daß sie ihren Operationsplan dem Feind ohne Gefahr überliefern kann. Das „ehrliche" Wort lautet: ihr seid verloren, wenn ihr die Zügel schießen laßt, und ihr seid doppelt verloren, wenn ihr sie noch straffer anzieht. Ich wiederhole, was ich euch schon früher gesagt: ihr habt blos die Wahl, ob ihr ohne Sieg leben oder ohne Sieg sterben wollt. Jede Konzession, die ihr uns macht, bietet uns die Mittel, weitere Konzessionen zu erringen; jede Konzession, die ihr uns verweigert, ist ein Nagel

an eurem Sarge. So stellt sich das Verhältniß. Es anders zu gestalten, habt ihr keine Macht. Mögt ihr euch noch so übermüthig geberden, mögt ihr uns noch so hochnasig verhöhnen, mögt ihr noch so weitsehende Berechnungen über eure Zukunft anstellen, wir lachen im Stillen darüber und notiren ruhig euer „Haben" in das „Soll". Euch rettet nichts, gar nichts mehr, weder euer Herrgott, noch euer Teufel, weder euer Landrecht, noch eure Soldaten, weder eure Schlauheit, noch eure Dummheit. Das Räthsel eures Schicksals ist so einfach geworden, wie ein Regel-de-Tri-Exempel, und während ihr es durch tausend politische Rechenmeister in den Nimbus eines Zauberstücks zu hüllen sucht, laufen euch schon die Kinder auf der Straße mit der Auflösung nach und rufen Revolution! O, man wird mitunter fast von einem großartigen Bedauern angewandelt, wenn man sieht, wie blind die hohen Herrschaften und die politischen Hexenmeister ihrem Schicksal in den Rachen rennen! Da berufen sie „Generalsynoden" und geben sich das Ansehen, ihren „uralten Glauben" für ewige Zeiten neu auflegen zu können, während ihnen die Ungläubigen schon massenweise aus den Kirchen rennen und die freie Menschenvernunft hochleben lassen. Da überlegen sie in ihrer zarten Gewissenhaftigkeit, ob sie der geknebelten Presse auch noch die Gurgel zuschnüren oder die Nase verriegeln sollen, während ihnen die Sprache von 1789 schon um die tauben Ohren braust. Da besinnen sie sich mit großer Kopfanstrengung in geheimen Berathungen, ob an den Thüren ihrer Provinzialständesäle die Schlüssellöcher mit Wachs oder mit Thon zugeklebt werden sollen, während die Republik sich auf dem offenen Markt schon den Platz aussucht, wo sie ihre Tribüne errichten wird. Da schreit ein blinder König, dem der krumme Rücken seiner hündischen Höflinge zum Maßstab für die Beurtheilung der

Volksstimmung dient, mit kindischem Trotz: „ich bin ein mächtiger Herr", und schreit es sogar „ungern", während unter seinem Palast schon die Mine gegraben ist, die ihn in die Luft sprengen wird. So tappen sie von allen Seiten mit verbundenen Augen in ihr Verderben, ihr Verderben auch dann, wenn ihre Blindheit eine simulirte sein und ihre ganze Zögerungspolitik, den einstigen Fall voraussehend, nur darauf ausgehen sollte, wenigstens die Galgenfrist zu verlängern.

Wie gesagt, man könnte euch bedauern, wenn man nicht die Nothwendigkeit erkennte, euch etwas Anderes zu thun. Man bedauert nicht den schöngefleckten Tiger, wenn man mit der Schutzwaffe in seinen blutdürstigen Rachen zielt, sondern freut sich höchstens auf sein Fell. Reißt ihn nur auf, euren lechzenden Rachen, der schon so manches Opfer verschlungen hat; zeigt uns nur eure grinsenden Zähne, an denen das unschuldige Blut von Tausenden klebt; brüllt uns nur an mit eurem Wüstengebrüll, womit ihr so lang die stumme Angstwüste eures „Staates" beherrscht habt. Der Schrecken vor euch hat sich gelegt und kalten Blutes wird die sichere Waffe nach euch gerichtet!

Ja, meine Herren, der schwere Hammer, der eure Stunde schlagen wird, hat schon begonnen, sich zu heben, und das große Uhrwerk der Geschichte läßt schon sein präludirendes Knacken vernehmen. Jener Hammer schlägt nicht so schnell und pünktlich, wie die Uhren eurer dressirten Kirchen, deshalb quälen wir uns nicht mit der Berechnung, ob er heute schlagen wird oder morgen. So viel wissen wir, daß dieser Hammer, wenn er sich einmal hebt, eine große, eine entscheidende Stunde schlägt!

Ja, meine Herren, eure Manöver und Wasserkünste, womit ihr den Strom der Geschichte in ein neues Bette zu leiten gedachtet, sind erschöpft und über die Maßen

lächerlich geworden. Der anschwellende Strom drängt schon mit Macht in seinen natürlichen Lauf hinüber, und wenn der geschichtliche Strudel, den ihr durch eure Wehren und Ableitungen so lang und so eifrig zu bilden gesucht habt, und der jetzt noch verstohlen seine Wirbel zieht, erst seinen rechten Trichter gefunden hat, so wird er euch Alle jählings in die Tiefe hinabreißen, und während er eure obstinaten Köpfe da unten an den Felszacken des Abgrundes zerschmettert, wird er die Fetzen eurer mittelalterlichen Zöpfe und die Splitter eurer goldenen Sessel spielend über die tanzende Oberfläche jagen, um der triumphirenden Welt doch noch zu zeigen, wo ihr geblieben seid.

3. Republik.

Ich schreibe nicht für Leute, die nicht mehr belehrt und nicht mehr angeregt zu werden brauchen, deshalb unterlasse ich es auch nicht, mit zwei Worten zu sagen, daß die Republik, die wahre Republik ein Staat ist, der die Gleichberechtigung aller seiner Bürger zur Grundlage und das möglichste Glück jedes Einzelnen zum Zweck hat, ein Staat, in welchem die Regierung nicht aus „angestammten" Gewaltmenschen oder vergötterten Despoten, sondern aus den besten Bürgern besteht, die von ihren Mitbürgern von Zeit zu Zeit zur Besorgung der allgemeinen Angelegenheiten gewählt werden, ein Saat also, in welchem die Bürger frei und nach eigner Einsicht und nach eignem Bedürfniß ihren Haushalt ordnen und ihre Menschenrechte ausüben. In einer Republik gibt es also keine Herren und keine Knechte, kein Vorrecht und keine Rechtlosigkeit, keine Hoheit und keine Niedrigkeit. Dieß, ihr teutschen Bürger, ist so ausgemacht, wie es einfach ist, und wenn ihr nach Amerika geht, so könnt ihr

das größtentheils verwirklicht sehen. Dort kann jeder Bürger, und wäre er hinter der Hecke geboren, Präsident des Landes werden, wenn er die innere Tüchtigkeit dazu besitzt; dort hat das Volk keine Götzen und Müßiggänger zu ernähren, wie ihr sie an euren vierunddreißig Höfen füttert; dort braucht der Bürger sich nicht die besten Jahre seines Lebens in der Soldatenjacke zum Unmenschen erziehen zu lassen, um, wie ihr, die Sklaverei seiner Mitbürger zu bewachen; dort braucht der Arme nicht seinen Schweiß zur Aufbringung ungeheurer Staatsausgaben zu vergießen, wie ihr sie zur Erhaltung stehender Heere und unzählbarer Königsdiener herbeizuschaffen habt; dort braucht das Bedürfniß nach Besserung der Zustände nicht auf die Laune oder Gnade entmenschter Popanze zu warten, sondern es macht sich geltend, sobald es eine hinreichende Zahl von Anhängern gewonnen hat; dort thut der Bürger, was nach der allgemeinen freien Ueberzeugung recht ist, und wird zu nichts gezwungen, was überflüssig ist; mit einem Worte, dort gewährt der Staat dem Bürger die größtmögliche Freiheit und das größtmögliche Recht für die wenigste Last und das wenigste Geld. Und sind dort auch die sogenannten sozialen Uebel nicht alle geheilt, so besteht wenigstens die Freiheit, sie zu heilen, abgesehen davon, daß die drückendsten sozialen Uebel, an welchen wir leiden, dort durch die Verfassung von vorn herein abgeschnitten sind.

Wenn einer eurer Fürsten, vor denen ihr zittert und den Staub küßt, die Straßen Nordamerika's beträte, nicht der ärmste Karrenschieber würde auch nur die Mütze vor ihm lüften, und der ärmste Karrenschieber schlüge ihn hinter seine majestätischen Ohren, wenn er ihn schief anzublicken wagte.

Nun fragt euch, ob nicht der geringste Amerikaner eine ganze Bergeshöhe höher steht, als der Angesehenste unter

euch gehorsamen Unterthanen, die ihr solche einfache Begriffe von Menschenrecht in der offiziellen Sprache Jakobinerthum nennt, die ihr gesenkten Blickes von „des Königs Majestät" schwatzt, die ihr hündisch um die nichtigen Almosen der „allerhöchsten Gnade" bettelt und vor dem „allergnädigsten Landesherrn," der vielleicht einen Platz im Zuchthaus verdiente, „ersterbi" als „allerunterthänigste Knechte." Wahrlich, Alles in Allem genommen, gibt es keinen verächtlicheren Menschen in der Welt, als einen Royalisten. Glaubt er an die „Majestät" eines andern Menschen, so ist er ein gedankerloser Sklave; glaubt er nicht daran und erkennt sie doch an, so ist er ein feiger Heuchler. Von Menschenwürde und Menschenrecht hat er in allen Fällen keinen Begriff. Und für diese Verächtlichkeit könnt ihr euch sogar begeistern? Schämt euch bis in die Nieren!

Wenn ihr in euch geht und wenn nur noch ein Funke von Menschenwürde euch belebt, so werdet ihr euch selbst nicht begreifen, werdet es unerklärlich finden, wie euch die Erniedrigung, die Entmenschung so zur andern Natur hat werden können. Ihr werdet euch entsetzen über die verrätherische Macht der Gewohnheit und Erziehung, welche euch vor Menschen in den Staub wirft, von denen ein Republikaner, d. i. ein freier Mann, auch nicht einmal seinem Hund ungestraft ein Härchen krümmen ließe.

Es ist erklärlich, wie in finstern und rohen Zeiten einzelne Menschen die Gewalt, welche ihnen entweder von ihren Stammgenossen zu bestimmten Zwecken übertragen war, oder welche sie mit Hülfe ihrer Gesellen über Fremde errungen hatten, zur Sicherung ihres Einflusses und ihrer Stellung mit Mährchen umgeben, an „göttlichen" Schutz anknüpfen und nach und nach zu einer „göttlichen" Filialrolle benutzen konnten. Auch ist es erklärlich, wie später diese Rolle kultivirt, sogar „wissenschaftlich" begründet und

mit einem vollständigen System des erhabensten Unsinns umgeben werden konnte. Nicht erklärlich aber ist es, wie im Scheine des Lichtes, das aus dem Brande der königlichen Baracken früherer Zeiten in unser Jahrhundert herüberscheint, wie inmitten der Aufklärung, welche die Philosophie, und inmitten des Rechtsbewußtseins, welches die Zeitkämpfe uns überbracht haben, noch immer Millionen Menschen in den ziviliſirtesten Ländern der Welt vor ihres Gleichen auf den Knieen liegen, ihres Gleichen anbeten, von ihres Gleichen sich mit Füßen treten, von ihres Gleichen sich durch „Gottes Gnade" reinweg um ihr Leben, um ihr Menschenthum betrügen lassen und dann aus der Welt scheiden können, als sei Alles in der schönsten Ordnung zugegangen. In der That, wenn Alles erklärlich ist, dieser Wahnsinn ist es nicht!

Zu Zeiten hat das Königthum wenigstens einen Sinn gehabt, indem man es jedesmal dem übertrug, den man für den Besten oder Stärksten hielt; später aber verlor die Menschheit total die Besinnung, als sie nicht mehr die Stellung an die Person knüpfte, welche ihrer würdig zu sein schien, sondern die Person mit in den Kauf nahm, die Stellung *als solche* verehrte, sie erblich werden ließ und jedes Mondkalb und jede Mißgeburt und jeden Unmenschen aus dem Grunde zum Götzen machte, weil er im Schlafzimmer einer Königin zur Welt gekommen war. Und dieser Wahnsinn und diese Schande besteht noch jetzt, ist noch jetzt „Allerhöchstes Gesetz" der ziviliſirtesten Völker, und die Völker wandeln gedankenlos unter solchem Gesetz durch das Leben und lassen sich millionenweise allerunterthänigst begraben als entwürdigte Opfer selbstgeschaffener Popanze. Gewiß, wer an der Menschheit verzweifeln will, der braucht nur bei seinen Betrachtungen mit diesem Thema anzufangen, um sich aller ferneren Bemühungen überheben zu können.

In unſerer Zeit hat man ſehr gründlich die Frage des Privateigenthums abgehandelt. Man hat gefragt, ob es recht ſei, daß der eine Menſch Alles, der andere nichts beſitze, man hat gefragt, ob der einzelne Menſch überhaupt etwas beſitzen dürfe, man hat ihm ſogar das Recht auf dasjenige abgeſprochen, was er mit eigenen Händen aus herrenloſem Material ſchafft und mühevoll hervorzaubert. Während dieß Alles aber verhandelt wird, geht man gedankenlos an der monſtröſen Frage vorüber, ob die Gewalt über zehn, zwanzig Millionen freigeborener Menſchen Privateigenthum, ſogar erbliches Privateigenthum eines Individuums und einer Familie ſein dürfe? Wenn es ein Privateigenthum in der Welt gibt, ſo beſteht es zunächſt in der freien Beſtimmung jedes einzelnen Menſchen über ſich ſelbſt. Das iſt das erſte und höchſte Privateigenthum. Und dieſes heiligſten Eigenthums ſeht ihr Millionen eurer Mitmenſchen berauben durch Einzelne, und ihr ſchweigt? Einen Thoren oder einen Feigling nenne ich Jeden, der einen Bourgeois wegen ſeines Gelderwerbs anfeindet und einen König wegen ſeines Gewalterwerbs in Ruhe läßt!

Ihr wollt den Accent der Zeit auf die „ſozialen" Fragen legen, und ihr ſeht nicht ein, daß es keine wichtigere ſoziale Frage gibt, als die nach Königthum und Republik? Gehört es nicht zum „Sozialismus," daß ein einzelner Menſch den Staat für ſich allein in Beſchlag nimmt und ein ganzes Volk nicht bloß materiell, ſondern auch moraliſch ſeiner Perſon und deren Anhang mehr oder weniger aufopfert; daß er gradweiſe die Erniedrigung in ihm abſtuft, es wie mageres und fetteres Vieh in Stände unterſchieden abtheilt und im Grunde bloß ſeiner einzelnen Perſon zulieb jedes Mitglied der Staatsgeſellſchaft offiziell zum Feind des andern macht? Iſt das Alles nicht „Sozialismus?" Iſt es nicht „ſo-

zial," daß man den Menschen nicht bloß ihre Handlungen, sondern sogar ihre Gedanken vorschreibt, daß man sie mit dem Polizeiknittel in die offiziellen Abrichtungsanstalten der Kirchen und Schulen treibt, um sie zu entwürdigten Werkzeugen der Gewalt zu erziehen? Ist ferner ein Bourgeois, der seine Schätze wenigstens erworben hat, etwa ein größerer Geldwolf, als ein König, der sie im Namen des „Gesetzes" täglich raubt? Ist ein Fabrikherr, der wenigstens seine Arbeiter nicht umsonst benutzt, ein größerer Erpresser, als ein Despot, dem man seine Erpressung noch bezahlen muß? Ist ein Fabrikarbeiter mehr entmenscht, als ein Beamter, ein Proletarier mehr, als ein Soldat? Empört der Unterschied zwischem einem „Fürsten" und einem „Unterthan" weniger das menschliche Gefühl, als der Unterschied zwischen einem Brodherrn und seinem Arbeiter? Ihr Menschenfreunde, die ihr die Menschheit glücklich machen wollt ohne sie frei zu machen, die ihr „Sozialismus" predigen wollt ohne Politik, erkennt die Gefahr, in der ihr schwebt, die Gefahr nämlich, entweder wegen Blindheit lächerlich oder wegen Feigheit verächtlich genannt zu werden.

Es ist an der Zeit, die Verblendung nach beiden Seiten, nach der einen Seite nämlich die Gleichgültigkeit gegen den Staat und seine Form, nach der andern Seite die Verkommenheit in der politischen Erniedrigung wach zu rufen, alle Kräfte im Streben nach einem vernünftigen Ziel zusammenzufassen und als dieß Ziel die Republik anzuerkennen, zu der sich von jeher alle denkenden Menschen sei es heimlich oder öffentlich, bekannt haben. In der Republik, der wahren Republik, findet jede Kraft die Gelegenheit zu ihrer Entwickelung, jeder Anspruch die Gelegenheit zu seiner Geltendmachung, jedes Recht die Gelegenheit zu seiner Verwirklichung. Wäre Teutschland eine Republik, es würde keine Nation die teutsche an Macht

übertreffen, und kein Bürger irgend eines Staats würde glücklicher sein, als der teutsche.

Und jetzt? — Doch wenden wir das Auge einen Augenblick ab von der Erniedrigung des jetzigen Teutschlands und nehmen wir in der Vorstellung den Sieg vorweg über diejenigen, welche diesen Zustand herbeigeführt haben und erhalten wollen. Ihr, die ihr euch liberal nennt, gibt es Einen unter euch, der an jenem Sieg verzweifelt, so streiche er seinen Namen getrost aus der Liste aus; und wer von euch dem Sieg etwa einen schmachvollen Vergleich vorziehen sollte, der werde im entscheidenden Augenblick mitgezählt zu den Verräthern. Keinen Vergleich mehr, keine Halbheit mehr, keine Lüge mehr! Erkennen wir klar, was wir wollen, halten wir fest, was wir erkennen, und haben wir Stolz und Selbstvertrauen genug, um unsern Feinden offen heraus zu sagen, was wir ihnen zugedacht haben, wenn sie uns nicht freiwillig einräumen, was wir wollen und wollen müssen!

Du vor Allen, Friedrich Wilhelm von Berlin, laß' es dir in deinem Uebermuth gesagt sein, daß deine „Krone," deren „Antaster" du mit einem „Wehe!" bedroht hast, in der Waagschale des Menschenrechts nicht so viel wiegt, wie der Pflasterstein, womit die Hand der Empörung des gemißhandelten Volkes sie dir vom Haupte wirft. Das „Wehe" kann sehr leicht sich nach dir zurückwenden und sich zu einem ächt königlichen Kopfweh ausbilden. Den Fuß auf deinem hochverrätherischen „Landrecht" und die Faust nach deinem mittelalterlichen Sessel ausgestreckt, prophezeie ich dir von einem freien Boden aus: deine Krone wird in den Staub sinken wie jede andere, und auf den Gräbern der Hohenzollern, welche du mit dem Blutgeld des Volks in Mausoleen bergen lässest, wird einst in stolzer Ueppigkeit das demokratische Gras der Vergessenheit wachsen.

Ja, ihr Majestäten alle, ihr Hoheiten und Durchlauchten, die ihr euch jetzt noch im empörendsten Uebermuth auf euren Thronen bläht, die ihr die Köpfe von Millionen zu euren Fußschemeln macht und die Kräfte von Millionen zu eurem Götzendienst verwendet, die ihr die bloße Frage nach der Rechtmäßigkeit eurer Existenz jetzt noch als Halsverbrechen bestraft, es wird eine Zeit kommen, wo eure Herrlichkeiten vergessen und eure Throne zerstoben sind wie Wüstensand, wo der Fuß freier Menschen über eure Köpfe daherschreitet und eure Söhne sich glücklich schätzen, unter die einstigen „Unterthanen" ihrer Väter aufgenommen zu werden.

Ja, ihr adlichen Herren, besternte und betitelte, reiche und hochmüthige, es wird eine Zeit kommen, wo eure Stammbäume im Schatten des Freiheitsbaumes verdorren und eure Ahnenbilder zu Spielzeugen für demokratische Kinder gemacht werden.

Ja, ihr frechen Fürstendiener, ihr Minister, Diplomaten und Geheimräthe, es wird eine Zeit kommen, wo diejenigen auf euren Sesseln ihre Cigarren rauchen, die ihr früher gequält und mit Füßen getreten habt, und wo ihr euch glücklich schätzen werdet, als vergessene Volksverräther im fernen Auslande den geretteten Rest eurer gestohlenen Schätze verzehren zu dürfen.

Ja, ihr glänzenden Generäle und Kommandeurs, es wird eine Zeit kommen, wo eure Federbüsche und Orden in der Rumpelkammer begraben sind, wo ihr kein Volk mehr unter das Sklavenjoch eures „Allergnädigsten" zu beugen habt und selbst kein zitternder Musketier mehr vor euch das Gewehr präsentirt.

Ja, ihr Alle, die ihr nicht wißt oder nicht wissen wollt, was Volk und Freiheit heißt, das Volk und die Freiheit werden selbst die Spuren eures Daseins vertilgen; man wird eure Königspaläste in Volkshallen und eure

Kasernen in Arbeitshäuser verwandeln; eure Festungen wird man niederreißen und eure Gefängnisse werden leer werden, es sei denn, daß sie sich mit euch noch füllen müßten, ihr unheilbaren Volksverräther.

4. Teutsche Republik.

Hochweise Politiker werden dem Dringen auf Republik den alten Satz entgegenhalten, die Völker werden nicht durch Ideen, sondern durch Interessen geleitet. Bei diesem scheinweisen Ausspruch hat man bloß die große Kleinigkeit übersehen, daß die Ideen und die Interessen durchaus mit einander korrespondiren, so daß die wahren Ideen auch zur Befriedigung der wahren Interessen führen. Indem man sich also für die Idee der Freiheit und deren Form als Republik begeistert, ist es nicht eine bloße leere Idee, der man nachjagt, sondern man ist dabei zugleich von der gerechten Ueberzeugung erfüllt, daß die Verwirklichung dieser Idee eine Verwirklichung der Interessen derer mit sich führe, welche die Republik bilden sollen. Die Folgerung stellt sich daher einfach so: Freiheit ist die unumgängliche Bedingung jeder Entwickelung und die Republik ist die einzige wahre Form der allgemeinen Freiheit im Staate; folglich muß auch die Republik die beste Gelegenheit zur Förderung der allgemeinen Entwickelung darbieten. Diese einfache Bemerkung macht es schon klar, daß die Entgegensetzung von Ideen und Interessen in die Kategorie der Kunstgriffe gehört, worin die reaktionären Sophisten so stark sind; es verhält sich mit ihr genau, wie mit dem albernen Satz, daß nicht diejenigen Völker die glücklichsten seien, welche die freieste Verfassung, sondern diejenigen, welche die beste Verwaltung haben. Dieselben Leute, welche in Bezug auf die Republik behaupten, daß die Völker sich nicht durch Ideen leiten lassen, werden gar kein Beden-

ken tragen, in demſelben Athem ihnen die „Idee des Königthums“ zu empfehlen.

Andere Politiker werden ein Langes und Breites über die Schwierigkeit der Uebergänge aus einem Zuſtand in den andern zu verhandeln wiſſen. Jeder denkende Menſch weiß es, daß der Fortſchritt ſich nicht mit einem Wort diktiren oder äußerlich feſtſetzen läßt, daß alſo ein völlig unvorbereiteter politiſcher Zuſtand nicht über Nacht in ſein Gegentheil umgewandelt werden kann. Auch verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſe Brochüre nicht mit der Erwartung in die Welt, namentlich in die teutſche Welt tritt, ihren Drang ſofort allen Köpfen und allen Armen mitzutheilen, ſondern daß ſie ſich damit begnügen wird, die politiſche Phantaſie angeregt und dem Volke ſeine Erniedrigung fühlbar gemacht, ſeinen Feinden aber ihre Zukunft vor Augen geſtellt zu haben. Was nun aber die Lehre von der Schwierigkeit der Uebergänge anbelangt, ſo hat man ſich wohl davor zu hüten, daß man es mit dieſer Schwierigkeit zu genau nehme und für den Uebergang gewiſſe Formen der Halbheit, die nur unter gewiſſen Umſtänden angemeſſen ſind, als allgemein und unter allen Umſtänden nothwendig anſehe. In entſcheidenden Momenten muß man ſo weit greifen, wie möglich. In die neuen Zuſtände leben ſich dann ſelbſt die Anhänger der alten bald hinein, wenn man nur dafür ſorgt, ſie eine Zeit lang aufrecht zu erhalten und die Gedanken der Generation für ſie zu kultiviren. Wer daher in Teutſchland, an die Spitze einer Revolution geſtellt, als Uebergangsmittel eine monarchiſche Konſtitution ſtatt der Republik proklamiren wollte, im Fall er für die letztere nur irgend eine ermuthigende Sympathie fände, der würde zum Verräther der Revolution werden. Die Kühnheit belohnt ſich immer, wenn ſie nicht geradezu Tollkühnheit iſt; und wäre denn die Proklamation der Republik,

namentlich in Preußen, eine so ungemeine Kühnheit? Zur Zeit der französischen Revolution waren Tausende von Teutschen, namentlich aber die Rheinländer, begeisterte Republikaner. Warum sollten sie es nicht wieder werden und namentlich jetzt? Sind bei einer Revolution die intelligentesten Köpfe und achtbarsten Männer der Partei in den Hauptpunkten einig, so reißen sie die Unklaren und Unschlüssigen leicht mit sich fort. Daß die Versuche, die Menschen ohne lange Uebergänge des Unrechts in ihre Rechte einzusetzen, so leicht zu Kühnheiten gestempelt werden, rührt hauptsächlich daher, daß man diejenigen das Privilegium der Kühnheit hat erlangen lassen, welche nur darauf ausgehen, die Menschen ihrer Rechte zu berauben. Habt ihr es jemals eine Kühnheit genannt, daß ein Gewalthaber Millionen Menschen zur Stummheit verurtheilte? Ihr habt es ganz in der Ordnung gefunden. Ist aber eine derartige Kühnheit im Grunde nicht tausendmal größer, als diejenige, welche einen solchen Zustand wieder aufzuheben suchte? Und diese „Kühnheit" erschreckt euch? Entarteter Mensch, der vor seiner eigenen Wiederherstellung erschrickt und nur im Zustand seiner Entwürdigung Gewissensruhe behält! Als man unter dem verstorbenen König von Preußen die Leibeigenschaft aufhob und die übrigen bekannten Formen einführte, beging man verhältnißmäßig eine größere Kühnheit als jetzt der Umsturz der Monarchie sein würde. Und jene königliche Kühnheit lobt ihr; eine demokratische aber sollte euch erschrecken? Ihr „Unterthanen" hütet euch ja, vor euch selbst zu erschrecken, wenn ihr euch als freie Menschen denkt!

Wenn plötzlich die Hand der Demokratie verkörpert in eure Mitte griffe und alle eure Fürsten mit ihrem Anhang zusammenläse und davonführte, würdet ihr nicht glauben, auch ohne diese kostbaren Gehülfen eure Angelegenheiten

besorgen zu können? O gewiß! Wohl würde Mancher aus eurem politischen Plebs eine Zeit lang die Götzen vermissen, vor denen er auf den Knieen gelegen, aber in kurzer Zeit würde er sich in die aufrechte Stellung eines freien Menschen erheben und sich nicht mehr in die Lage der armen Sünder wollen zurückbringen lassen.

Außer den Bedenklichen, welche sich an die Schwierigkeit des Uebergangs in die neue Ordnung der Dinge stoßen, gibt es wieder tausend Andere, die zwar im höchsten Grade mit dem jetzigen Zustand unzufrieden sind, aber ihre Unzufriedenheit sich wie eine tolle Schraube beständig um sich selbst drehen lassen, weil sie dieselbe nicht auf ein bestimmtes Ziel zu richten, weil sie sich kein Bild von einem neuen Zustand zu entwerfen, namentlich sich keine Vorstellung von der Verfassung einer teutschen Republik zu machen wissen. Diesen zu lieb mögen hier die Grundzüge einer solchen Verfassung angedeutet werden, damit sie dieselbe mit ihren jetzigen „Verfassungen" vergleichen können; einzelne Andeutungen über sogenannt „soziale" Punkte werden sich füglich damit verbinden lassen. Ich bemerke noch, daß ich mich nicht durchgängig an die amerikanische Verfassung halte.

a) Aeußere Form und Eintheilung des Ganzen.

Die bisherigen neununddreißig sogenannten Bundesstaaten Teutschlands werden in etwa zwölf bis zwanzig republikanische, möglichst gleich große Staaten, wie sie sich nach Lage und Verwandtschaft am geeignetsten eintheilen lassen, zusammengezogen und bilden zusammen die teutsche Bundesrepublik.

b) Eintheilung der einzelnen Staaten.

Jeder dieser Staaten wird in eine bestimmte Anzahl von Kreisen und jeder Kreis in eine entsprechende Zahl von Gemeinden eingetheilt.

c) Verhältniß des Bundes zu den Einzelstaaten und umgekehrt.

Jeder Einzelstaat ist für sich in seiner besonderen Gesetzgebung und Verwaltung souverän, in allen allgemeinen oder Bundesangelegenheiten aber der Bundesbehörde untergeben. Die allgemeinen Bundesangelegenheiten beziehen sich u. A. auf Folgendes: Verpflichtung zur verhältnißmäßigen Beisteuer für die Bundeslasten und Beitritt zu der allgemeinen Wehrpflicht; allgemeines Maß- und Gewicht-System (die Zollvereinigung versteht sich von selbst); Verhältnisse zum Ausland in Handel und Politik; Festhaltung der für alle Einzelverfassungen bestehenden Hauptgrundsätze, z. B. Preßfreiheit, habeas-corpus-Akte, Geschwornengericht, Versammlungs-Freiheit, Fernhaltung aller Ständeunterschiede und aller Auszeichnungen von Seite des Auslandes (z. B. Orden, Pensionen ꝛc.), Religionsfreiheit u. s. w. u. s. w. In allen diesen Punkten darf kein Einzelstaat eine Aenderung seiner Verfassung beschließen, worüber die Bundesbehörden zu wachen haben.

d) Bundesbehörden.

1) Das Haupt der vollziehenden Gewalt der Bundesrepublik ist der Bundespräsident, welcher zu festgesetzten Zeiten (in Nordamerika alle vier Jahre) durch Stimmenmehrheit der Wähler sämmtlicher Bundesstaaten gemeindeweise gewählt wird. Er wählt seine Minister und Beamten selbst, da er für seine Regierung streng verantwortlich ist. Im Kriege ist er unbeschränkter Befehlshaber des ganzen Bundesmilitärs, Landwehr und stehendes Heer einbegriffen; im Frieden blos Befehlshaber des stehenden Heers und der Flotte, zugleich aber Chef der allgemeinen Militärverwaltung.

2) Die beſchließende und geſetzgebende Gewalt bildet die Nationalverſammlung oder der Kongreß, welcher wieder aus dem Bundeskongreß und dem Staatenkongreß beſteht (wie in Nordamerika der Senat und das Repräſentantenhaus). Der Bundeskongreß, in welchem ſtaatenweiſe, mit gleicher Stimmberechtigung jedes Einzelſtaats, geſtimmt wird, dient dem föderalen Element der Geſammtheit, der Staatenkongreß, in welchem die Bundesglieder je nach der Seelenzahl vertreten ſind, dient dem individuellen Element der Einzelſtaaten zum Ausdruck und zur Geltendmachung.

3) Die oberſte und allgemeine richterliche Behörde iſt das Bundesgericht, welches in allgemeinen Bundesangelegenheiten entſcheidet und mit lebenslänglich fungirenden Richtern beſetzt iſt.

e) Behörden der Einzelſtaaten.

In jedem Einzelſtaat gilt zunächſt als Grundſatz, daß ſämmtliche Bürger jeder Gemeinde ihre Angelegenheiten in freien Gemeindeverſammlungen und durch freigewählte Beamten ſo weit als möglich ſelbſt beſorgen. Was über den Umfang und Begriff der Gemeinde hinausgeht, gehört zunächſt in den Kreis. Die Angelegenheiten der Kreiſe werden beſorgt durch die Kreisverſammlungen und die von den einzelnen Gemeinden beſtellten Vertreter. Was in den Kreiſen nicht abgemacht werden kann, gehört in den Staat. Die Angelegenheiten des Staats werden beſorgt durch die Deputirtenkammer, als beſchließende und geſetzgebende, und durch die Regierung als vollziehende Behörde. Die Deputirtenkammer beſteht aus Abgeſandten der Gemeinden (denn die Gemeinde müßte als das Grundglied der Staatsvereinigung feſtgehalten werden, um die Demokratie möglichſt direkt wirken zu laſſen), ſei es nun,

daß mehrere Gemeinden zusammen einen Deputirten stellen, oder jede einzeln. Die Beschlüsse der Deputirtenkammer können durch das Veto der Mehrzahl der Gemeinden annullirt werden. Die Regierung besteht aus einem Staatspräsidenten (in Nordamerika: Statthalter) mit seinen von ihm selbst gewählten Ministern. Er wird zu bestimmten Zeiten, nicht von der Deputirtenkammer, sondern wieder direkt durch die Gemeinden nach Stimmenmehrheit gewählt. Die Regierungen der einzelnen Staaten sind der Bundesregierung nicht amtlich subordinirt, dagegen hat die letztere Befugniß gegen jeden einzelnen Bundesbürger, soweit derselbe in den Kreis ihrer Pflichten tritt.

f) Beamtenwesen.

Wie schon erwähnt, müssen der Bundespräsident und die Staatspräsidenten die freie Wahl ihrer Verwaltungsbeamten haben, weil sie für ihre Regierung streng verantwortlich sind. Im Uebrigen aber gilt als Grundsatz, daß das Volk allein die Beamten wählt, da sie nur Vollzieher des Volkswillens sind, und zwar nicht bloß die Civil- (Kreis- und Gemeindebeamten), sondern auch die Militärbeamten (Offiziere etwa bis zum Majorsrang) und die richterlichen Beamten. Jeder Beamte kann wegen seiner Amtshandlungen vor die gewöhnlichen Gerichte gezogen werden. Die Dienstentsetzung eines Beamten ist nur durch richterliches Urtheil möglich. Außerhalb des Amts wird der Beamtencharakter gesetzlich und politisch völlig ignorirt.

g) Gerichtswesen.

Es gibt Gemeinde- (Friedens-), Kreis- und Staats-Gerichte, welche von Gewählten des Volks öffentlich gehalten werden. Das Geschwornengericht wird in Civil- wie in Kriminalsachen eingeführt. Jeder Richter ist nicht

bloß befugt, sondern auch verpflichtet, jede Klage abzuweisen, die irgend gegen die Verfassung des Landes verstößt, wäre sie auch durch ein sonstiges Gesetz, etwa ein Ausnahmsgesetz, gerechtfertigt.

h) Militärwesen.

So lang die Republik und die Nation durch äußere Feinde gefährdet sind, muß das Militärwesen auf das Vollständigste, zugleich aber auf das Freieste organisirt sein. Das Militär besteht aus dem stehenden Heer und der Landwehr. Das stehende Heer muß möglichst klein sein und darf nur an den Grenzen der Bundesrepublik verwendet werden. Eben so darf es nur an diesen Grenzen Festungen geben. Kasernen werden nicht geduldet. Jeder waffenfähige Bürger ist militärpflichtig und gehört, wenn er nicht im stehenden Heere dient, zur Landwehr, welche das eigentliche bewaffnete Volk bildet. Der Bürger hat seine Waffen in seinem Hause. Die Landwehr hält kreis- und gemeindeweise ihre möglichst kurzen Uebungen und zwar in beliebiger Bürgerkleidung, damit die Kosten sich verringern und sich keine überflüssige Liebhaberei am Soldatenspiel einschleiche. Die Waffenübung beginnt zunächst in den Schulen, wo sie spielend gehandhabt wird, und gehört wie das Thurnen zum Unterricht. Die Militärgesetzgebung geht, wie die Civilgesetzgebung, von den bürgerlichen Landesbehörden, nicht von dem Militär selbst aus und ebenso die Gerichtsbarkeit, sofern sie nicht unbedeutende Disziplinarvergehen betrifft.

i) Polizeiwesen.

Eine Staats- oder Regierungs-Polizei gibt es nicht. Die Polizei ist eine Ehrensache und wird kreis- und gemeindeweise von den Beauftragten der Bürger gehandhabt.

k) Steuerwesen.

Die Steuern können, weil das Volk sich so viel als möglich selbst regiert, nur gering sein. Sie dürfen nur bestehen in Grenzzoll, soweit dieser durchaus nöthig bleibt, und in progressiven Vermögenssteuern. Die Hauptausgaben werden bestritten von den Einkünften des Gemeindevermögens, in welches alle Domänen und sonst disponibel gewordene Besitzthümer übergehen. Die Umwandlung alles Grundeigenthums in Staats- (Gemeinde-) Eigenthum würde alle Steuern überflüssig machen.

l) Unterrichtswesen.

Aller Unterricht, in Gemeindeschulen wie auf Akademien und sonstigen Anstalten, welche für jede Branche der Wissenschaft, Kunst und Industrie errichtet werden, wird unentgeltlich auf Staatskosten ertheilt und ist jedem Staatsbürger gleich zugänglich.

m) Religionswesen.

Der Staat bekümmert sich um die Religion seiner Bürger so wenig, als um ihre Kleider. Jeder kann denken und glauben, was er will, er kann Christus oder den Beelzebub verehren, wie es ihm beliebt. Verstößt er nicht gegen die Gesetze, so läßt der Staat seine religiösen Ansichten und Uebungen ungestört. Ebensowenig aber begünstigt der Staat die Religion, er kennt also auch keinen Stand der Priester und keinen Religionsunterricht. Die Religion ist rein Privatsache. Fühlen einzelne Bürger das Bedürfniß, sich von einem Andern in der Religion belehren zu lassen und sich dazu ein gemeinschaftliches Lokal (Kirche) einzurichten, so haben sie dazu dieselbe Freiheit, wie wenn sie sich gemeinschaftlich in Musik unterrichten wollen und dazu einen Konzertsaal

einrichten. Gegen den Mißbrauch der Religion kennt der Staat keine anderen Mittel, als die allgemeinen Gesetze, vernünftigen Unterricht und die freie Wirksamkeit des aufklärenden Geistes.

n) Preßfreiheit.

Die Presse ist in jeder Beziehung so frei, daß es kein andres Preßvergehen gibt als Verläumdung, Verläumdung aber nur bestehen kann in der ungerechten oder nicht zu erweisenden Beschuldigung wegen einer von den Gesetzen verpönten Handlung. Was nicht von den Gesetzen verpönt ist, gehört in die Sitte, und die Sitte straft nur durch die öffentliche Meinung. In Bezug auf Sitte, Religion, Wissenschaft, Politik u. s. w. wird der Preßfreiheit nicht die mindeste Schranke gezogen.

o) Armenwesen ꝛc.

Jede Gemeinde muß denjenigen ihrer Glieder, welche nicht im allgemeinen Verkehr ein Unterkommen finden können, Arbeit gegen angemessenen Entgelt verschaffen, und wird, wenn sie hierzu von sich aus nicht im Stande sein sollte, vom Staate unterstützt. Eben so muß sie für die Erhaltung derjenigen sorgen, welche durch Alter, Krankheit oder sonstige Gebrechen arbeitsunfähig sind und ihre Hülfe ansprechen. Bettler und Hungernde sind in einem wirklichen, einem wahrhaft freien Staate unbekannt.

p) Vermögensmaximum.

In Bezug auf Eigenthum u. s. w. lassen sich einstweilen nur Vorschläge, nicht Grundsätze aufstellen. Feststehen müßte aber von vornherein jeden Falls, daß, wenn das Grundeigenthum nicht Staats- (Gemeinde-) Eigenthum werden soll, mindestens im Grundbesitz verfassungsmäßig ein Maximum einzuführen wäre, damit

die Gefahr einer Anhäufung in Einer Hand oder einer Grundariſtokratie fern bliebe.

q) Politiſche Rechte.

Das Vermögen hat auf die politiſchen Rechte, deren Ausübung an das Alter der Mündigkeit geknüpft iſt, nicht den mindeſten Einfluß. Jeder Staatsbürger kann wählen und gewählt werden, ſowie jedes andre Recht ausüben, er beſitze viel oder wenig. Einen Cenſus gibt es alſo nicht. Suspendirung der politiſchen Rechte iſt nur verbunden mit Geiſteskrankheit oder Beſtrafung wegen beſonderer Verbrechen (z. B. Landesverrath ꝛc.), welche von der Verfaſſung eigens feſtgeſtellt werden müſſen.

r) Strafen.

Der theologiſche, inhumane, ja unmenſchliche Begriff der Strafe und Sühne iſt völlig zu beſeitigen. Ein Verbrecher wird daher nur betrachtet einerſeits als ein ſchädliches Mitglied der Geſellſchaft, welches für gewiſſe Zeit abzuſondern, die Rückſicht auf die Sicherheit der Uebrigen gebietet, andererſeits als ein Verirrter, der auf den richtigen Weg zurückgeführt werden muß. Hiernach ſind alſo auch die gegen ihn anzuwendenden Mittel zu wählen. Nicht peinigen und büßen laſſen, ſondern beſſern iſt der einzige Zweck eines humanen Pönitentiarſyſtems. Todesſtrafe iſt ihm unbekannt und Freiheitsentziehung wird nur bis zu einer mäßigen Zeitdauer, nie aber auf Lebenszeit verhängt. Die ſchwerſte Strafe iſt Landesverweiſung. Uebrigens verſteht es ſich, daß nach vernünftiger Regulirung der ökonomiſchen Verhältniſſe des Staats die größte Zahl der jetzigen „Verbrecher“ wegfällt.

s) Ehe und Stellung der Weiber.

Es verſteht ſich, daß die Umbildung in einem freien Staat auch alle ſozialen Verhältniſſe berühren und um-

bilden muß. Deshalb wird auch die Ehe, welche man jetzt zum Theil zu einer Strafanstalt macht, und die Stellung der Weiber eine andre werden. Beides aber kann nur geschehen, wenn auch die Weiber allmälig in das ganze Staatsleben hereingezogen und in ökonomischer Beziehung selbstständiger gemacht werden. Dieser Punkt ist übrigens in den Ansichten der Menge noch zu wenig angeregt und bedarf einer nähern Ausführung an einem andern Ort. So viel sei nur bemerkt, daß aus der Ehe der Zwang, welcher Verhältnisse erhält wider ihren Zweck, entfernt und dem Weibe allmälig jedes Recht, welches ihm zukommt, auch zuerkannt und nicht mehr durch das brutale Recht des Stärkern vorenthalten werden soll. Das Recht auch dem Schwachen sichern, darin besteht die wahre Humanität und der Triumph wahrer Freiheit.

Mit diesen Andeutungen mag es für dieses Mal genug sein. Sie werden hinreichen, Jedem ein allgemeines Bild eines freiens Staatswesens und Nationallebens, wie Teutschland es erringen muß, vor Augen zu stellen. Es versteht sich von selbst, daß hier kein speziell ausgearbeiteter Verfassungsentwurf vorgelegt werden kann und soll. Auch war es nicht am Ort, besondere Hauptpunkte, z. B. die Stellung des Bundespräsidenten, sofern demselben eine ausgedehnte Macht gegeben und auch wieder jedes Mittel zur Eigenmacht entzogen werden muß, sodann dessen Verhältniß zum Kongreß, das Verhältniß des Bundeskongresses zum Staatenkongreß oder umgekehrt u. s. w. u. s. w. näher zu besprechen. Ueber alle diese Punkte liefert Nordamerika die beste Belehrung, dessen Verfassung uns in politischen Dingen zum Vor-

bild dienen muß. Die Nordamerikaner haben zuerst das wichtige Räthsel gelöst, Republiken im Großen einzuführen, und durch Anschluß stets zu vergrößern, nachdem diese Staatsform früher von so vielen mit Rousseau nur für bloße Stadt-, Gemeinde- oder Kantonsgebiete als anwendbar betrachtet worden war. Durch das Nordamerikanische Verbündungssystem lassen sich Republiken zu der Größe ganzer Welttheile ausdehnen. So ist es gar nicht zweifelhaft, daß in nicht langer Zeit das ganze Nordamerika bis Panama hinunter eine einzige Bundesrepublik bilden wird. Eine Republik von 400,000 Quadratmeilen! Man kann es nicht Feigheit nennen, ihr europäischen und asiatischen Royalisten, wenn man euch vor der Zukunft zittern sieht.

Man hat in Teutschland viel von einem teutschen Bundesparlament gesprochen, indem man glaubte, es lasse sich auch unter dem Regiment von Fürsten eine Zentralgewalt für ein freies Nationalleben schaffen. Dabei fasse man blos folgendes, meiner Ansicht nach schon entscheidendes Dilemma ins Auge: ist die Zentralregierung des Volks so stark, daß sie wirklich den Nationalwillen vertritt, so sind die Fürsten so ohnmächtig, daß man die Berechtigung ihrer Existenz nicht mehr anerkennt; sind aber die Fürsten nicht bis zu diesem Grad der Ohnmacht herabgebracht, so werden sie, namentlich die Könige, ihre „Souveränetät" nicht durch eine Zentralgewalt beeinträchtigen lassen. Sie können ihrer Natur nach nur entweder den jetzigen teutschen Bund, d. h. eine von den „Großen" beherrschte Vereinigung zur gemeinschaftlichen Unterdrückung der Nation, oder eine völlige Loslösung vom Bunde wollen. Einer Reformation ist der „teutsche Bundestag" nicht fähig, er muß total umgestürzt werden. Er kann höchstens dazu dienen, die Stelle für einen wirklichen, einen Volksbundestag zu signalisiren

Nur durch die Republik, die Bundesrepublik, ist, wie die Freiheit, so auch die wirkliche Einheit des teutschen Volks herbeizuführen. Es muß daher auch Jedem klar sein, was das Wort Einheit im Munde der Fürsten und ihrer Diener bedeutet: Polizei- und Unterdrückungseinheit, nichts Anderes. Jeder von ihnen hat nur sein spezielles Interesse im Auge, weiter nichts, und sucht dieß zu sichern durch die Vereinigung mit seinen Kollegen. An das wahre Interesse des Volks denkt kein einziger, also am wenigsten an die Freiheit des Volks. Die große Idee, die fürstliche Stellung zu benutzen, um das Volk allmälig von derselben zu emanzipiren und mit freier Resignation die fürstlichen Kleider allmälig abzulegen, so daß sie zuletzt dem Frack des Bürgerpräsidenten Platz machten — eine solche Idee, die jedem edlen und freien Menschen sich heutiges Tags in einer fürstlichen Stellung mit Macht aufdrängen müßte, wäre dem entarteten Geschlecht namentlich der teutschen Fürsten ein wahrer Greuel. Einer von ihnen, einer der kleinern, aber doch ein „angestammter", hat bei Gelegenheit gesagt: „Es ist besser, von den Löwen, als von den Schweinen gefressen zu werden." Unter den Löwen verstand er die „Großmächte" Rußland, Oesterreich und Preußen, unter den Schweinen verstand er das Volk. Dieser „Angestammte" hat ein offenes Wort gesprochen, er hat gesagt, was alle seine Kollegen denken. Ihnen ist durch ihre menschenwidrige Erziehung und Stellung Alles, was Volksherrschaft und Freiheit heißt, so verhaßt, so durch und durch verhaßt und zum Abscheu geworden, daß sie eher in einer Wüste als unter freien Menschen leben möchten. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß es keinen einzigen teutschen Fürsten gibt, der nicht zur Noth eben so bereit wäre, sein Volk an Rußland zu verkaufen, als sie alle zusammen

begierig nach der infamen Ehre geizen, zur Garantie für ihre Existenz russische Tyrannentöchter heimzuführen. Ja, wenn sie keine andere Wahl hätten, als entweder ihr Volk frei zu sehen, oder es dem Ungeheuer in Petersburg zu überliefern, die gekrönten Ischarioten würden, „Agnaten" und „Kognaten" und sämmtliche „Linien" mitgerechnet, einstimmig ausrufen: die russische Apanage!

Die Schleusen auf! *)

Motiv: der letzte „preußische Landtagsabschied."

Jeden Tag bietet die teutsche, namentlich aber die preußische Tagesgeschichte den Griffel der Wahrheit umher und erwartet, wer ihn ergreife. Doch alle Hände ziehen sich scheu zurück und die Augen schlägt man zu Boden. Wohlan, wir lassen uns nicht länger versuchen. Wenn man nach unserm Berufe fragt, so sind wir nicht in Verlegenheit. Jene tausend Lippen, die sprechen möchten, verstummen unter dem Knebel der Polizei; wieder andere, die gleich uns dem Bereiche der Gewalt entrückt sind, nehmen sich nicht die Mühe, zu der Geschichte des Unrechts bei passender Gelegenheit den erforderlichen Kommentar zu liefern, oder die häufige Wiederholung solcher Gelegenheiten hat ihnen nach und nach einen Ekel eingeflößt, sie zu benutzen. Daß wir diesen Ekel überwinden, sei unser Verdienst; daß wir von der Gewalt nicht stumm gemacht werden können, sei unser

*) Aus dem ersten Heft des „teutschen Tribuns."

Beruf. Uebernimmt ein Würdigerer das Amt der öffentlichen Zensur über die teutsche Politik, so räumen wir ihm gern den Platz; bis dahin aber gedenken wir nach bestem Wissen über die Sünden derselben so weit Gericht zu halten, als Andere verhindert sind, es zu thun. Man mache uns nicht den Vorwurf, wir seien nicht leidenschaftlos genug, um jene Politik mit Gerechtigkeit zu würdigen, und nicht ruhigen Geistes genug, um ihrem Gang mit Sicherheit zu folgen. Wir haben uns geprüft, ehe wir sprachen, aber wir nehmen auch nicht zurück, was wir gesprochen haben, so lang man uns nicht der Lüge überführt. Wer will „Leidenschaftlosigkeit" und „Ruhe" zum Kriterium der Wahrheit machen, wo von teutscher Politik die Rede ist? Wem diese Politik nicht die Galle in das Herz treibt, der rühme sich nicht der Fähigkeit, sie zu beurtheilen. Nein, wir verzichten auf jene widerwärtige Leidenschaftlosigkeit der Blasirten und jene gleisnerische Ruhe der Feigen, deren Blut nicht eher in Gährung geräth, als bis ihnen der Griff der Henkerfaust bekundet, daß ihr Widerstand zu spät kommt. Mißdeutungen erwarten wir nur von denen, welche wir von vornherein völlig aufgeben. Nur Schurken oder Tröpfe werden die Sprache des beleidigten Rechtsgefühls und der herausgeforderten Indignation mit leichtfertiger Uebertreibungssucht oder gar mit gewissenloser Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit verwechseln. Wir haben in Teutschland keine normalen Zustände; dort gibt es auch keine Norm für die freie Sprache. Der Willkür der reaktionären Revolution setzen wir die ungebundene Sprache der progressistischen Revolution entgegen. Und die Grenze der Wahrheit zu überschreiten, kommen wir dabei nicht in Gefahr, so wenig als wir uns durch das Geschrei der Gegner werden irre machen lassen. Wir basiren unser Recht, zu sprechen, nicht auf den jetzigen nichtswürdigen

Zustand; wir schlagen uns durch auf das Gebiet des freien Zustandes einer wahrhaft menschlichen Gesellschaft, nehmen diesen Zustand als ein Besitzthum vorweg und greifen die Erhalter des jetzigen Zustandes als eindringende Räuber an. So wie ihr früher Napoleon als einen Vernichter eurer Freiheit und eurer Existenz bekämpft und zu vernichten gesucht habt, so suchen wir jetzt eure innern Napoleone zu vernichten und achten den Unterschied, daß diese thun, was jener bloß wollte, und daß sie es „gesetzlich" thun, während jener es als Eroberer gethan, nur in so fern, als wir dadurch zu um so energischerer Empörung getrieben werden. Wer die Freiheit „gesetzlich" vernichtet, der ist in unsern Augen ein weit größerer und strafwürdigerer Despot, als derjenige, der sie als Eroberer vernichtet. Nur wer in dieser Weise raisonnirt, dringt zur Wahrheit durch und redet deren Sprache. Daß der Eine die Wahrheit und ihre Sprache verabscheut, weil sie sein Tod ist, der Andre sie verleumdet, weil sein Amt ihn dazu beruft, der Dritte sich zu sehr an ihr Gegentheil gewöhnt hat, um sie ertragen zu können, der Vierte von Natur eine zu zensurgemäße Organisation besitzt, um das Dasein der Uebel durch Adoptirung des rechten Ausdrucks anzuerkennen — alles das kann den Werth des Gesagten nicht verringern, wenn es von der Ueberzeugung eingegeben, von dem Menschenrecht geboten und von der Wirklichkeit bestätigt wird. Man weise uns und Andern, welche die perfide und despotische Politik der teutschen Fürsten, namentlich aber des Berliner Kabinets verdammt haben, in einem einzigen Punkte nach, daß wir etwas Unrechtes gewollt, oder daß wir auch nur Unwarheiten in unsre Polemik gemischt; man versuche es, eine einzige der Thatsachen zu bestreiten, an welche wir sie angeknüpft; man wage es, den Zusammenhang wegzudisputiren, den wir, nicht durch

diplomatiſches Hindeuten und durch zaghaftes Vermuthen, ſondern durch direkte Hinweiſung und unumwundene Anklage in den Erſcheinungen der neuern Geſchichte bloßzulegen verſucht haben, und wenn man uns dabei als lügenhaften Berichterſtatter oder als falſchen Ankläger entlarvt, ſo werden wir den Vorwurf der Schurkerei, den wir Andern machen, ohne Widerrede auf uns ſelbſt übernehmen. So viel Gewicht aber werden wir jederzeit unſern Worten beilegen, daß wir erklären müſſen: ſind wir nicht Schurken, ſo ſollen es diejenigen ſein, die wir als ſolche bezeichnet haben.

Die Begriffe von Recht und Unrecht ſind in Teutſchland zu einer unerhörten Verkommenheit gelangt. Eine Rechtstheorie oder politiſche Moral, aus den beſtehenden Zuſtänden unſeres moraliſchen Vaterlandes abſtrahirt, würde ſich in zwei Worte zuſammenfaſſen laſſen: Recht iſt, was eine Regierung den Kitzel hat zu wollen und die Macht hat durchzuführen, folglich alles und jedes Unrecht, denn zu allem und jedem Unrecht haben die teutſchen Regierungen Luſt gezeigt, und — wo haben ſie dieſe Luſt bezähmt? Höchſtens da, wo die Feigheit ihres böſen Gewiſſens ihnen ein Geſpenſt der Rache vorſpiegelte, welche der Schlaffheit des abgeſtumpften Volks nicht einmal in den Sinn gekommen. In der früheren Geſchichte ſtößt man doch auf Spuren, wo die Machthaber von menſchlichen Antrieben heimgeſucht wurden, wo ihr Ehrgeiz auch ein andres Feld wählte, als ihre Polizeibureaur und Kaſematten, wo ſie ihr Menſchenthum nicht völlig in ihrer Stellung aufgehen ließen, wo ſie aus eignem Antrieb und eigenen Bewußtſein den Weg der Aufklärung und des Rechts an der Spitze des Volks einzuſchlagen ſuchten. Aber damals waren ſie noch ſicher vor dem Geiſt der Demokratie, damals ahnten ſie noch nicht, daß man lernen werde, ſie für überflüſſig zu halten, damals

riskirten sie noch etwas Menschenthum, weil sie dami noch nicht ihre Existenz zu riskiren glaubten. Jetzt dagegen hat ihnen ihr Instinkt gesagt, daß ihre Existenz und Menschenthum nicht mehr zusammen passen, und da ihnen am letztern wenig liegt, wenn sie nur die erstere retten können, so sind sie lieber unmenschliche Machthaber als menschliche Regenten. Jetzt, wo das egoistische Sein oder Nichtsein des feudalen Fürstenthums in Frage kommt, hat das Bewußtsein und der Trieb der teutschen Politik kein andres Ziel mehr, als ihr Gönner und Vorkämpfer in Petersburg, nämlich das Volk um jeden Preis auf der Bahn seiner Bestimmung nicht bloß aufzuhalten, sondern gewaltsam zurückzudrängen, damit es der stehende Mist bleibe, auf welchem das üppige Unkraut des „angestammten" Feudalenthums seine prunkenden Kronen erhebt. Wie viel Recht durch diese russische Bodenkultur zertreten, wie viel Glück dadurch vernichtet, wie viel Vernunft dadurch geschändet, wie viel Entwickelung dadurch zerknickt, wie viel Samen der Zerrüttung dadurch ausgestreut wird, das Alles ist eben so wenig Gegenstand der Erwägung, als es Gegenstand des Gewissens mehr ist, und die Blindheit der Geister ist in demselben Maß gewachsen, wie die Verstocktheit der Herzen. Wie der westindische Sklavenzüchter darauf besteht, daß der Neger kein Mensch, daß er nur gleichsam zur Kompletirung des Viehstandes seines Besitzers bestimmt sei, bis endlich der Dolch des Gepeinigten mit leserlicher Schrift das Zeugniß seines Menschenthums dem Peiniger in das verhärtete Herz schreibt, so bestehen jene vierunddreißig Sklavenzüchter Teutschlands darauf, daß das Volk ihr „angestammtes" Eigenthum sei, daß das Volk sich nicht Selbstzweck, sondern nur Werkzeug seiner Treiber sein dürfe, daß das Volk kein Recht auf Selbstbestimmung, sondern nur Hoffnungen auf die Gnadenbestim-

mung seiner Herrgötter habe, daß das Volk als Volk entbehrlich sei, nicht aber diese gekrönten Taugenichtse, die sich durch „legitime" Menschenquälerei vom Nichtsthun erholen und das Volk ihrer musternden Liebesblicke nur dann würdigen, wenn es gilt, aus dem Sklavenhaufen sich einen Schergen auszusuchen oder eine Maitresse. Möge die Aehnlichkeit dieser teutschen Sklavenzüchter mit den westindischen sich auch bis auf die leserliche Handschrift erstrecken, welche ihnen Begriffe von Menschenthum beibringt, nachdem jeder andre Unterricht vergeblich an sie verschwendet worden. Daß ein vom Hungertod Bedrohter einen Bissen Brod vom Tisch des Ueberflusses gestohlen, daß ein mit Füßen Getretener die übermüthige Gewalt durch ein wahres Wort getroffen, daß ein Lichtverbreiter die Nacht des Obskurantismus mit einem Strahl der Aufklärung durchbohrt — diese entsetzlichen Verbrechen verfolgt die geschäftige Justiz, die legale Henkerin aller Humanität, mit erbarmungslosem Eifer, und ein geopfertes Menschenleben und ein endloses Dasein voll Kerkerqual kommt ihr bei ihren barbarischen Bestrafungen gar nicht in Betracht. Daß aber eine Anzahl Gewalthaber Millionen Menschen an den Bettelstab bringen, daß sie ganze Völker täglich und stündlich peinigen und verfolgen, daß sie den Lebenszweck ganzer Generationen in den Schlund ihres unersättlichen Egoismus hinabschlingen und zur Befriedigung eines fürstlichen oder ministeriellen Kitzels die Menschheit um die Frucht ihrer halben Entwickelung zu betrügen suchen — alle diese kolossalen Verbrechen und Schandthaten, denen solcher Name im vollsten Umfang gebührt, wenn er jemals am Platz war, bleiben nach wie vor jeder Justiz entrückt, und der sklavische Kultus, zu welchem das entwürdigte Volk erzogen worden, fährt dabei fort, an den Gewalthabern zu verehren, was es an dem Machtlosen

mit Feuer und Schwert verfolgen würde. Man würde den Fluch auf das Volk, welches solche Schmach erträgt, und nicht auf die Despoten, welche sie ihm zufügen, schleudern müssen, wüßte man nicht, daß dasselbe durch die List und Lüge der Korruption zum großen Theil völlig sich selbst entfremdet worden und daß es erst durchgängig zum Bewußtsein gebracht werden muß, ehe es mit dem Stahl der Rache sich von den Fesseln seiner Erniedrigung befreien kann; wüßte man nicht, daß von den Fratzen der Popanze, die es in seiner gläubigen Einfalt und seiner vertrauenden Demuth als Heilige und Dämonen verehren gelernt hat, erst jede Maske mit pietätloser Hand heruntergerissen werden muß, ehe es den „Hochverrath" an diesen Verehrten als Ehre und Pflicht erkennen lernt; wüßte man nicht, daß jener schnöde, thierische Egoismus seiner Unterdrücker, den man so lang in den Nimbus einer weise waltenden Vorsehung zu hüllen verstanden, ihm erst in seiner ekeln, naturhistorischen Nacktheit gezeigt werden muß, ehe seine Faust sich regt, um dem erkannten Ungethüm den Todesstreich zu versetzen.

Rache, Rache soll dem teutschen Volk in die Ohren geschrieen werden, denn nur Rache kann seinen Treibern gegenüber Gerechtigkeit sein! Wo keine Fähigkeit zur Besserung ist, aber guter Wille, da beseitigt die schonende Humanität; wo aber nicht bloß kein Wille zur Besserung ist, sondern das ganze Streben nur auf Verschlechterung zielt, da beseitigt die befreiende Rache.

Die teutschen Regierungen könnten unsere Zustände bessern, sie könnten die teutsche Nation zur ersten der Welt machen, sie könnten es um den Preis einer edlen Resignation; aber sie wollen es nicht, sie haben sich verschworen, es nicht zu thun, sie haben nur ihren schnöden, höfischen Kabinetsegoismus „von Gottes Gnaden" im Auge und resigniren auf keine Haarbreite, bis man

ſie auf Alles, bis man ſie ſogar auf den Hals reſigniren läßt. Eine ſolche Entfremdung und Abtrünnigkeit der Regierungszwecke von den Volkszwecken, der Regierungsmoral von der Volksmoral, eine ſolche ſyſtematiſch betriebene Abſorbirung aller Rechte in die Futterkrippe des Unrechts, eine ſolche Durchfreſſenheit des Staatslebens von dem Gift der Gewaltdoktrinen, eine ſolche wie für die Ewigkeit verſchworene Unverbeſſerlichkeit der Gewalthaber, wie ſie in Teutſchland exiſtirt, hat kein Land der ziviliſirten Welt aufzuweiſen. Daß ſie in Rußland exiſtirt, in Aegypten, in China u. ſ. w., nimmt keinen Menſchen Wunder, denn dort iſt ſie die Blüthe der Kultur, dort iſt das ganze Volk in ihrer Ueberlegenheit befangen; aber daß ſie in einem Lande noch forteriſtirt, welches die größte Summe von wiſſenſchaftlicher wie humaner Bildung in ſich trägt, welches dieſer Nacht der Rechtsbarbarei die Sonne höchſter Intelligenz gerade ins Geſicht ſcheinen läßt, dieß iſt eine Erſcheinung, bei deren Betrachtung ſich Staunen und Indignation um den Vorrang ſtreiten. Das gewiſſenhafteſte Volk der Welt wird von der Gewiſſenloſigkeit, das moraliſchſte vom Wortbruch, das aufgeklärteſte von der Verfinſterungsſucht, das wiſſenſchaftlichſte von der roheſten Barbarei regiert. Iſt es etwa anders? Man faſſe doch die Thatſachen, wie ſie täglich, ſtündlich ſich vor das Auge drängen, in ihrer nackten, unabweisbaren Wahrheit auf, man ſuche ſich bei ihrer Beurtheilung von dem blaſirenden, entmenſchenden Einfluß der Gewohnheit zu befreien, und man wird zugeſtehen, daß wir eher zu wenig, als zu viel geſagt haben. Man faſſe bloß den letzten preußiſchen Landtagsabſchied in's Auge und denke ſich dieſe Monſterprobe königlicher Frechheit als den zuletzt aufgelegten Stein an dem Gebäude der langen, langen, langen teutſchen Entwickelung! Was wird man dabei empfinden? Wer beim Leſen dieſes Aktenſtücks im Jahr

1846 nicht eher an Säbel und Flintenkugeln, als an Petitionen und Landtage denkt, der hat kein Herz oder kein Blut im Leibe.

Doch vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die politischen Zustände Teutschlands in den allgemeinen Umrissen, um zu sehen, welcher Ausweg sich aus diesem Labyrinth von Unerträglichkeit darbietet.

Der alte Konflikt zwischen dem Eigennutz der Regierungen, welcher von seinem „historischen Recht" nichts ablassen will, und dem Fortschritt des Volksgeistes, welcher seine vernünftigen Rechte ausdehnen muß, wiederholt sich in Teutschland in dem Maße bedenklicher, als dort die Zahl der Regierungen die in andern Ländern übersteigt. Nur eine durchaus blinde Politik konnte zu der Annahme gelangen, daß eine Nation, welche eine wirkliche Einheit bilden soll, unter dreißig bis vierzig Potentaten, welche das Land und das Volk mehr oder minder nur als eine mit Gesinde besetzte Domäne betrachten, einen friedlichen Entwickelungsgang beibehalten könne. Dreißig bis vierzig kleine Republiken können sich als Einheit föderiren und sich einer friedlichen Existenz erfreuen; unter dreißig bis vierzig Dynastieen muß ein Volk zur Revolution getrieben werden. Vollends unausbleiblich aber ist dies Resultat, wenn das Volk durch die Verschiedenartigkeit der dynastischen Interessen und der Institutionen so zerrissen und gelähmt wird, wie es in Teutschland geschieht. Teutschland wird, unter der geheimen Assistenz Rußlands, vollkommen beherrscht von Preußen und Oesterreich. Preußen und Oesterreich sind Muster despotischer Polizeistaaten, in welchen die Dynastie, der Adel und die Büreaukratie trotz den feierlichsten Versprechungen sich verschworen haben, dem Volke nicht den mindesten Einfluß auf den Gang seiner Angelegenheiten zuzugestehen; die übrigen Staaten Teutschlands aber sind, wie man uns versichert, mehr oder

minder konstitutionell und daher auf den Weg gewiesen, ihre natürlichen Rechte geltend zu machen. Dieser Geltendmachung ihrer Rechte aber wirken jene despotischen Regierungen ununterbrochen durch Korruption, durch Hetzereien, durch Drohungen entgegen, so daß die ganze Wirksamkeit der „konstitutionellen" Deputirten bisher es zu nichts Anderm hat bringen können, als mit Noth das Wenige zu erhalten, was man ihnen ursprünglich gegeben hat. Ja auch das nicht einmal. Durch die geheime Verschwörung der Bundesdiplomatie, welche gänzlich von dem lächelnden Schurken in Wien und dem romantischen Jesuiten in Berlin beherrscht wird, hat man nach und nach den konstitutionellen Staaten alle selbstständige Regungskraft gelähmt, ihnen die Preßfreiheit, die sie für sich allein längst errungen hätten, völlig unzugänglich gemacht und sie der Art mit polizeilichen Schranken eingeengt, daß ein Durchgreifen der Opposition auch in der einfachsten und gerechtesten Sache ganz unmöglich ist. Man scheint es so weit gebracht zu haben, daß ein förmliches Verhöhnen der konstitutionellen Opposition zum Prinzip erhoben werden soll. So wurden kürzlich in Kurhessen von dem Mörder Jordans, dem ausgemergelten Gardinenknecht der Frau Lehmann, die Stände bloß zu dem Zweck einberufen, damit jener Bube die Farce mit ihnen aufführen könne, sie am nämlichen Tag wieder nach Hause zu schicken (und sie gingen ruhig nach Hause!); so wurden in Sachsen durch die noch blutbefleckte Hand der Regierung die empörendsten Eingriffe in die „Rechte" der Presse in dem Augenblick gemacht, wo die „Stände" versammelt waren, um jene Rechte in Schutz zu nehmen; so mühte sich in Baden der Landtag vergebens ab, um nur der empörenden Frechheit eines einzigen Zensors einen Zaum anzulegen. Die teutschen Regierungen haben auf die Macht eines einzigen ihrer

Polizeidiener mehr Vertrauen, als das teutſche Volk auf die Macht ſeiner ſämmtlichen Deputirten haben kann. So weit hat Preußen und Oeſterreich es gebracht, und als Mittel zur Erringung ſolcher Reſultate dient ihnen der teutſche Bund. Der teutſche Bund iſt eine Erfindung, wie keine zweite in der Welt exiſtirt. Er liefert den Beweis, daß, wenn eine Anzahl Schurken ſich zu einer gemeinſamen Maßregel vereinigen, ſie dadurch ſanktioniren können, was einfach Schurkerei genannt werden würde, wenn ein Einzelner es zu vollführen den Muth beſäße. Wollen die teutſchen Regierungen dem Volk eine Feſſel anlegen, welche ſie im Hinblick auf ihre Pflichten und Verſprechen ſich ſcheuen oder ſchämen, im eignen Hauſe zu ſchmieden, ſo beſtellen ſie dieſelbe à conto der teutſchen Einheit in der Werkſtätte ihres „Bundes" und fingiren dann eine Pflicht des Gehorſams gegen Befehle, welche ſie ſelbſt durch dieſen „Bund" ſich gegeben haben. Sie geben dem Volk Verſprechen und autoriſiren dann ſich ſelbſt durch ihre Bundestagsbedienten, die Verſprechen nicht zu halten; ſie räumen dem Volk Freiheiten ein und laſſen dann ſich ſelbſt durch ihre Bundestagsbedienten befehlen, die Freiheiten wieder zu vernichten; ſie verſichern das Volk ihres beſten Willens und laſſen dann ſich ſelbſt durch ihre Bundestagsbedienten verbieten, den beſten Willen auszuführen. Dieſe teutſche Bundestagskomödie iſt in der That die frechſte, empörendſte, unerhörteſte Rechtsverhöhnung, welche die ganze Geſchichte aufzuweiſen hat, doppelt nichtswürdig und infam, weil ſie Betrug und Gewaltthat unter der Heuchelei einer feierlichen Rechtswahrung verſteckt. Und dieſer Bund iſt das Werk Preußens und Oeſterreichs! Dieſe beiden „Großmächte" haben es dahin gebracht, daß die übrigen teutſchen Regierungen nichts weiter mehr ſind, als preußiſche und öſterreichiſche Polizeibüttel. Sie verletzen Preußen und

Oesterreich zulieb Gesetze, welche sie selbst gegeben haben, und beweisen in Allem, was sie thun und lassen, eine so sklavische Abhängigkeit, daß bloß die offizielle Anerkennung und Besoldung fehlt, um sie völlig zu preußischen und österreichischen Behörden zu machen. Diese Fügsamkeit wäre unbegreiflich, wenn nicht die sämmtlichen teutschen Regierungen ihr Schicksal voraussähen und die einstweilige Fristung ihrer Existenz noch von dem Anschluß an die Polizei der Despotenstaaten erwarteten. Keine ist hochherzig genug, sich dem Volk in die Arme zu werfen und ihm zu opfern, was die Zeit fordert. Lieber wollen sie fortfahren, sich und ihren Gehülfen das Volk zu opfern. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo das Verhältniß sich umkehrt.

Was Preußen und Oesterreich mit dem Institut des teutschen Bundes bezwecken, muß auch dem Blindesten klar sein. Es dient ihnen im Frieden nur als Medium, ihre Polizei zur allgemein teutschen zu machen und auf diese Weise den teutschen Geist möglichst durch das ganze Land auf dem Niveau zu erhalten, worauf ihn die Polizei in Preußen und Oesterreich hält. Dieß ist ihr Begriff von der gerühmten teutschen Einheit. Die Konservirung einer solchen Polizei-Einheit oder Gleichheit hat nicht bloß den Zweck, die Bedenken fern zu halten, welche das Beispiel einer partiellen Erhebung des Volksgeistes dem preußischen und österreichischen Despotismus verursachen könnte, sondern namentlich auch den Zweck, die übrigen teutschen Staaten zur einstigen gänzlichen Einverleibung in Preußen und Oesterreich geeignet zu erhalten. Daß diese Einverleibung oder Verschlingung die Absicht des preußischen und österreichischen Despotismus ist, wird kein Einsichtiger mehr bezweifeln; daß aber die Gier in Preußen am größten ist, erkennt man, von andern Anzeichen abgesehn, vollständig, wenn man die berüchtigte

Denkschrift des preußischen Bundestagsgesandten vom Jahr 1822 ließt, das infamste Machwerk des Macchiavellismus und Jesuitismus, welches jemals aus der Feder eines politischen Schurken geflossen ist. (Warum kommt doch kein badischer oder sächsischer Deputirter auf den Einfall, dieß sprechende Dokument zum Gegenstand einer Kammerdebatte zu machen?)

So stellt sich also in einfachen Worten das Bild des politischen Teutschlands dar, wie wir es auch schon anderwärts — selbst die klarsten Wahrheiten müssen wiederholt werden — dem Volk vor Augen geführt haben. In der That ein erfreuliches Bild! In der That eine wohlthuende Beobachtung, zu sehen, wie diese drei dutzend Duodez-Staaten durch die geheimen Künste des Berliner und Wiener Macchiavellismus allmälig gezeitigt werden, damit sie im geeigneten Augenblick als reife Frucht den lauernden Despoten in den Schoos fallen. Könnte man in Berlin gewisse Schränke öffnen, man würde schon eine Karte des künftigen preußischen Kaiserreichs vorräthig finden. Wer weiß, ob nicht sogar die Kaiserkrone schon fix und fertig ist und ob nicht der dicke Komödiant, der sie sich hat machen lassen, in besondern Momenten des Kraftgefühls, etwa nach der Zubereitung einer seiner neumodischen Kabinetsordres, den neuen Kopfschmuck seinem mittelalterlichen Schädel vor dem Spiegel anprobirt, um zu sehen, wie sich dereinst ausnehmen wird Seine Majestät

Friedrich Wilhelm der Vierte, Kaiser von Teutschland, König von Polen, König von Holland *),

*) Hardenberg erklärte einst dem ehemaligen bayerischen Gesandten am Berliner Hof, Grafen von Rechberg, als dieser die Bemerkung machte, daß die Acquisition der Rheinprovinzen für Preußen kein wahrer Machtgewinn sei, Folgendes: „Die Rheinprovinzen sind die Vorbedingung zu der möglichen Erwerbung von

König von Belgien, morganatischer Landesherr von „Neuenburg und Valendis", Papst der Protestanten, Beschirmer und Reformator der Katholiken, Schreck aller „Bösen", d. i. Freien, Hort aller Ehre, d. i. Jesuiterei, Förderer alles „Strebens nach Licht", d. i. nach den Absurditäten der romantischen Zeit, Protektor aller wahren Humanität, d. i. Bruder Nikolaus des Barbarischen, und endlich — Professor in der königlichen Beredsamkeit.

Dieser Friedich Wilhelm scheint seinem Vater, der des Guten genug gethan hatte, mit der Prätension gefolgt zu sein, daß er vorzugsweise berufen sei, mit seiner romantischen Politik das Werk der Borussifizirung Teutschlands vorzubereiten oder vielmehr auszuführen. Da er aber, weil er keine Soldatenseele ist, sich nicht auf den kurzen Prozeß mit dem Schwert verläßt, so hat er den Plan tiefer angelegt und hofft auf „friedlichem" Weg mit seinen Künsten allmälig durchzudringen. Er will erst friedlich vorarbeiten, um dann seine Pickenträger bloß als Besitzergreifer detachiren zu können. Trotz der totalen Dummheit der Finessen aber, die er bei der Verfolgung dieser Plane anwendet (der „teutsche Dom", der Orden

---

Holland und insofern unschätzbar." Man sieht, welch einen Magen die Ländergier des Berliner Kabinets hat. Wäre Teutschland eine Republik, es würde sehr bald, natürlich mit besserer Berechtigung, Holland zu einem Anschluß bringen und dadurch mit einem Schlag eine Seemacht werden. Unterdessen sucht die Berlinerpolitik Holland auf Kosten Teutschlands zu ködern und zwar ohne Erfolg. Man sagt, die preußischen Minister seien von den Holländern bestochen. Wir halten das nicht für unmöglich, glauben aber, daß die Holländer solche Bestechungen sparen können, da die preußische Politik sich selbst besticht durch die Hoffnung auf die einstige Inkorporirung des Dünenlandes. Sogar in Belgien wirft sie ihre Köder aus.

pour le mérite, der Schwanenorden, die protestantische Synode, seine diplomatischen Reisen, die Zollvereinsmanöver, die Koketterieen mit dem Sundzoll*) ꝛc. ꝛc. — alle diese Dinge gehören hierher, — scheint das neue

*) Bekanntlich kokettirt der Berliner Machiavellismus mit nichts eifriger, als mit dem Teutschthum. Friedrich Wilhelm ist vorzugsweise der „teutsche König", er ist der Vertreter der „teutschen Interessen" im Ausland, Preußen ist die Avantgarde der „teutschen Nation", in Berlin soll sogar eine „teutsche Zeitung" mit preußischem Unterthanengeld gestiftet werden u. s. w. u. s. w. Obgleich es nun längst sonnenklar am Tage liegt, wie das Berliner Teutschthum zu verstehen und was sein hinterhaltiger Zweck ist, so sieht man doch noch immer von der Blindheit so mancher „Teutschen" namentlich aber von der wahrhaft bestialischen Schamlosigkeit des journalistischen Servilismus bei jeder Gelegenheit die „ächt teutschen" Intentionen und die „nationalen" Aufopferungen der Berliner Politik hervorheben. Genau mit demselben Rechte könnten sie sich in das Lob der „teutschen" Intentionen der russischen Politik ergießen. Wer durchaus die Probe auf die Unheilbarkeit seiner Blindheit oder seines Servilismus machen will, wer weder durch die Zollvereinssuprematie, noch durch das russische Kartellverhältniß, noch durch die Denkschrift von 1822, welche das wahre Verständniß des Berliner Teutschthums liefert, geheilt werden kann, der bleibe dem Berliner „Teutschthum" auch noch treu, nachdem er dessen Verhalten in der Schleswigschen Frage beobachtet hat. Da war es an der Zeit, aus dem Teutschthum eine Wahrheit zu machen, da aber blieben selbst die teutschen Phrasen aus, die sonst bei jeder Gelegenheit in die Menge geworfen werden, und man mußte die Rolle des „ächt teutschen", des allerteutschesten Königs dem Narren in München überlassen. Da hat man gesehen, wie das Berliner Teutschthum mit dem Russenthum liirt, gegen das teutsche Volk gesinnt ist. Der hochmüthige Berliner Absolutismus, der in der Unumschränktheit seine Ehre sucht, der keiner Macht gehorchen, keinem Gesetz unterthan sein will, einen Herrn hat er, dem er dient, dem er gehorcht, dessen Knecht er ist, und dieser Herr heißt Nikolaus. Als Knecht und Alliirter des russischen Ungeheuers

System von Machiavellismus, das er sich gebildet, noch immer nicht genug erkannt, und bei jedem Vorkommniß gewürdigt zu werden, obschon man eben nicht behaupten kann, daß dasselbe sich in seinen Resultaten bewährt habe. Ach! er hatte es sich so schön zurecht gemacht, es so versöhnend eingekleidet; warum folgte man ihm nicht? Es muß „herzerkältend" sein, die edelsten Intentionen so verkannt oder zurückgewiesen zu sehen; es muß bitter für eine Majestät sein, in einer Rolle Fiasko zu machen, auf die man sich ein Paar dutzend Jahre hinter den kronprinzlichen Koulissen vorbereitet hatte.

Auf die schöne, wüste Romantik des teutschen Volks sich verlassend, die er mit so besonderer Vorliebe studirt hatte, glaubte Se. Majestät, dasselbe werde sich ihr schon willig in die Arme werfen, wenn sie ihm nur mit ritterlichen Phrasen das Herz berausche und durch mittelalterliche Schöpfungen die Phantasie erfülle. Und das Volk hörte ihr begeistert zu, dennoch folgte es ihr nicht, denn der Instinkt der Völker reicht in der Regel weiter, als ihr Verstand. Wäre das Volk auf diese Politik eingegangen, hätte es sein geschichtliches Leben nur aus dem romantischen Geistesquell zu Sanssouci empfangen und auf die selbstständige Entwicklung völlig verzichten wollen, so würde die Sache ihren schönsten Verlauf gehabt haben. Se. Majestät mit dem großen Geist und dem großen Herzen hätte Alles hübsch mittelalterlich renovirt, hätte als eine segnende Feudalgottheit über dem Ganzen geschwebt, so weit die

---

der Verräther des teutschen Volkes zu sein, darin besteht das Teutschthum des „teutschen Königs" in Berlin! Und am Gängelseil einer solchen Politik rennen fünfzehn Millionen Menschen daher und schreien Hurrah über die teutsche Nation und lassen ihre „teutschen" Hoffnungen trotz allen Thatsachen auffrischen durch „Berichtigungen" der „Preuß. Allgem. Zeitung"! Wir schämen uns, zwischen diesen fünfzehn Millionen geboren zu sein.

ruſſiſche Allianz ihr Raum gelaſſen, hätte das Manna ihrer Gnade auf Volk und Vaſallen herabgeträufelt, das Land hätte Tag und Nacht von den Hymnen der Treue und von den Glocken der Frömmigkeit wiedergetönt, in dem kölniſchen Dom der teutſchen Einheit wäre ſpäter dem großen Beglücker durch „Seine erzbiſchöfliche Gnaden" die teutſche Kaiſerkrone aufgeſetzt worden und er hätte, des ewigen Nachruhms gewiß, ſein erhabenes Haupt in dem dynaſtiſchen Mauſoleum unter ſeine „großen" Väter gebettet.

So ſcheint der Mann in Berlin ſich ſeine Zukunft ausgemalt zu haben. Er zeigt von Neuem wie bedenklich es für die Völker iſt, daß ein Narr durch ſeinen Machtbeſitz verleitet werden kann, ſich für den Herrn ihres Schickſals zu halten. Doch daß der König von Preußen ein Narr iſt, würde man ihm noch verzeihen können, wenn man in der Polikik Naturfehler in Anſchlag brächte; aber er iſt, wie wir ſchon geſagt, bei Weitem mehr noch ein Jeſuit und ein Deſpot. Bis jetzt hat er noch gar zu häufig das Glück gehabt, daß man ſeine Politik unter den Schutz ſeiner Narrheit ſtellte, und ſeiner Romantik einen guten Willen zugeſellen zu müſſen glaubte, weil man gewöhnt iſt, nur die ſchlaue Bosheit ſich in ſolchen Stellungen nicht blamiren zu ſehen. Aber man kommt von dieſer Täuſchung mit bereicherter Menſchenkenntniß zurück. Der König von Preußen hat eine ſo dünkelhafte Idee von ſeiner Stellung, daß er ſogar glaubte, ohne Gefahr für ſeine Plane ſich lächerlich machen und die Lächerlichkeit als Mittel der Popularität benutzen zu können. Aber er hat dieß Mittel in ſo großen Doſen applicirt, daß ſogar die Lächerlichkeit ihre Kraft verloren. Der Ernſt allein bleibt zurück, und der hält ſich an die Thatſachen mit ihren nüchternen Lehren. Wenn man den König von Berlin auch nicht als den einſtigen Erhalter des politiſchen Wochen-

blattes kennte, wenn man auch nicht wüßte, daß er bei der Erſetzung der verſprochenen Reichsſtände durch die Farce der Provinzialſtände die Hauptrolle geſpielt, ſo würde man ſeine wahre Natur aus ſeinen neueren Regierungshandlungen hinlänglich erkannt haben. Im Grunde ſind ſeine Begriffe von der Stellung des Volkes ſo despotiſch, wie diejenigen ſeines ruſſiſchen Schwagers nur ſein mögen. Er hat aber geglaubt, ſie unter romantiſchen Formen und Phraſen zeitgemäß verhüllen, und dem Weſen nach doch das Nämliche erreichen zu können, was der Ruſſe erreicht hat. So lang er hoffen konnte, das Volk werde ſeiner Politik zu Willen ſein, floß ſein Mund von gütigen Worten über, er trof förmlich von „Ehre", „Gerechtigkeit", „Treue" u. ſ. w.; als er aber nach und nach erkannte, daß alle dieſe Redensarten in dem Wörterbuche des Volks eine andere Bedeutung haben, als in dem Wörterbuche einer romantiſchen Feudalmonarchie, begann er eine andere Sprache. Er begann zu drohen und einzuſchüchtern. Der Grimm des Despoten mußte den Phraſen des Romantikers zu Hülfe kommen und die Zeit wird es lehren, daß ſeine despotiſche Natur ſich immer mehr nach Außen kehren muß. Je mehr der Geiſt des Volks ihn drängt, deſto mehr wird er die Fähigkeit verlieren, ſeine landesväterliche Maske beizuhalten, und die Berliner Politik wird in geſteigertem Grade thun, was ſie ſchon oft gethan hat, nämlich „beginnen mit Heuchelei und enden mit Gewaltthat". Dieſer moraliſche und humane Herr in Berlin, der den Drang ſeines romantiſchen Herzens zum Geſetz für das ganze Teutſchland machen wollte, und von dem eine „hochſtehende" Perſon geſagt hat, „er würde der größte Tyrann der Welt ſein, wenn ihn nicht die Eitelkeit triebe, mit der öffentlichen Meinung zu kokettiren", dieſer humane Herr wird mit derſelben Unbedenklichkeit ein halbes Volk niederſchießen laſſen, wenn

er dadurch seinen Feudalismus retten kann, womit er jenen Bürgermeister köpfen ließ, den er durch Fußtritte zum Mörder gemacht hatte. Doch, wenn wir einmal an das Niederschießen in Massen kommen, sind die Zeiten geändert und dann sind andere Waffen bereit, als das Terzerol des Bürgermeisters Tschech.

Die entscheidende Probe für die moralische wie die politische Gesinnung des Königs von Berlin hat die Verfassungsfrage abgegeben. Der Mann, der so viel von „Ehre" und „Treue" gesprochen, mußte sich vor der ganzen Welt der jesuitischen Betheiligung am Wortbruch seines Vaters zeihen lassen und sieht sich jetzt in der kläglichen Stellung, der Verurtheilung seiner Moral und der Aufdeckung seines Jesuitismus nur kindischen Trotz und despotische Ueberhebung entgegensetzen zu können. Die Rettung seiner Königlichkeit weiß er in nichts Anderm mehr zu finden, als in dem Ruhm, daß er sich „nichts abtrotzen lasse," so lang man nämlich mit dem Abtrotzen keinen eisernen Ernst macht. Doch diese Stellung ist der Volkssache sehr günstig. Die Erklärung: ihr sollt nicht, weil ich nicht will, diese unmittelbare Gegenüberstellung des Majestätstrotzes gegen das Volksrecht muß das Volk endlich dahin bringen, ebenfalls an seinen Trotz zu appelliren und zu versuchen, ob der Wille des einen Mannes in Berlin stärker sei, als der Wille von fünfzehn Millionen. Wer über das Resultat dieses Kampfes zweifelhaft sein kann, der ist ebensowenig zurechnungsfähig, als wer da glaubt, daß er ausbleiben könne. Trotz der teutschen Geduld, welche nach Unendlichkeiten zu messen pflegt, hat solcher Glaube keinen Halt mehr. Die Geduld der Völker stellt sich auf die Dauer in ein genaues Verhältniß zu ihrer politischen Einsicht, und diese ist es, welche trotz allen Vorkehrungen in Preußen und dem übrigen Teutschland so tiefen Grund zu

faſſen beginnt, daß ſie nicht mehr ausgerottet werden kann. Was ein Volk wirklich als ſchlecht und unrecht erkennt, das ſchafft es ſich auch vom Halſe, heute oder morgen. Der Druck aber iſt in Teutſchland fortwährend am Wachſen, weil das ganze ſchlechte Syſtem, unter welchem das Volk leidet, keine Fähigkeit beſitzt, ſich wirklich zu verbeſſern, mithin, wenn es nicht vollſtändig aufgegeben wird — und dieß will man nicht, — ſeine Rettung einzig in der Zurückdrängung des Volksgeiſtes in die alten Grenzen ſuchen kann. Und in dieſem Streben muß es untergehn.

Glaubt man wirklich noch an die Möglichkeit durchgreifender Reformen in Teutſchland ohne Revolution? Betrachten wir kurz die Bedingungen dazu.

Für's Erſte iſt es überhaupt eine Thorheit der Unmündigen, an eine Zukunft des Königthums zu glauben. Die Zukunft der Politik iſt, wie mit der Zeit jedes Kind einſehen wird, republikaniſch. Wer über das A, B, C der Politik hinaus iſt, der weiß, daß Königthum und Volksrecht wie Königthum und Vernunft unvereinbare Widerſprüche ſind. Nur unkultivirte Völker, deren Rechtsbegriffe nicht entwickelt ſind, können ſich eine Regierung gefallen laſſen, die ſie nicht aus eigner Machtvollkommenheit aus ihrer Mitte wählen und nach Umſtänden wieder durch eine andere erſetzen. Die Menſchheit läßt das hohe Ungeziefer nur ſo lang auf ihrem Kopf ſich nähren, als ſie nicht erwachſen genug iſt, ſich zu kämmen.

Wenn man nun auch einverſtanden damit iſt, daß aus Teutſchland ſo gut, wie aus jedem Staat, eine Republik werden müſſe, ſo könnte man doch etwa annehmen, der Uebergang dazu werde durch eine friedliche konſtitutionelle Entwickelung führen. Geſetzt, dieß ließe ſich zugeben, ſo wird man jedenfalls erkennen, daß am Ende der konſtitutionellen Entwickelung doch immer wieder die Revolution

zu erwarten sein würde, denn kein Fürst und kein Anhang eines Fürsten überläßt freiwillig seinen Platz dem Volk. Sie müssen und werden jederzeit nur durch Gewalt entfernt werden, das liegt in der Natur der Sache. Sieht man dieß Alles voraus, wozu denn die Entwickelung auf den langen Umweg hindrängen, statt dem Ziel auf geradem Wege zuzustreben? Welche politische Mathematik lehrt es, daß der lange Weg und Revolution besser sei, als der kurze Weg und Revolution?

Aber selbst eine solche konstitutionelle Umwegs-Entwickelung ist in Teutschland nicht möglich. Wir erwägen nur Eins. Zum konstitutionellen Leben gehört als Minimum der Rechte und als erstes Requisit freie Presse. Wie wird Teutschland aber in seiner gegenwärtigen Eintheilung mit wirklich freier Presse forteristiren können? Wird diese Anzahl von Höfen eine freie Presse ertragen und wird das Volk diese Anzahl von Blutigeln länger dulden, wenn es durch freie Presse über das monströse Mißverhältniß vollständig aufgeklärt ist? Wird es das Gefühl seiner Einheit durch einige dreißig mehr als überflüssige Fürsten zerstückeln lassen? Wird es diese Fürsten mit ihrem jedesmaligen Anhang von Höflingen, von Volksbetrügern, von Soldaten, von Polizisten dulden, wenn es zur Erkenntniß gekommen, daß ein einziger als nothwendiges Uebel noch zu viel wäre? Von dem, was die teutschen Höfe mit ihrem Anhang verschlingen, könnte ein ganzes Volk von freien Bürgern existiren. Wird man, nachdem jetzt die „sozialen" Fragen mehr als je zur Erörterung gekommen, jene sozialen Ungeheuer noch dulden, sobald man durch eine freie Presse über sie völlig in's Klare gekommen? Fürwahr, auf ein wahres konstitutionelles Leben ist in Teutschland so wenig vom Volke zu hoffen, als die Höfe von demselben die Sicherheit ihrer Forteristenz erwarten werden. Die

Fürsten werden daher eine wirkliche Konstitution niemals geben, und sollten sie jemals dahin kommen, sie geben zu wollen, so wird das Volk, das zum Theil schon jetzt weit darüber hinausdenkt, sie nicht mehr haben wollen.

Man könnte nun einwenden, daß es eine bessere Zukunft Teutschland vorbereiten hieße, wenn man die von uns bekämpfte Einverleibung der kleinern Staaten in die größern, namentlich in Preußen, befördern helfe. Aber wird Jemand glauben, daß der preußische Hof, wenn er über Teutschland geböte, die andern Höfe nicht durch Vasallen und Aftervasallen ersetzen würde? Würde die feudalistische Gliederung, in welcher er sich mit Hülfe von Prinzen, Mediatisirten und Adelichen nach unten hin durch das große Land hindurch abstufen müßte, nicht ein gleich großes oder noch größeres Uebel schaffen, wie der jetzige Rattenkönig von kleinen Höfen bildet? Jetzt bietet dieß Gezücht doch wenigstens noch Abwechselung dar; unter der Herrschaft des Berlinerthums aber würde sogar die Abwechselung verschwinden und jener schauerlichen preußischen Todesuniformität Platz machen, die selbst der Prinzenrace nur einen einzigen Schnitt gönnt. Und würde nicht überdieß das preußische Soldaten- und Büreaukratennetz das Kleid abgeben, in welches man das ganze teutsche Volk einschnürte? Man hätte also durch die Borussifizirung Teutschlands selbst für eine konstitutionelle Mittelstufe nichts gewonnen, sondern nur verloren.

Welche Aussichten wird man sich sonst noch bilden? Will man etwa sich der unwürdigen Hoffnung auf irgend eine ausgezeichnete Persönlichkeit unter den teutschen Fürsten hingeben? Selbst die Zulässigkeit einer solchen Hoffnung an sich angenommen: wo gibt es unter den teutschen Fürsten eine ausgezeichnete Persönlichkeit? Ist nicht das ganze Geschlecht physisch und moralisch durch und durch entartet? Ist auch nur ein einziger Zoll von einem großen

Mann an ihnen zu finden? Ist nicht jeder Zoll an ihnen ordinärer Egoismus, Bornirtheit und Jämmerlichkeit? Geht in die erste beste Hütte von Bettlern und Taglöhnern und ihr findet mehr Stoff zu großen Männern als in allen Palläſten der teutſchen Fürſten. Und auf ſolche Menſchen ſollte ſich die Hoffnung der Völker ſtützen? Schämt euch, euer Schickſal von der Schädelbildung entarteter Prinzen abhängig zu machen und, wenn eure Ausſichten an der Despotenphyſiognomie des einen zu Schanden geworden, ſie an die Naſe ſeines Nachfolgers zu knüpfen. Selbſt in Preußen gibt es noch Narren genug, welche von dem Despotismus des jetzt regierenden Romantikers ihre banquerott gewordenen Hoffnungen auf das Bischen Rationalismus übertragen, wodurch der lederne Thronfolger, dieſer geiſtloſe Gamaſchenheld, nach Art der Kronprinzen mit dem Volke kokettirt. Der eine wird euch militäriſch tyranniſiren, wie der andere romantiſch, und ihr verdient es, wenn eure Einſicht nicht größer wird, als euer Muth, und euer Muth nicht größer, als eure Einſicht.

Nein, nicht in Dynaſtieen, nicht in Fürſten, nicht in Miniſtern, nicht in Diplomaten darf das Volk ſein Heil mehr ſuchen. Es ſuche ſein Heil einzig in ſich ſelbſt. Das teutſche Volk wird eine Revolution machen, eine gründliche; es wird alle ſeine Unterdrücker und Blutſauger aus dem Lande jagen und eine Föderativrepublik errichten. Erſt dann wird es ein teutſches Volk, eine teutſche Freiheit, eine teutſche Einheit, ein teutſches Leben, eine teutſche Ehre, ein teutſches Glück geben.

Wir wiſſen und haben es euch ſchon vorgehalten, ihr möchtet gern auf dem unendlichen Weg der „Geſetzlichkeit“ bleiben. Aber, nochmals fragen wir euch, gibt es denn bei euch einen geſetzlichen Weg? Iſt eure „Geſetzlichkeit“ etwas Andres, als ein Deckmantel und Hülfsmittel für

die Willkür der Gewalt? Sind eure „Gesetze" etwas Andres, als direkte oder indirekte Ausflüsse dieser Willkür? Sind sie nicht Diktate der Barbarei und des Unsinns, des Despotismus und der Lüge, sanktionirt durch den geschändeten Namen der Gesetzlichkeit? Habt ihr ein einziges „gesetzliches" Recht von Bedeutung, das wirklich ein Menschenrecht wäre und das ihr gegen die Gewalt geltend machen könnt; habt ihr ein einziges, das sie euch nicht wieder nehmen oder verkümmern könnte? Was Grundsätze für den einzelnen Menschen, das sind Gesetze für ein ganzes Volk. Grundsätze aber bildet man sich selbst und läßt sie sich nicht diktiren. Wohlan, wollt ihr die Henkergesetze eurer Unterdrücker eure Volksgrundsätze nennen? Dann wäret ihr werth, mit Blut aus der Reihe der Völker ausgestrichen zu werden. So lang ihr jene Gesetze nicht mit Füßen tretet, so lang habt ihr keinen Begriff von gesetzlicher Freiheit. Euer gesetzlicher Zustand ist nichts weiter als ein Kriegszustand zwischen den planmäßigen Rechtsräubereien der Gewalt und der duldenden Defensive des Volks, ein Krieg, in welchem die Gewalt stets Sieger bleiben muß, so lang das Volk ihre Hauptwaffe, die sogenannte Gesetzlichkeit, für unantastbar hält. Gesetzlichkeit gibt es nicht, wo die Gesetze keine Volksgesetze sind. Euer „gesetzlicher Weg" ist der Weg zum Verderben, nicht zur Freiheit. Befreit euch von euren jetzigen „Gesetzgebern", befreit euch mit Gewalt und schafft euch selbst eine Verfassung: dann erst habt ihr einen gesetzlichen Weg vor euch und auf ihm mögt ihr einer glücklichen Zukunft entgegengehen.

Legt eure Thorheit von der einen und eure Heuchelei von der andern Seite ab. Sprecht endlich das letzte Wort unumwunden aus. Erkennt es und gesteht es, daß ihr, die Preußen voran, das Banner der Revolution

erheben müßt. Eure einsichtigsten Volksmänner haben dies längst erkannt und sie würden es offen erklären, wenn sie sich sicher wüßten. Sich als Revolutionär zu bekennen, muß aufhören eine Schande zu sein, wozu es die Reaktionäre so gerne machen mögten. Sich der Revolution schämen, heißt sich des Rechts schämen. Wir müssen dem Wort Revolution den Kours erringen, den jetzt das beliebte Wort Gesetzlichkeit hat. Wir haben kein Recht, an eine Besserung zu denken, so lang wir uns nicht erkühnen, das einzige Mittel der Besserung zu Ehren zu bringen und anzuwenden. Vor allem aber müssen wir es zu Ehren bringen in den Köpfen der Soldaten. Wir müssen jeden Soldaten „korrumpiren", d. i. humanisiren, jeden zum „Verräther", d. i. zum Sohn des Volkes machen.

Möge der Tag bald erscheinen, wo das teutsche Volk Rache nimmt für alle die Schändlichkeiten und Gewaltthaten, für die tausend Rechtsverhöhnungen und Mißhandlungen, unter welchen es so lang geseufzt und sich im Staube gewunden hat! Wenn aber der Tag des Gerichts erscheint, so wünschen wir aufrichtig, daß er nicht in die kalte Jahreszeit fallen möge, denn die Armen würden der Holztheurung wegen erfrieren müssen, sollten alle Schurken und Volksverräther in Teutschland ihren Laternenpfahl finden!

Auf, ihr Teutschen! Die Zeiten drängen. Niemand schenkt euch ein verlorenes Leben wieder. Verloren ist euer Leben, so lang es nicht ein freies ist, und ihr werdet nicht eher frei, als bis ihr eure Unterdrücker vogelfrei macht!

Die Kölner Hetzjagd.

In einem vernünftigen Staat (und nur ein solcher ist ein wirklicher Staat) wird die freie Bewegung der Bürger nur so weit beschränkt, als sie absolut zu öffentlicher Benachtheiligung oder Gefahr führt. Man erkennt in einem vernünftigen Staat an und muß es anerkennen,

1) daß die möglichst freie Bewegung jedes Einzelnen ein unveräußerliches Recht und ein Gut ist, wofür es keinen Ersatz gibt;

2) daß der Gebrauch der Freiheit die Gefahren fern halten lehrt, welche die Unfreiheit von ihr fürchtet;

3) daß die durch Bevormundung zu erzielende Fernhaltung einzelner Uebel, welche der Gebrauch der Freiheit dennoch mit sich führen kann, kein hinreichender Preis ist, um für die Vortheile der freien Bewegung als Ersatz dienen zu können.

Nach diesen Grundsätzen sehen wir in jedem freien Staat verfahren. In jedem freien Staat bringt schon das Freiheitsgewissen — von der Rücksicht auf den Volkswillen ganz abgesehen — die Regierenden dahin, daß sie nicht ohne die dringendste Nothwendigkeit die bevormundende oder beschränkende Hand an die freie Be-

wegung legen, daß sie vielmehr die Freiheit als etwas „Heiliges" ansehen. Gebietet aber die Nothwendigkeit, eine Beschränkung zu verordnen, so wird wenigstens die Strafe der Uebertretung nicht im Mißverhältniß zu der Bedeutung der Sache stehen und nicht an die Aufrechthaltung einer geringfügigen Verordnung der ganze Aufwand der Staatsmittel gesetzt werden. *)

Wo dagegen kein Freiheitsgewissen existirt, wo vielmehr nur das böse Gewissen der Unfreiheit, der Unterdrückungslust am Ruder sitzt, da kennt man keine Bedenken bei der Beschränkung der freien Bewegung, da gilt kein Maßstab der Vernunft oder des Rechts, da schneidet man im Kleinen wie im Großen ein Stück Freiheit ab, wie man das Unkraut abschneidet, da richtet man sich nur nach dem augenblicklichen, egoistischen Interesse der Gewalt oder nach den Einfällen der polizeilichen Bevormundung und verfolgt den geringsten Widerstand mit Feuer und Schwert, damit der despotischen Autorität kein Abbruch geschehe.

Wenn in Preußen zufällig der Wind einen Funken aus einer Pfeife in einen Heuschober weht oder wenn ein Polizeiminister einen Menschen auf dem Spaziergang mit brennender Cigarre auf tausend Schritte an einem Pulvermagazin vorübergehen sieht, so reicht dieß schon hin, um für das ganze Land den Befehl hervorzurufen, daß

---

*) In Baselland habe ich an den Weinbergen Warnungstafeln gesehen, welche dem Wanderer verbieten, „Trauben zu nehmen, bei 3 Batzen (g. Groschen) Buße." Der gesunde Sinn des Volks kalkulirt dort, daß ein Magen höchstens für 3 Batzen Trauben aufnehmen könne, und bestimmt hiernach den Ersatz als Strafe. In Preußen wurde vor einigen Jahren eine arme Frau zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, weil sie versucht hatte, an ihres Nachbars Kuh — sich etwas Milch zu melken!

kein Mensch mehr mit brennender Pfeife sich dürfe blicken lassen. Ob ein solcher Befehl vernünftig motivirt sei, ob die Nothwendigkeit ihn gebiete, ob die Befolgung desselben Millionen Menschen in ihren Rechten und Gewohnheiten kränke, daran wird gar nicht gedacht, diese Frage wird gar nicht aufgeworfen. Man ist gewöhnt, daß die Puppen von Unterthanen ohne Weiteres folgen, sobald der polizeiliche Faden gezogen wird, und so zieht man den Faden, wie man Lust dazu hat. Einen beliebigen Druck auf die militärische Maschinerei des Unterthanenthums appliziren, das nennt man in Preußen (wie in Rußland) Regieren. Gesetzt, die Majestät hält eine Parade ab und bei der Gelegenheit fällt es ihrer militärischen Aesthetik ein, daß irgend einem Musketier oder Unteroffizier der Bart zu weit in's Gesicht gewachsen sei; flugs gebietet eine Kabinetsordre (scheußliche Erscheinungen, diese Kabinetsordres im 19. Jahrhundert!), daß in der ganzen Monarchie die Backenbärte nur bis zum Meridian der Nasenspitze hinabwachsen dürfen, und in vierundzwanzig Stunden liegen hunderttausend Gesichter allerunterthänigst unter dem uniformirenden Messer des Barbiers. Und so geht es im Einen wie im Andern, im Kleinen wie im Großen, in geistigen wie in materiellen Dingen. Man rasirt die Freiheit wie man die Bärte rasirt. Die Organisation der Büreaukratie, der Polizei und des Soldatenthums sorgt dafür, daß jeder Befehl, und wäre er noch so kleinlich und unsinnig, sofort bis in alle Schichten und Winkel zur Ausführung kommt, und diese Pünktlichkeit in der Ausführung übt durch die Zeit sogar eine sanktionirende Wirkung auf den Inhalt der Befehle aus.

In der Schweiz, in Nordamerika u. s. w. sollte es der Regierung einfallen, den Bürgern die Bärte stutzen oder Vorschriften über ihr öffentliches Auftreten geben zu

wollen, ohne daß eine offenbare Nothwendigkeit oder sanktionirende Gewohnheit solche Vorschriften hervorriefe! Man würde sie nicht einmal absetzen, man würde sie auslachen. In Preußen wird jeder Einfall der Befehlenden sofort „Gesetz" und gibt den Bürgern immer neue Gelegenheit, „gesetzlich" aufzutreten. Fällt es der Majestät oder einem Minister ein, daß die Mützen auf dem rechten Ohr getragen werden sollen, so wird ein „Gesetz" über das Mützetragen auf dem rechten Ohr erlassen, und alle Polizeihunde begehen die heilige Handlung, darauf zu achten, daß die Mützen in den „gesetzlichen Schranken" bleiben; und wird irgendwo Einer erwischt mit der Mütze auf dem linken Ohr, so wird der Lump seine Vertheidigung ganz sicher darauf basiren, es sei nicht seine Absicht gewesen, den „gesetzlichen Weg" zu verlassen, vielmehr sei er stets ein „treuer Unterthan Sr. Majestät" gewesen und werde es jederzeit bleiben, sollte auch das „Gesetz" erlassen werden, daß die Mützen fortan auf dem Rücken getragen werden müssen.

Bei der Besprechung der Kölner Hetzjagd ist es keinem Menschen eingefallen, dem System auf den Grund zu gehen, wovon jenes Skandal eine Konsequenz gewesen; nein, man hat bloß gefragt, ob — die Bajonette der Soldaten diejenigen getroffen, die mit Steinen geworfen, oder ob auch Solche niedergestoßen worden, die nicht mit Steinen geworfen. Einen andren Gesichtspunkt hat man nicht gefunden. Wir werden auf das militärische Vieh ebenfalls zu sprechen kommen; einstweilen aber scheint uns die Frage, ob die Polizei in jeden Dreck ihre Nase stecken dürfe, um den Gestank in ein ganzes Land zu verbreiten, eben so wichtig zu sein, wie die Frage, ob das Militär, als Gehülfe jener Polizei, mit seinem Bajonett stoßen dürfe, wohin ihm beliebt.

In der Schweiz, in Nordamerika u. s. w. fällt es

der Polizei gar nicht ein, z. B. das öffentliche Schießen durchweg zu verbieten. Jeder Schuljunge läuft, wenn er Lust hat, mit einem Pistol herum und amüsirt sich mit Knallen in die Luft, so weit Eltern und Lehrer es ihm gestatten. Man sollte sagen, kein Mensch sei dort des Lebens sicher; kein Mensch aber hört von einem Unglück. Man veranstaltet sogar öffentliches Scheibenschießen für Knaben, die kaum eine Flinte aufheben können, und auf diese Weise sind dort die Knaben mündiger, als bei uns die Greise. Dadurch aber, daß sie Freiheit haben, am rechten Ort zu schießen und sich zu bewegen, bleibt ihnen zugleich der Gedanke fern, es am unrechten Ort zu thun. Eine Viertelstunde von Zürich sieht man auf offenem Felde, ganz einsam, zwei gefüllte Pulvermagazine stehen. Kein Mensch beachtet sie, keine Schildwache bewacht sie. In Preußen würde ein unbewachtes Pulverhaus der ganzen bewaffneten und unbewaffneten Macht schlaflose Nächte verursachen, man würde keine andere Gedanken haben, als entweder, das Pulver werde gestohlen, oder es werde von Revolutionärs benutzt, um den Staat in die Luft zu sprengen, oder der Muthwille werde es anzünden, um sich einen Spaß zu machen. In Zürich aber denkt weder ein Mensch an das Stehlen, noch an Revolution, noch an Explosion, und die Pulvermagazine bleiben Jahr aus Jahr ein unberührt. Das ganze Volk steht dort Schildwache. Da haben wir öffentliches Vertrauen, da haben wir öffentliches Rechtsgefühl, da haben wir öffentliche Freiheit! So erzieht die Freiheit sich selbst, so wird die öffentliche Freiheit zur öffentlichen Sicherheit, — wo nämlich keine Macht existirt, die in der Freiheit des Volks ihren Tod erblickt.

In Preußen ist jede eigne Lebensbewegung des Volks, von der Deputirtenthätigkeit bis zum Pulverknallen eines

Schuljungen herab, ein Todeszeichen für die Gewalt. Die Gewalt aber will am Leben bleiben, sie will es um jeden Preis, und da sie nur von dem einzigen Zentralpunkt des Kabinets ausgeht, so ist die Bewachung der Schlüsselbüchse eines Schulknaben eben so gut eine „königliche" Funktion, wie die Bewachung der Presse, und muß mit demselben „Ernst" und derselben Konsequenz und derselben Barbarei durchgeführt werden. Mag es sich um das Pulververgnügen bei einer Kirchenmesse oder um irgend eine andre Dummheit handeln, — wir legen auf die Art des Faktums an sich keinen Werth, — genug, jedes Kind, man möchte sagen, jede Maus kann in Preußen die ganze Staatsmacht gegen sich auf die Beine bringen und ein Blutbad veranlassen, weil die ganze Staatsmacht sogar gegen die Regung jedes Kindes und jeder Maus bestimmt und organisirt ist. Daß jede Regung unterbleibe und, wenn sie dennoch erfolgt, der Gewalt die Satisfaktion errungen werde, sie wieder erdrückt zu haben — das ist in Preußen der höchste Preis der Regierungsthätigkeit und an solchen Resultaten bewährt sich dort die berühmte „Festigkeit", der „feste, ruhige Gang der Regierung."

In einem vernünftigen Staat wird die Polizei von den Gemeinden, von den Bürgern selbst ausgeübt. Dort verbietet man nichts unnöthiger Weise; erfolgt aber ein Verbot, so beruht die Garantie der Befolgung in der ganzen Bürgerschaft. Ein ernstlicher Konflikt, in welchen ganze Massen um einer Bagatelle willen hereingezogen würden, ist dort gar nicht denkbar. In Preußen aber, wo der Riß der Gewaltherrschaft durch den ganzen Staat geht und ihn in zwei Hälften theilt, nämlich in die Königspartei mit ihrem ganzen ungeheuren Rüstzeug von Dienerschaft, und in die Bürgerpartei, welche von jener geknechtet und ausgebeutet wird, da muß

jeder Konflikt sofort ein Anstoß werden, der eine ganze Hälfte des Staatswesens in Bewegung setzt. Und dieser Zustand der Dinge ist, wie von der einen Seite die größte Kalamität, so von der andern die Vorarbeit für die Besserung, für die Revolution, gegen welche er ein Präservativ sein soll. So schlagen die Mittel zur Erhaltung des Unrechts ganz einfach um in Mittel zum Sturz des Unrechts. So muß der Zustand der Dinge auf die Spitze getrieben werden, wenn eine Revolution erfolgen und wenn sie bedeutend werden soll. In einem Staat wie Preußen kann ein Schuljunge die Revolution beginnen. Wir haben es in Köln gesehen, obschon dort kein politischer Gedanke das Skandal erzeugt hat. Einige Straßenbuben brennen Schwärmer ab; die hohe Polizei in ihrem „königlichen" Eifer muß die große Gefahr unterdrücken. Sie versucht es mit „königlicher Konsequenz" und „Festigkeit". Die Straßenbuben werfen mit Steinen. Die hohe Polizei haut mit Säbeln. Zu den Buben treten die Bürger; zu der Polizei treten die Soldaten. Die Hetze geht los; eine Verfolgung folgt der andern, eine Maßregel der andern. Die ganze Bürgerschaft wird implizirt; aus der Beohrfeigung einiger Straßenbuben wird eine Soldatenmörderei gegen die ganze Stadtbevölkerung. Da treten Bürger als Friedensstifter ins Mittel und der Kampf hört auf. Unterblieb diese Vermittlung — und wir wollen nicht entscheiden, ob die Zeit schon gekommen, wo ein Unterbleiben wünschenswerth gewesen wäre — so wurde der Kampf allgemein, politische Gedanken mischten sich hinein und — es hing von den Kölnern ab, die ganze Provinz und wahrscheinlich noch einige Länder mehr auf die Beine zu bringen.

Und das Militär? Nun, das Militär wird, wie wir hoffen, sobald das Volk ihm als solches, mit einer Idee auf der Fahne, gegenübersteht, den Beweis liefern, daß

es zu ihm gehört. Und dieß Einverständniß zu sichern, darauf muß mit allen Mitteln durch Aufklärung der Soldaten*), namentlich der Landwehrmänner hingewirkt werden. Das erste Regiment, das in Teutschland, namentlich aber in Preußen, zum Volk übergeht, kann das ganze Schicksal unseres Vaterlandes entscheiden. Es gibt schon manche gute Elemente unter dem Militär, sogar unter den Offizieren, auf welche die Sache des Volks im entscheidenden Augenblick bauen kann: aber es muß dahin kommen, daß das Militär massenweise infizirt wird, denn die Masse desselben, namentlich in einzelnen loyalen Landestheilen, z. B. in der Grafschaft Mark, in Pommern, Brandenburg u. s. w., ist noch in jenem rohen Taumel befangen, welcher den Soldaten zum blinden Sklaven nach der einen und zum viehischen Unmenschen nach der andern Seite hin umwandelt. Und zu diesem militärischen Vieh gehörten auch diejenigen, die in Köln mit so wohlfeiler Kourage ihre Flinten an wehrlosen Bürgern und schwachen Greisen versucht haben. Vieh, ja Vieh waren sie, wilde Thiere in Uniform, mit Tigerbestien und Negerhunden in eine Klasse gehörig und nur deßhalb noch zu den Menschen gerechnet, weil ihre Körperbedeckung zufällig von Schneider und Schuster gemacht war. Nichtswürdiger Zustand, wo der Mensch, sobald er eine rothe Jacke anzieht, zum Thier wird, das seinem Bruder, mit dem es vorher ein Herz und eine Seele war, plötzlich mit grinsenden Zähnen und gereckten Krallen gegenübertritt! Ein Kommando, ein bloßes Wort — und das Thier fällt über seinen Bruder her und würgt ihn, würgt ihn im Namen eines Popanzes. Statt sich gegen den Popanz zu wenden, statt sich gegen die Unterpopanze zu wenden,

---

*) Wir empfehlen, die „dreißig Kriegsartikel der neuen Zeit“ von K. Heinzen massenweise unter das Militär zu vertheilen.

die es hetzen, würgt es sein eignes Fleisch und Blut und glaubt eine „Pflicht" gethan zu haben, wo es verdient hat, aufgeknüpft zu werden. Wahrhaft scheußlich sieht es mit uns und unsern Zuständen aus, so lang wir solche Verhältnisse noch dulden, so lang nicht einmal das barbarische Soldatenwesen uns zum Nachdenken bringt und zur Empörung.

Doch kehren wir zu den Kölner Bürgern zurück. Ein Ausschuß derselben legte sich also in's Mittel zwischen die „Menge" und das militärische Vieh. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Vermittlung hauptsächlich dem letztern zu gut gekommen, denn, wie wir hören, war die Erbitterung unter der Bürgerschaft so weit gediehen, daß sie leicht zu dem Entschluß zu bringen war, das militärische Vieh zu massakriren. Die „hohen Militär- und Civilbehörden" mogten dies ebenfalls erkannt haben, denn sie gingen bereitwillig darauf ein, dem Bürgerausschuß nicht bloß die Polizei an den bedenklichsten Punkten zu übertragen, sondern sie ließen es auch geschehen, daß die Wachmannschaften von den Bürgern gegen die aufgeregte Menge geschützt und von einem Posten auf den andern eskortirt wurden. Dies ist ausgemachte Thatsache, trotz allen Berichtigungen „hoher und höchster Behörden". Einen solchen moralischen Sieg hatte, so weit wir uns erinnern, in Preußen das Bürgerthum über das königliche Dienerthum noch nicht errungen. Die pflichtigen Unterthanen waren auf einmal zu fungirenden Bürgern, ja sogar zu Beschützern des allmächtigen königlichen Dienerthums geworden; sie hatten den „königlichen Behörden" den Stab aus den Händen genommen, es war eine Fusion zwischen „königlich" und „bürgerlich" eingetreten, die heilige Scheidewand, welche das Eine vom Andern trennte, war durchbrochen, die Demokratie lauerte schon ganz frech

durch das Loch in das „königliche“ Gebiet hinein — kurzum, es war plötzlich die bedenklichste Perspektive eröffnet, in deren Hintergrund Einsturz des Thrones, Revolution und alle Teufel zu erblicken waren. Die Sache war um so bedenklicher geworden, da den Bürgern im Drang der Umstände nicht bloß die Polizei, sondern sogar ein Theil der Justiz in die Hände fiel. Sie stellten Vernehmungen an, verhörten Zeugen, machten Protokolle u. s. w.

Das Alles, all dieß Unerhörte hatten die „hohen Behörden“ an Ort und Stelle geduldet; denn sobald es an den Hals zu gehen droht oder überhaupt das Volk seine Krallen zu enthüllen beginnt, werden die gestrengen Herren, die in ruhiger Zeit nur vom Imponiren leben, zahm und bürgerlich. Zu Berlin indessen, wo man zwar ebenfalls vom Imponiren lebt, aber die Kölner Affaire mit mehr Ruhe überblicken konnte, fand man sofort den „königlichen“ Punkt heraus, und da die Volksfluth sich wieder in ihr Bette zurückgezogen und das Heer der „königlichen“ Dammwächter wieder sicher auf den befreiten Posten getreten war, so begann man sofort, das verlorene moralische Terrain wieder zu erobern. Es kam darauf an, das Bürgerthum wieder zu demüthigen und in dem königlichen Polizeinetz die zerrissene Masche wieder zu flicken, durch welche die Demokratie den Kopf emporzustrecken begonnen. Das Bürgerthum war in Köln „an's Aufspielen gekommen“, wie der Pentarchist sich gelegentlich sehr bezeichnend ausdrückt; man mußte also Alles aufbieten, ihm die Karten wieder aus der Hand zu reißen, wieder von Regierungswegen aufzuspielen und die Bürger zum „Kleinbeigeben“ zu bringen. Nun begann also das Trumpfen. Der Generalprokurator begann zu trumpfen, die Minister begannen zu trumpfen, die Majestät begann zu trumpfen. Eine größere Unverschämtheit ist in neuerer Zeit selten zu Tage gekommen, als diejenige, womit na-

mentlich die drei Minister in ihrem russischen Manifest von Berlin aus den Kölnern die Thatsachen dikirten, die sie in Köln gesehen und nicht gesehen haben sollten. Ein Despotismus ohne gleichen, den Leuten die eignen Augen wegdekretiren zu wollen, weil sie etwas gesehen, das nicht in den allerhöchsten Kram paßt! So weit ist man in Preußen schon mit dem „Berichtigen" gekommen. Fangen erst die Minister und sogar die Majestät an zu berichtigen, so berichtigen sie die Sonne vom Himmel weg, um das Berliner Licht an die Stelle zu hängen.

Was thaten nun die Kölner? Sie zeigten sich im Ganzen brav, und sogar ihr Magistrat, den rothen Adlerorden im Knopfloch, mußte sich bequemen, zu protestiren. Aber welche Protestation! Hier war es am Ort, „Bürgermuth" zu zeigen und den errungenen Sieg nicht wieder fahren zu lassen. Der Kölner Magistrat aber reichte eine Protestation ein, die eher wegen des erlittenen Unrechtes um Verzeihung zu bitten, als ein geschändetes Recht zu wahren geeignet war. Sogar in einem Moment, wo es galt, der frechsten Ministerfrechheit entgegenzutreten und eine viehische Barbarei der Schergen des Despotismus beim Kragen zu fassen, sogar in diesem Moment muß der Kölner Magistrat von der alten Salivation der „Treue" heimgesucht werden und bestrebt sich schließlich, in tiefster Unterthänigkeit zu „ersterben". Ersterben! Es ist schrecklich, daß sich noch immer keine Scham einfinden will, dieß infamste Wort der teutschen Sprache zu gebrauchen. Und nur in Preußen gibt es, so viel wir wissen, solche Leute, die noch immer an der Hundskrankheit des Unterthanenthums ersterben. Warum nicht deutlicher gesprochen, warum nicht geradezu krepirt? Es würde sich über die Maßen unterthänig ausgenommen haben, wenn der Magistrat von Köln, statt sich einfach zu unterzeichnen, seiner

Vorstellung den Schluß gegeben hätte: „die wir in tiefster Unterthänigkeit krepiren als“ u. s. w.

Wir haben es nicht unterlassen, diese Form der Selbsterniedrigung, die Andern als gleichgültig erscheinen mag, gerade bei dieser Gelegenheit zu brandmarken, da wir daran festhalten, daß ein Mensch, der nicht den Muth hat, solche erniedrigende Formen wegzuwerfen, noch weniger den Muth haben kann, ein Recht zu vertreten.

Der Kölner Magistrat ist also erstorben und die Berliner Infamie und Barbarei wird einstweilen wieder triumphiren. Das militärische Vieh wird mit einem blauen Auge davon kommen, einige Lieutenants werden wegen Uebertreibung der ritterlichen Treue befördert werden und — die Bürger haben ihren Statz begraben und ihr Recht.

Wir hoffen, daß das teutsche Volk sich aus der Kölner Hetzjagd dieselbe Lehre ziehen wird, die es aus der Leipziger Mörderei ziehen konnte. Diese Lehre heißt: kommt ihr einmal an's Aufspielen, namentlich mit Flinten und Pflastersteinen in der Hand, so spielt so lang auf, bis der Feind nicht mehr bekennen kann. Kommt er wieder an's Aufspielen, so läßt er euch, um euch für die Zukunft abzuschrecken, mit tückischer Rachsucht doppelt dafür büßen, daß ihr ihm einen Stich genommen, und sogar diejenigen, die als Wahrer der „Ordnung“ und „Gesetzlichkeit“ ihm wieder an die Vorhand geholfen, wird er züchtigen, weil er ihnen etwas zu verdanken hat. Wir haben das in Leipzig, wir haben es in Köln erlebt. Zum Dank dafür, daß die Kölner die Menge im Zaum gehalten, ist man ihnen später allem Gesetz zum Trotz mit der Polizei ins Haus gefallen und hat sie in Untersuchung gezogen. So ist's recht, so müssen die Bürger belehrt werden. Seht ihr nun ein ander Mal das Volk wieder die Faust erheben, so haltet sie nicht zurück, wenn der Moment euch günstig erscheint, sondern gebt ihm die

rechte Fahne und das Schwert in die Faust und stellt euch an seine Spitze. Der edle Herr Thronfolger, der sogenannte Prinz von Preußen, ein Mensch, der hauptsächlich durch seinen Schnurrbart verräth, daß er einen Kopf besitzt, hat in Königsberg gesagt, man müsse in Zukunft entschiedener von den Waffen Gebrauch machen, wenn das Volk sich wieder rege, wie in Köln. Und wie dieser edle Schnurrbart, so denkt auch sein bartloser königlicher Bruder. Wir hoffen, daß ihr eurerseits eben so entschieden werdet denken lernen, und um euch darin zu ermuntern, lassen wir hier noch den Brief eines „Kölners an seine Mitbürger" folgen, welcher kürzlich am Rhein kursirt hat:

„Wir haben in der letzten Zeit wieder eine Probe von dem großen Glücke erlebt, das uns von der preußischen „Krone" zugedacht ist. Die zertrümmerten Häuser, die Blutspuren auf den Straßen, das Schmerzgeschrei im Lazareth, die stumme Graberde zu Melaten — alles das sagt es uns mit vernehmlicher Stimme, unter welchem väterlichen Regiment wir leben. Und doch haben wir diese Sprache noch nicht alle verstanden, wie sie verstanden werden muß. Erlaubt daher einem eurer Mitbürger, sie in gut Rheinisch zu übersetzen.

„Bei allen Erscheinungen im Leben und in der Geschichte muß auf den eigentlichen Grund, auf das Prinzip zurückgegangen werden, wenn sie gehörig verstanden und gewürdigt werden sollen. Thun wir dies in Bezug auf die russischen Barbareien, welche jüngst von verthierten Sklaven in unsern Straßen verübt worden sind, so führen sich dieselben ganz einfach auf das russische Regierungsprinzip zurück, das in Berlin so gut seinen Sitz hat wie in Petersburg. Dieses Prinzip, wonach das Volk nur geboren ist, um wie eine Heerde Vieh als Eigenthum des Zaaren sich nach dessen Belieben treiben, aus-

beuten und schlachten zu lassen, erzieht in dem einen Theil des Volks eine Schaar von Henkern und Hetzhunden, die es Militär und Polizei nennt, um damit den andern Theil auf dem gehörigen Standpunkt der Sklaverei zu halten und zu Paaren zu treiben, wenn er ein eigenes Lebenszeichen von sich geben sollte. Diese Erziehung — und sie kostet uns Preußen jährlich 30 Millionen Thaler! — welche unsern Söhnen den Despoten in Berlin als einen zweiten Herrgott darstellt und durch Furcht und Lügen den blinden Gehorsam gegen seine und seiner Helfershelfer Befehle zu göttlichen Geboten macht, bringt es dahin, daß der eine Theil des Volks, sobald er eine Sklavenuniform am Leibe hat, seinen Ursprung und seine Menschennatur völlig vergißt, daß er seinen Mitbürgern und Brüdern völlig entfremdet wird, daß er das nicht uniformirte Volk als seinen Feind betrachten lernt und, statt sich mit demselben zur Verjagung der Despotenhetze zu vereinigen, bei jeder Gelegenheit an ihm zum Helden und Mörder zu werden sucht. So ist denn der Grund der Bürgerschlächtereien, wie wir sie in Schlesien, in Köln u. s. w. erlebt, nicht zunächst in der Seele der Sklaven zu suchen, welche sie verübt haben, sondern in der Erziehung und Staatseinrichtung, welche diese Sklaven zu Unmenschen und Kannibalen macht, damit der Herr in Berlin und seine Helfershelfer über ihrem Unterdrückungswerk ruhiger schlafen können. Es versteht sich von selbst, daß nebenbei auch der Eifer windiger Helden, welche man uns von Berlin als sogenannte Offiziere zuschickt, das Seinige thut, um in der Niedermetzelung unschuldiger Bürger und wehrloser Greise die „Ritterlichkeit zu übertreiben." Erinnert ihr euch noch dieses Worts, womit der gekrönte Unmensch in Berlin einen Lieutenant belobte, der im Namen seiner Majestät einen Referendar todtgeschossen hatte? In Köln haben wir jetzt wieder die

Früchte dieſes Berliner Ruſſenſaamens reifen ſehen, denn, glaubt es mir, in dem Benehmen der Knechte ſpricht ſich nur der Geiſt aus, den ihnen ihr Herr eingeflößt hat. Wenn die Mörder — ja Mörder ſind ſie —, welche wir jüngſt in unſern Straßen umhertoben ſahen, ſtatt des Stranges, den ſie eher verdient haben, als ein Tſchech, ein Ordensband erhielten, ſo würde ich mich nicht im Mindeſten darüber wundern. Jedenfalls werdet ihr euch ſehr irren, wenn ihr erwartet, daß ſie nach Verdienſt gezüchtigt werden. Hättet ihr aber nur den zehnten Theil der Schandthaten verübt, womit ſich dieſe Obriſten, Lieutenants, Polizeikommiſſäre, Gensdarmen und Hetzhunde großthun, ſo könntet ihr euch auf Zuchthaus und Schaffot ſo ſicher gefaßt machen, wie das Morgen auf das Heute folgt.

„Welche Lehren und welche Vorſätze, meine Mitbürger, werden wir nun wieder aus den gemachten Erfahrungen zu ziehen haben? Zunächſt müſſen wir den natürlichen Haß, der jedes rheiniſche Herz gegen das falſche, heuchleriſche, durch und durch ruſſiſche Berlinerthum erfüllt, auf das gehörige rheiniſche Maaß bringen, damit wir für die Zeit vorbereitet bleiben, wo wir die Despoten mit ihren Knechten wieder aus dem Lande jagen, und ſtatt des ſervilen, niederträchtigen „Protektori!“ das republikaniſche Banner auf unſern Dom pflanzen können. Dann aber müſſen wir, dieß Ziel im Auge, den Geiſt der Einrichtungen, unter denen wir ſeufzen, gehörig in allen Stücken würdigen lernen und unſern Söhnen einen andern Geiſt in die Seele pflanzen. Namentlich müſſen wir ſie, ehe ſie Soldat werden, mit dem Weſen des ſchlechten Soldatenthums bekannt machen und ihnen tief einprägen, daß ſie ſich durch den bunten Rock nicht verleiten laſſen mögen, zu vergeſſen, wer ſie ſind, nämlich unſre Söhne, unſre Brüder, unſre Mitbürger, die uns

schützen, aber nicht morden sollen. Flößen wir ihnen bei jeder Gelegenheit einen solchen Geist ein, so werden wir das Exerzieren und das Bajonnetteglänzen, das wir bis jetzt so gedankenlos angegafft haben, mit andern Augen betrachten und namentlich unsre Landwehr als das ansehen können, was sie ihrem Namen nach sein soll und hoffentlich einst werden wird. Auf das Soldatenthum überall einzuwirken — das sollte überhaupt jeder Freund der Freiheit sich zur Aufgabe machen, denn nur durch das Soldatenthum besteht aller Despotismus und alles Unglück fort, worunter wir seufzen und zähneknirschen.

„Doch genug für dieses Mal. Ich schließe mit dem Ruf: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Nieder mit dem Berlinerthum! *) Aber, meine Mitbürger, — keinen vorzeitigen Krawall, kein leichtsinniges Skandal! Dergleichen ist nur Futter für die Polizei. Wartet die rechte Zeit ruhig ab. Erscheint sie aber, dann auch mit Todesverachtung hinein und die bürgerliche Landwehr mit der neuen Fahne voran!

Euer treuer Mitbürger."

---

*) „Unter Berlinerthum und Preußenthum verstehen wir natürlich nicht unsre preußischen Brüder im Norden und im Osten, die mit uns die freie Gesinnung wie den Druck der Tyrannei theilen, sondern die Begründer und Ausüber dieser Tyrannei, nämlich den Zaar mit Familie und Gehülfen, mit Generälen und Diplomaten, mit Büreaukraten und Agenten, mit Bütteln und Henkern."

Der Schleswig-Holstein'sche Nationallärm.

Im Namen der Freiheit für die Nation,
nicht im Namen der Nation für — die Unfreiheit!

„Was ist des Chinesen Vaterland?" Wenn ihr teutschen Nationalen mit dem cheruskischen Vollblut das Arndt'sche Lied, in dieser Weise durchgeführt, von einer Gesellschaft „patriotischer" Chinesen singen hörtet, was würdet ihr denken? Was würdet ihr sagen? Ihr würdet ein lautes Gelächter der Ueberlegenheit aufschlagen und euch über die Prätension wundern, daß auch ein Chinese von einem Vaterland spricht und patriotische Lieder singt. Und doch, warum soll das ein Chinese nicht eben so gut wie ihr? Hat nicht ein Chinese so gut wie ihr in seinem Vaterland „gesetzliche" Stummheit zu beobachten, ist er nicht so gut wie ihr „getreuer Unterthan," wird er nicht so gut wie ihr mit Kabinetsordres und geheimer Justiz beglückt, liegt er nicht so gut wie ihr vor Herrgöttern auf den Knieen, die hinter den Gardinen des Kindbetts zur Welt gekommen sind, stellt er nicht so gut wie ihr diesen Herrgöttern „Gut und Blut" zur Verfügung, kann er nicht so gut wie ihr „ersterben" als „allerunterthänigster" Hund, kurz, ist er nicht

so gut wie ihr ein patriotischer Lump und Sklave? Warum wollt ihr ihm denn das Recht absprechen, für sein „Vaterland", für seine „Nation," in welchen, und mit welchen, und durch welche er so herrliche Dinge erlebt, sich eben so zu begeistern und ebenso in den hohlen Harnisch zu singen wie ihr?

Auch ohne weitere Ausführung glauben wir jedem Teutschen, dem das nationale Pathos noch ein Gran Vernunft übrig gelassen hat, durch die vorstehenden Fragen nahe gelegt zu haben, daß erst der Inhalt eines Vaterlandes und einer Nation es ist, wodurch beide einen Werth und wodurch sie das vernünftige Recht erhalten, sich geltend zu machen; daß es aber die hohlste Unvernunft und Renommisterei der Welt ist, mit einem „Vaterland" und einer "Nation" zu prahlen, die es nicht einmal zu den Elementarbegriffen von Menschenrecht, von Volksfreiheit und Nationalehre gebracht haben. Sich für eine Nation begeistern, die keine Freiheit und keine Ehre hat, heißt, sich für die fleischgewordene Sklaverei und Schande begeistern, und mit dieser Sklaverei und dieser Schande zu prahlen, ist die tiefste Niederträchtigkeit, wozu es das Wesen, das sich Mensch nennt, auf dieser Erde bringen kann; es ist die Verzweiflung des Servilismus, dem zuletzt, um nicht zum Selbstmörder zu werden, nichts übrig bleibt, als sich selbst ein Würdigkeitsattest auszustellen und damit zu prahlen. Und solcher Servilen gibt es in Teutschland — nicht Tausende, sondern Millionen! Sie finden sich in allen Klassen, unter den Bürgern, wie unter den Soldaten, unter den Schriftstellern, wie unter den Beamten, unter den Bauern, wie unter den Professoren. Der Eine ist servil oder niederträchtig aus Gesinnung, der Andere aus Konfusion; der Eine ist es unbewußt, der Andere sogar aus Berechnung.

Wir sprechen unsern Landsleuten im Allgemeinen einst-

weilen nicht blos die Berechtigung ab, nationalstolz, sondern auch die Berechtigung, national zu sein, denn nur das Volk bildet die Nation, und nur ein freies, sich selbst bestimmendes Volk ist wirklich ein Volk; ein unfreies ist nur eine Heerde. Wenn die gemeinsame Abstammung und Sprache das Wesen und den Werth einer Nation ausmachen, ohne Rücksicht darauf, wozu diese Abstammung und Sprache es in der Welt bringen, so haben nicht bloß die Chinesen und Lappländer, so hat sogar, um einen naheliegenden Uebergang zu wählen, das Vieh im Stall ein Recht zum Nationalstolz, denn der junge Ochse ist so vollblütig, wie seine Väter waren, und brüllt dieselbe Harmonie, die sein Großvater gebrüllt hat. Der Ochse hält fest mit, leider bewußtloser „Treue" und „Pietät" an der „Art seiner Väter", und dennoch oder vielmehr eben deßhalb ist und bleibt er ein Ochse. Zwischen ihm und dem Chinesen besteht bloß der Unterschied, daß er nicht die Fähigkeit hat, anders zu werden, als er ist, daß er folglich um hundert Prozent höher steht, als der Chinese, welcher bleibt, was er ist, obschon er anders werden könnte.

Wir wählen absichlich starke Beispiele, denn es gibt in Teutschland Chinesen, die ihre Muttersprache nur verstehen, wenn sie mit dem Ochsenziemer geschrieben wird. Unsere Nationalen sehen es nicht ein, wollen es nicht einsehen, daß ihre Nationalbegeisterung, wo sie laut werden darf, niemals das betrifft, was den eigentlichen Stolz und Kern einer Nation bildet, nämlich niemals ihre Volksfreiheit, niemals ihre innere Ehre, niemals ihre wahre Würde, kurz, niemals das Volk selbst, sondern immer nur direkt oder indirekt dessen Eigenthümer, dessen Treiber. Begeistert euch für eure Freiheit, und ihr werdet stumm gemacht; begeistert euch für das Volksrecht und

ihr werdet stumm gemacht; begeistert euch für euch selbst oder eure Vorkämpfer, und ihr werdet stumm gemacht. Begeistert euch dagegen für eure vermoderten Vorfahren, und ihr dürft sprechen; begeistert euch für euern historischen Unsinn, und ihr dürft singen; begeistert euch für eure angestammten Eigenthümer, und ihr dürft jubeln. Singt von Demuth und ihr werdet belobt; singt von Treue und ihr werdet belohnt; singt von Unterthänigkeit und ihr erhaltet einen Orden; singt dagegen von dem Krieg der Knechte gegen die Despoten und ihr werdet in den Kerker geworfen. Zeigt die Zähne gegen die Franzosen und ihr werdet mit Gnade beschüttet; zeigt sie den Russen und ihr werdet mit der Knute bedroht, denn in Frankreich ist es die „Nation", welche entscheidet, mithin nicht auf der Seite eurer angestammten Sklavenzüchter steht; in Rußand dagegen ist es der Patron der Sklavenzüchter, welcher befiehlt, mithin seinen Schützlingen in Teutschland seine Gnade entziehen könnte, wenn die Teutschen, statt die Nationalsprache von Sklaven, die Nationalsprache eines Volkes zu reden begännen.

Worin besteht denn nun eigentlich der Werth und der Inhalt und die Berechtigung eurer Nationalität? Ihr müßt schweigen und erröthen!

Gesetzt, es gäbe kein anderes Volk auf der Welt, als das teutsche. Würdet ihr auch dann noch singen: „Was ist des Teutschen Vaterland"? Würdet ihr dann auch noch „national" und „patriotisch" sein? Würdet ihr auch dann noch „Teutsch", „Teutsch", „Teutsch" rufen und „Teutsch" ohne Ende? Sicher nicht. Ihr würdet dann nicht daran denken, „Teutsche" sein zu wollen, sondern euch begnügen, Menschen zu sein. Hierdurch wird es also klar, daß die Nationalität nichts für sich ist, mithin auch für sich keinen Werth und keine Bedeutung hat, daß sie also nur einen Sinn erlangen

kann im Gegensatz zu einer zweiten Nationalität, während das Menschsein für sich und unter allen Umständen Aufgabe und Zweck des Menschen ist. Wenn nun aber die Nationalität nur zur Sprache kommen kann im Gegensatz zu einer andern Nation, so folgt hieraus u. A. Zweierlei, nämlich:

erstens, daß sie diesen Gegensatz nur geltend zu machen eine vernünftige Berechtigung hat, wenn die entgegengesetzte Nation eine schlechtere ist, also eine weniger freie, eine weniger gebildete, eine weniger achtenswerthe u. s. w.;

zweitens, daß die Nationalität, als Entgegensetzung gegen etwas außerhalb der Nation Stehendes, nun und nimmer im Stande sein kann, dasjenige zu ersetzen, was in der Nation sein soll und muß, nämlich die innere Volksfreiheit.

Diese zwei Punkte sind es namentlich, welche unsern Nationalen nicht in den Kopf wollen und sollte man sie ihnen mit dem Hammer hineintreiben. Sie fahren fort bis in alle Ewigkeit, den eingebläuten Haß und Dünkel gegen andere Nationen zur Schau zu tragen, welche zwar das Recht haben, sie in politischer Hinsicht bis in Grund und Boden zu verachten, aber nicht — „teutsch" sind; sie fahren fort, aus Begeisterung für ihren Sklavenpferch allen Völkern, die aus diesem Pferch in einen freiern Zustand versetzt wurden, diese Untreue gegen die Sklaverei zum Nationalverbrechen zu machen, weil sie doch ursprünglich — „teutsch" seien, weil sie also von Mitgliedern des unglücklichsten, des bedauernswerthesten, des verachtesten Volks der Erde an das Licht der Welt gesetzt worden, ihre Abstammung aber — wieder gut gemacht haben. Eben so fahren sie fort, die wahrhaft empörende Vertröstung festzuhalten und zu kultiviren, daß dieser durchaus unberechtigte, durchaus sinnlose, durchaus nichts-

würdige genealogische Dünkel eine positive Tugend sei, daß er zur Erstarkung der Nation beitrage, daß er die Einheit befestige, kurz, daß er einen Ersatz biete für das, was gar nicht zu ersetzen ist, nämlich die Ehre und die Stärke eines freien, durch sich selbst und für sich selbst lebenden Volkes.

In den nationalen Ereiferungen, worin die Teutschen sich bei jeder Gelegenheit ergehen, spiegelt sich in der Regel nur die Dienernatur ab, die sie sich haben anerziehen lassen und die sie mit der Wurzel ausrotten müssen, ehe sie ein wirkliches Volk werden können. Wer ist es, der bei jenen Ereiferungen bis jetzt einzig seine Rechnung findet? Eure Unterdrücker, sonst Niemand. Sie sind durch euren Eifer vor der Gefahr gesichert, daß ein auswärtiger Feind an ihren Thron, an ihre Krone rühre. Mag es unterdessen da drinnen zugehen, wie es wolle, das kümmert sie und euch nicht. Ihr erhaltet sie, ihr bleibt ihnen „treu", ihr habt stets Gut und Blut bereit für Fürst und Vaterland, d. h. für den Fürsten und eure Sklaverei. Deshalb sind es auch eure Fürsten, welche im Teutschrufen vorangehen und ihre Herzensfreude daran haben, daß ihr so teutsch aus dem Schlaf auffahrt, wenn etwa in Frankreich, wo ihnen früher eine so scharfe Ruthe gebunden worden, sich ein Gelüste nach teutscher Erde kund gibt. Deßhalb ist auch der König von Berlin mit den früher so verhaßt gewesenen Patrioten, die, als bloße Geschöpfe der Freiheitskriege, stets das Gesicht nur nach Außen gekehrt haben, jetzt ein Herz und eine Seele, und findet in ihnen seine Hauptstütze. Die Nationalität ist bei euern Treibern ein bloßer Spekulationsartikel geworden, den sie euch nach gewissen Seiten hin frei geben, um euren gutmüthigen Eifer zu beschäftigen und euch als Vertheidiger des Throns, d. i. eurer Sklavenzustände, in Athem zu halten. Wäre die teutsche

Nationalität nicht gegen freie Völker, namentlich gegen die Franzoſen, zu gebrauchen, wäre Teutſchland z. B. ringsum von Rußland umgeben, es fiele euren angeſtammten Teutſchthümlern nicht ein, euch im Teutſchthum zu beſtärken, und fiele es ihnen ein, ſo würden ſie es nicht wagen, aus Furcht vor ihrem Patron in Petersburg.

Wir ſagten, daß es nur eure Treiber ſeien, die bis jetzt bei euern Nationalereiferungen ihre Rechnung finden. Man wird hiergegen proteſtiren und das Intereſſe des Volks ebenfalls geltend machen. Welches iſt dieſes Intereſſe? Um über dieſen Punkt klar zu werden, müſſen wir wieder auf die Entgegenſetzung der einen Nation gegen die andere zurückgehen. Wir müſſen den Fall annehmen, daß Teutſchland ſeine Unabhängigkeit wirklich gegen ein anderes Volk zu vertheidigen habe, und fragen in dieſem Fall bloß: iſt das andere Volk beſſer und freier, würde alſo Teutſchland, wenn es mit demſelben vereinigt wäre, beſſer und freier ſein, als es jetzt iſt oder werden kann? Dies iſt der einzig rationelle Punkt, warum es ſich handeln kann. Seine Unabhängigkeit gegen Rußland zu vertheidigen, hat Teutſchland jederzeit die triftigſten und haltbarſten Gründe, denn als Ruſſen würden wir zehn Stufen tiefer ſtehen und ſtehen bleiben, als jetzt; ſeine Unabhängigkeit gegen Frankreich zu vertheidigen, hat Teutſchland dagegen keinen vernünftigen Grund, im Fall es nämlich ohne Frankreich — bleiben ſollte, wie es jetzt iſt. Wir geſtehen es offen, daß wir, wenn Teutſchland auf ſeiner jetzigen Stufe ſtehen zu bleiben beſtimmt ſein könnte, daſſelbe, hätten wir die Macht dazu, auf der Stelle an Frankreich „verrathen“ und dadurch der teutſcheſte Teutſche zu ſein glauben würden. Bedauert irgend ein vernünftiger Menſch die Elſaßer und Lothringer, daß ſie Franzoſen geworden? Man kann ihnen nur dazu gratuliren, daß ſie ſchon ſo lange Jahre der teutſchen

Erniedrigung entrückt sind, und wenn ihr fragt, ob sie wieder Teutsche werden wollen, so werdet ihr bei ihnen selbst die beste Antwort finden. Was ein Volk an das andere zu verlieren hat, das allein entscheidet über den Werth und Zweck seiner Entgegensetzung gegen dasselbe. Man hat uns in den Schulen den Patriotismus der Hellenen gegen die Perser einträufen lassen, damit wir ihn in den Patriotismus der Teutschen gegen die Franzosen übersetzen sollten. Wir haben das gethan, ohne zu bedenken, daß die Hellenen die schönste Freiheit zu vertheidigen hatten, während uns nur die schönste Unfreiheit zu vertheidigen blieb. In solcher Konfusion sind wir aufgewachsen, und wir befleißigen uns ihrer noch immer.

Und dennoch sollen die Teutschen eben so wenig Franzosen werden als Russen! Wir gelangen nun zu dem entscheidenden Punkt, wo die so oft blamirte, von uns wie von Andern so scharf gegeißelte teutsche Nationalitätswuth dennoch zum Theil ihre innere Rechtfertigung findet. Diese Entscheidung hängt an der — **Zukunft** Teutschlands und dem **Glauben** an diese Zukunft. Sie allein sind es auch, die den bessern Theil unserer Nationalen innerlich beseelen, aber diese haben den Fehler begangen, sich keine klare Rechenschaft darüber zu geben und sind dadurch mittelbar auf die Seite der schlechten Nationalen getreten, deren Lebenselement die wüste Vergangenheit und die nichtswürdige Gegenwart der teutschen Nation ist mit allem Dem, was jene Vergangenheit und diese Gegenwart erzeugt hat, nämlich mit dem ganzen Fürsten- und Religionströdel.

An diesem Punkt sollten wir Teutschen uns scheiden! Die bewußten und freien Nationalen sollten in scharfer Trennung von den Romantikern, Reaktionären und Vermittlungsmännern sich unter dem Banner vereini-

gen, welches über der Zukunft Teutschlands wehen wird, und dieses Banner ist das republikanische. Was kann uns in unsre Vergangenheit zurückziehen, was in unsrer Gegenwart erheben? Nichts, gar nichts! Nur das geistige Gebiet, die teutsche Wissenschaft und Literatur allein ist es, was da werth wäre, in unsre Zukunft übernommen zu werden; alles Andre ist wüster Traum, ist Unfreiheit und geschichtlicher Plunder, den die Zeit in ihrer Rumpelkammer begraben mag.

Teutscher Patriotismus ist also vernünftiger Weise nichts Andres, als der Glaube, daß das teutsche Volk in Zukunft ein freies, geachtetes Volk sein werde, und der aus diesem Glauben entspringende Eifer, an dem Werke der künftigen Befreiung, d. i. Republikanisirung Teutschlands mitzuarbeiten, und zu diesem Zweck auch die nationale Integrität Teutschlands zu schützen. Dieser Eifer aber richtet sich, wie sich von selbst versteht, vorzugsweise nach Innen, wenn er auch das Ausland nicht aus dem Auge läßt; er richtet sich auf die Mittel der innern Freiheit, und in dem Maße, wie er über die Mittel und Bedingungen dieser Freiheit klar wird, erhebt er sich zur Entschiedenheit und Würde politischer Mündigkeit; je mehr er aber hin und her schwankt, je mehr er das Schlechte der Vergangenheit mit dem Guten der Zukunft durcheinander wirft, und dem Einen wie dem Andern sein Streben widmet, desto konfuser, desto verfehlter und nach Umständen lächerlicher muß dies Streben sein. Wer von der Zukunft Teutschlands redet und sich dabei z. B. „vertrauensvoll" an die Fürsten wendet, welche allein von der schlechten Vergangenheit leben und uns eine eben so schlechte Zukunft bereiten möchten, der baut auf den Gefangenwärter die Hoffnung seiner Befreiung.

Also der Glaube an die Zukunft Teutschlands! Dieser Glaube ist es, dem die Einen unbewußt sich hin-

gaben, indem sie für Teutschland im Allgemeinen sich mitbegeisterten, dieser Glaube aber ist es auch, der die Andern innerlich festhält, welche sich scheinbar vom teutschen Volk lossagen, weil sie theilweise an ihm verzweifelten. Ehe man sich von seinem Volk lossagt, muß man gänzlich an ihm verzweifeln und dieß thun Wenige. Der stets stichhaltige Grund, warum man, selbst als Kosmopolit, an seinem Volk festhalten muß, so lang man kann, ist der, daß man in seinem Volk die Hauptbedingungen findet, sich als Mensch zu bethätigen und für die Zwecke der Menschheit zu wirken. Nicht die „Abstammung," nicht das Kleben an der Scholle, nicht der Name, nicht die geschichtliche Erinnerung, kurz überhaupt nicht das Gemüthliche ist es, was dem Vernunftmenschen, namentlich aber dem Politiker, das Festhalten an seinem Volk werth und nöthig macht, sondern das Verwiesensein, das durch Erziehung, Sprache, gemeinsames Einleben in bestimmte Zustände, gemeinsame Betheiligung an bestimmten Zwecken bedingte Verwiesensein in den nationalen Kreis ist es, was, so lang es noch gesonderte Nationen gibt, mindestens in praktischer Beziehung Jeden zum Nationalen machen muß, der sich überhaupt an politischen Bestrebungen betheiligt. Kann ein Mensch seine höhern Bestrebungen — und das Freiheitstreben ist immer das höchste — in einer fremden Nation besser verfolgen, als in seiner eignen, so gibt es für ihn keinen Grund, an der letztern festzuhalten; steht aber seine Nation höher, als andere, so ist er durch das ideale Interesse auf sein Volk verwiesen, wie durch das pratische, und er wird dann mit um so größerm Recht „national," d. i. stolz darauf sein, zu dem besten Volk, d. i. zu den besten Menschen zu gehören.

Fassen wir es nochmals in ein Wort zusammen, was den Gedanken eines vernünftigen teutschen Nationalen

ausmacht: Die Zukunft Teutschlands oder gänzliche Befreiung von seiner politischen Vergangenheit, d. i. die künftige teutsche Republik. Teutscher Nationaler und teutscher Republikaner sollte gleichbedeutend werden, nachdem bis jetzt teutscher Servilismus und teutscher Nationalismus gleichbedeutend gewesen sind. Das Gefühl, die Gewißheit, daß das teutsche Volk durch alle die großen Vorzüge der Lage, des Charakters und des Geistes, die es bis jetzt nur zerstreut und spärlich geltend gemacht, ja die es von seinen Fehlern bewußtlos hat vernichten und überwuchern lassen, in einem freien, d. i. republikanischen Staatsleben sich zum ersten der Welt erheben würde, dieses Gefühl, diese Gewißheit ist es, was uns aufrecht erhalten muß, wo die Zustände der Gegenwart uns nur Unmuth und Ekel einflößen können. Also dieser Zukunft gilt unsre Begeisterung, dieser Zukunft unser Streben, ein Streben, das um so energischer sein muß, je mehr es auf den Rückhalt „historischer" Zustände verzichtet. Wir erkennen den Keim eines großen Volks in der teutschen Nation, und diesen Keim zu treiben, zu pflegen, zu schützen, damit er recht bald zu einem Baum sich entwickele, das ist die Aufgabe jedes wahren Teutschen.

Blicken wir nun aus den im Vorstehenden aufgestellten Gesichtspunkten auf die Schleswig-Holstein'sche Frage hin, welche gerade für unser Thema eine besondere Belehrung liefert. Es kann uns dabei nicht einfallen, von den Pergamenten Notiz zu nehmen, welche man vor uns entrollt, um darzuthun, daß diese oder jene „Linie," daß der „Mannsstamm" oder eine Nachthaube ein Recht zu „succediren" habe. Ob die Ruthe, die den schleswig-holstein'schen Rücken striegeln soll, eine oldenburgische oder augustenburgische oder eine dänische ist, das gilt uns im Grunde ganz gleich, da wir eben keine Ruthe wollen. Die Vorzüge und die „Legitimität" der einen oder der andern

zu untersuchen und durch Nachweisung widersinniger Fürstenrechte den Ausspruch eines Volks zu begründen oder zu ersetzen, das ist eine Arbeit, die man den servilen teutschen Professoren und den konfusen teutschen Adreßschreibern und den willenlosen teutschen Protestmachern überläßt.

Vor Kurzem hat ein Staat, in welchem Schleswig-Holstein wie ein Punkt verschwindet, wir meinen Texas, sich an die nordamerikanische Union angeschlossen, ohne Schwertstreich, ohne Lärm, ohne Adressen, ohne Proteste. Der Anschluß war nach seinem Sinn, war in seinem Interesse, und deßhalb, bloß aus diesem einfachen aber zureichenden Grunde, wurde Texas ein Glied des großen Bundes. Und es war nicht einmal „stammverwandt!" Wäre Schleswig-Holstein oder wollte es sein wie Texas, d. i. ein freier Staat, d. i. eine Republik, so würde es auch handeln wie Texas; und wäre Teutschland eine republikanische Union, wie Nordamerika, so würde es nicht bloß Schleswig-Holstein, es würde das ganze Dänemark, es würde Holland, es würde die teutsche Schweiz, kurz alle die Länder, welche es jetzt als entlaufene Kinder betrachtet, durch Anschluß in seine Föderation ziehen, weil erst dann diese Länder ein Interesse dabei hätten, ihre isolirte Stellung mit der Einfügung in ein freies und mächtiges Volk, welches sich jetzt bloß auf die geistlose „Stammverwandtschaft" berufen kann, zu vertauschen.

Diese Beweisführung mag einem Professor als eine etwas summarische erscheinen, sie erschöpft aber im Grunde die ganze Frage. Wollt ihr, daß Fürsten nicht mehr über eure Sympathieen und eure Volkseintheilung disponiren, wohlan, so disponirt ihr über eure Fürsten und spart alle Adressen und Proteste. So lang ihr aber Fürsten „angehören" wollt, begeht nicht die Lächerlichkeit, euch

darüber zu wundern, daß die Fürsten mit euch, ihrem Eigenthum, schalten nach Belieben.

Vom vernünftigen, d. i. republikanischen Standpunkt aus, kann man in der That kein anderes Wort von der Sache sprechen; dies Wort aber ist ein sehr inhaltschweres. Blickt einen Augenblick um euch. Wohin ihr in Europa das Auge richtet, ist es die Kabinetspolitik, sind es die Intriguen und Spekulationen der Dynastieen, welche die Völker in Verwirrung bringen und aus einem Jammer in den andern stürzen. In Spanien zerfleischt sich das Volk jetzt schon ein halbes Menschenalter hindurch, weil es einen Werth darauf legt, ob ihm eine karlistische oder eine christinische Ruthe gebunden wird, statt sich von allen zusammen zu befreien. Und an dieser Ruthenbinderei hat sich nun auch die französische Dynastie betheiligt und und damit einen Anfang gemacht, dessen Ende gar nicht abzusehen ist. In Teutschland wühlt der Rattenkönig der Dynastieen schon Jahrhunderte lang durch das Land umher, und hat in neuerer Zeit alles Mögliche gethan, auch den russischen Rattenschwanz in seine Verschlingungen zu verflechten. *) So flechten und hecken sie von allen Seiten unter einander und durch einander, und jede Flechterei und Heckerei führt für die verblendeten Völker immer neue Verwickelungen herbei. Ehe man sich's versieht, taucht hier ein Anspruch auf und dort, wird hier ein Perga-

*) Würtemberg — o der doppelten Schande! — weiß sich gar nicht vor Freude zu fassen, daß ihm ein russisches Weibsbild seine künftigen Beherrscher gebären soll. Kaum ist das Weibsbild angelangt, so darf schon kein antirussisches Wort mehr in Würtemberg erscheinen. Diese Sympathieen werden schon weiter führen, nur Geduld! Warum ist doch die Frau des russischen Sultans nicht fruchtbarer gewesen! Hätte sie ein ganzes Regiment Töchter geboren, in Teutschland wären sie sämmtlich untergebracht und angebetet worden. In solchen Dingen sind die Teutschen nicht — „national"!

ment entfaltet und dort, wird hier ein Taufschein geltend gemacht und dort, wird hier ein Ehevertrag produzirt und dort, wird hier ein Testament hervorgezogen und dort. Bald hat ein „Stamm," bald ein „Haus," bald eine „Linie," bald eine „Seitenlinie," bald ein „Agnat," bald ein „Kognat," bald ein „Aszendent," bald ein „Deszendent" das „Successionsrecht," d. i. das Recht, sich einem Volk auf den Nacken zu setzen. Kurz, wo nur irgend in der Welt eine durchlauchtige oder allerhöchste Henne ein Ei gelegt hat, da kriecht zur geeigneten Zeit ein Geschöpf hervor, um ein Volk, welches das harte Schicksal traf, seinen Treiber zu verlieren, als „legitime" Beute in Beschlag zu nehmen und auf eine neue Weise zu treiben. Das ist Völkerleben, das ist Geschichte! Wenn man dieses Panorama von Wahnsinn und Erniedrigung vor sich entfaltet sieht, möchte man aller europäischen Geschichte den Rücken kehren und sofort auf die See eilen, um nie wieder dieses Paradies der Fürstenheckerei zu betreten. Es wird einst zu den Wundern der Welt gerechnet werden, daß im 19. Jahrhundert die europäischen Völker sich noch um die Ehre geschlagen haben, ob sie diesen Prinzen füttern sollten oder jenen, ob sie von diesem geknechtet werden sollten oder von jenem!

Schreckliches Schicksal, wenn plötzlich alle Prinzessinnen unfruchtbar würden, wenn die Gnade Gottes, die schon so viel hat leisten müssen, endlich erschöpft wäre, und ihr getreuen Unterthanen mit den Menschen von Gottes Gnaden die Verzweiflung des Aussterbens vor Augen sehen müßtet! Unglückliche Völker, wer sollte euch ferner mißhandeln und ferner zerfleischen! Wir warnen euch bei Zeiten vor der Ausrottung der wilden Thiere, denn woher würdet ihr Ersatz holen, wenn euch die „Legitimen" ausstürben? Erbfolgekriege, Bürgerkriege, Länderraub, Hetzereien aller Art mit Soldaten und Di-

plomaten, mit Kanonen und Intriguen sind euch nicht genug gewesen, durch alles das ist eure Geduld nicht erschöpft, eure Einsicht nicht vermehrt worden. Wir wissen keinen andern Rath mehr, als diesen: verschreibt euch eure Beglücker aus Afrika!

Gesetzt, es käme in Schleswig-Holstein zu einer energischen Entscheidung. Was würde das Resultat sein? Die Schleswig-Holsteiner würden ihr Blut vergießen, nicht um sich von dem, woraus der „offene Brief" hervorgegangen, für immer zu befreien, sondern höchstens um den Dänen zu vertauschen mit einem Augustenburger oder Oldenburger, und sich dann von diesem, freilich unter „teutschem Kommando," knechten zu lassen, wie von jenem. Ein höheres Resultat wäre nicht zu erwarten von einem Volk, das es sogar als höchstes Glück betrachten muß — in den „teutschen Bund" aufgenommen zu werden. Schutz suchen zu müssen im teutschen Bund — es ist in der That die bedauernswertheste Lage von der Welt. Sie ist aber weiter nichts, als die Konsequenz jener stupiden Rechtlosigkeit und Selbsterniedrigung, der sich die teutschen Völker nach wie vor befleißigen, und worin sie es sogar so weit gebracht haben, daß ihre Herren sich förmlich halbiren, um mit dem rechten Fuß sich auf ihr Ausland zu stellen und mit dem linken nebenbei auch ein Stück Teutschland treten zu können. Heißt es nicht den Wahnsinn auf die Spitze treiben, wenn Völker sich einem Holländer und einem Dänen als Eigenthum verschreiben lassen und dann sogar erwarten, dieser Holländer und dieser Däne, welche Teutschland mit der Faust in der Tasche gegenüberstehen, werden in Bezug auf das Zugetheilte ihre Natur ausziehen und mitsingen: „Was ist des Teutschen Vaterland?" Die beste Antwort liegt in dem Faktum, daß der Däne, der mit der einen Hand die Bundesakte unterschreibt, mit der andern die Bundes-

beschlüsse — streicht. Der teutsche Nationalismus, der stets nur die Vergangenheit und ihre Rechte im Auge hat, der niemals auf das Naturrecht des Volks, sondern nur auf die erkünstelten Rechte seiner Herren rekurrirt, kann es noch weit, sehr weit bringen. Für die rechtliche Möglichkeit, daß Rußland in den Bund aufgenommen werden könne, ist schon gesorgt. Für Frankreich fände sich auch schon ein hülfreiches Pergament, wenn nur die Franzosen teutscher, d. i. knechtischer würden. Belgien und die Schweiz (durch Neuenburg) hätten ebenfalls Hoffnung. Welches Glück, alle diese halbirten Nachbarn rund herum rechtlich eine Hand in die Glücksküche des teutschen Vaterlands hineinstrecken zu sehen! Und warum sollten sie nicht? Was dem Einen recht, ist ist dem Andern billig. Herr Metternich und Komp. wüßte das schon zu machen, wenn es nur in die Kabinetspolitik paßte oder eine Garantie gegen die Freiheit darböte. Diese Diplomaten theilen, verschenken und verrathen Alles, was Volk oder Land heißt, wenn nur das augenblickliche Resultat Sicherung ihrer freiheitsmörderischen Politik ist.

Wir nannten vorhin das schweizerische Neuenburg. Dieses Ländchen bietet eine vortreffliche Geiegenheit, ein Probebild von Volksvererbungen vorzuführen. Als Neufchatel und Valangin, nach allerlei Vererbungen und Belehnungen, im Beginn des vorigen Jahrhunderts durch den Tod der damaligen Besitzerin, Maria von Nemours, vakant wurde, stürzten von allen Seien, wie Aasgeier auf ein gefallenes Wild, die lauernden Erben auf die Beute, und es fanden sich nicht weniger als fünfzehn Prätendenten und Prätendentinnen ein:

1) Der Preuße, der von jeher auf der Lauer gewesen, um bald hier, bald dort ein Stück Land durch Kauf oder Erbansprüche oder Gewalt zu ergattern; er machte Anspruch auf Neuenburg als Vertreter der oranischen Rechte.

2) Der Graf von Matignon, welcher von irgend einem Frauenzimmer geboren war, das mit Neuenburgiſchen Herren zuſammenhing.

3) Der Herzog von Briſac, dito.

4) Maria Margarethe von Villeroi, dito.

5) Der Prinz von Carignan-Savoyen, dito.

6) Die Herzogin von Lesdiguière, dito.

7) Das „Haus" Baden-Baden, aus ähnlichen Wochenbettsanſprüchen.

8) Das „Geſammt-Haus" Baden. Verwandtſchaft und Erbanſprüche.

9) Ludwig Franz von Bourbon. „Letzter Wille" eines Vorfahren.

10) Das „Haus" Soiſſons. Schenkung eines Frauenzimmers.

11) Das „Haus" Wirtemberg-Mömpelgard. Erbanſprüche.

12) „Die" von Fürſtenberg, dito.

13) Die Dame de Mailly
14) Der Marquis d'Alligne
15) Der Baron v. Montjoye

} entfernte Verwandtſchaft aus der Umgegend von Adams Grab.

Alle dieſe Geier ließen ſich theils perſönlich, theils per Diplomatie auf das erledigte Neufchatel nieder. Vielleicht hätten ſich auch noch Aſiaten, Afrikaner und Neuholländer mit entfernten Verwandtſchaften eingefunden, wenn die lange Verhandlung über die Frage, welcher von jenen fünfzehn Raubvögeln das unglückliche Land unter ſeine Klauen nehmen ſolle, noch länger gewährt hätte. Endlich aber ſiegte der Preuße, der ſchwarze Adler, unter deſſen Fittichen der Servilismus, die Geldariſtokratie und das Pfaffenthum jetzt endlich ſo weit gediehen ſind, daß den Schweizern über das fremde Gevögel, welches ſie füttern, endlich die Augen aufzugehen beginnen. Und da die

Schweizer gute Schützen sind, werden sie mit dem schwarzen Adler hoffentlich eben so fertig zu werden wissen, wie mit andern Adlern.

Da hätten wir also ein ganz appartes Beispiel von Volksvererbung und Beschlagnahme mittelst „heiliger, wohlerworbener Rechte," durch welche ein Stück Menschheit für alle Zeiten als Eigenthum einer Heerde Raubvögel zugesprochen wird, die unmittelbar oder entfernt aus irgend einem weiblichen Eierstock herstammen oder mit dessen Produkten in Verbindung getreten sind. Mit Schleswig-Holstein kann sich etwas Aehnliches ereignen. Statt daß die Raubvögel berechnen sollten, an welchem Tag man sie begraben werde, berechnen sie schon von zehn Seiten auf ein Jahrhundert voraus, wie und wann sie einander auf dem Thron succediren, wann ihre Ansprüche auf die Ausbeutung des dänisch-teutschen Volks reif werden. Ist der eine Raubvogel impotent gewesen, so sind dafür in dem Nest des andern um so mehr Eier ausgebrütet worden; und seitdem sich nun durch das Organ eines teutschen Professors auch bei dieser Gelegenheit wieder der schwarze Adler gemeldet, braucht den teutschen Dänen um einen teutschen, ächt teutschen Beglücker vollends nicht mehr bange zu sein. Wenn man dieses heillose Treiben ansieht, ist Einem in der That zu Muth, als sähe man den ganzen politischen Himmel schwarz voll Gevögel, das auf der Beutejagd umherschwärmt, während das Volk nichts Anderes zu thun habe und zu nichts Anderem bestimmt sei, als da unten auf der politischen Erde sehnsüchtig der allerhöchsten Klaue entgegenzuharren, welche sich herablassen werde, es mittelst wohlerworbener Jagdrechte beim Genick zu packen.

Der Lärm, den der offene Brief in Teutschland hervorgerufen, erinnert sofort an die Rheinliedsperiode. Die Aehnlichkeit spricht sich auch darin aus, daß bei der

einen Gelegenheit die Nationalen ebenso wenig den wahren Punkt zu treffen gewußt haben, wie bei der andern. Die Lehre der Rheinliedsperiode war diese: ein freies Volk wird geachtet, ein unfreies wird verachtet; einem freien Volk kündigt man keinen Länderraub an, wie die Franzosen den Teutschen; wollt ihr also solche Ankündigungen nicht, so werdet erst frei; aber nicht frei sein und doch über solche Ankündigungen sich wundern und in Harnisch gerathen wollen, ist zum Mindesten eine Lächerlichkeit. Die Lehre des offenen Briefs ist diese: ein freies Volk lebt für sich, nicht für Fürsten; einem freien Volk schreibt ein Fürst keinen offenen Brief; einem unfreien aber schreibt er offene Briefe, wie geheime Kabinetsordres; wollt ihr also solche Briefe nicht, so setzt Niemanden in Stand, sie zu schreiben; aber einen Despoten durch Selbstüberlieferung zu solchen Frechheiten in Stand setzen und sich doch über dieselben wundern oder dagegen protestiren wollen, ist zum Mindesten eine Lächerlichkeit. Hat man sich diese Lehren gemerkt? Bewahre! Man wundert sich in Einem fort und versichert hoch und theuer, daß man sich wundere über die Eigenmacht eines — Eigenmächtigen. Und sollte der Eigenmächtige die Gnade haben oder die Konzession machen, zu versichern, er sei vollkommen überzeugt, daß man sich wundere, so würde der Jubel unendlich sein und man würde sich neuerdings wundern über die unermeßliche Gnade des Allergnädigsten. So sind unsere Nationalen, die meerumschlungenen, wie die polizeiumschlungenen!

Was die zunächst betheiligten teutschen Dänen zu thun hätten, braucht nicht weiter gesagt zu werden; es ist auch überflüssig, es zu sagen, wenn sie es noch immer nicht von selbst thun. Den übrigen Teutschen aber ließe sich noch ein Rath geben. Wollen sie durchaus Addressen erlassen, so sollten sie darin den wahren Punkt hervorheben

und mindestens recht anzüglich auf den dänischen Sack schlagen, um den heimischen Esel zu treffen; das nationale Pathos sollten sie hübsch bei Seite lassen und statt dessen sich durch Namensunterschrift kurz und gut verpflichten, den Schleswigern im Nothfall mit einem Stück Eisen in der Hand zu Hülfe zu eilen, mit dem stillen Vorbehalt, den zu erringenden Sieg der schleswig'schen Demokratie dem ganzen Teutschland zu gut kommen zu lassen. Wollten sie noch etwas Weiteres thun, so könnten sie — selbst nach der Entscheidung des teutschen Bundes durch Eingaben und durch die Kammern ihre Regierungen drängen, auch in diesem Fall, wo es einem halb-teutschen Despoten und nicht den Franzosen gilt, ihre gerühmte Teutschheit zu bethätigen. Dieses Drängen — Alles auf dem „gesetzlichen" Wege — würde natürlich keinen andern Zweck haben, als die teutschen, teutscheren und teutschesten Regierungen mit ihrem Gottesgnadenprinzip in Kollision zu bringen, ihnen Verlegenheiten zu bereiten und zu beweisen, daß man über ihre Teutschheit wie über ihr Prinzip im Reinen sei. Wer einmal erkennt — und jeder vernünftiger Politiker erkennt dies — daß er mit der Gewalt keinen Frieden schließen kann und darf, der benutzt jede Gelegenheit, ihr den Krieg zu machen und ihr eine Maske nach der andern abzureißen.

Die teutschen Fürsten haben uns, denn wir sind sehr gefühlvoll gegen sie, beinahe gedauert in dieser schleswigholsteinschen Zeit. Sie hätten so gern geteutscht, Reden gehalten, Kabinetsordres erlassen und — sie durften nicht. Als König, als teutscher König nicht einmal teutsche Reden halten dürfen — wer vermag das zu fassen! Es muß namentlich in Berlin und München eine harte Zeit gewesen sein. Friedrich Wilhelm, man muß es gestehen, hat sich tapfer gehalten; er soll täglich mehrere Stunden russische

Geſchichte ſtudirt haben, um Petersburg und Kopenhagen nicht zu vergeſſen. Der nicht minder groß ſeiende Ludwig, die Lage ſeines däniſchen Bruders in Kopenhagen überdenkend, und in ihm ſein eigenes Prinzip ſchonen müſſend, hat zwar, ſein mit der Feder eben ſo ſehr, wie das Friedrich Wilhelms mit dem Munde, hervorragendes Genie bemeiſternd, ebenfalls Bedeutendes geleiſtet; ganz aber dem ſein teutſches Herz beſtürmenden Drang nicht widerſtehen könnend, hat er doch einiges Teutſchthum laſſen müſſen und ſomit ſich, wenn auch in der Selbſtverleugnung jenem nachſtehend, dieſe Niederlage aber zum Siege kehrend, als den teutſcheſten König Teutſchlands erwieſen. Und alle Bierbäuche ſchrieen Hoch! und die Menſchenvernunft ſtürzte wie raſend an die Seite, als müſſe ſie ſich erdroſſeln vor Verzweiflung über dieß unverbeſſerliche Geſchlecht!

Der teutſche Bundestag war ebenfalls in einer bedauernswerthen Lage. Er hätte ſich ſo gern „inkompetent" erklärt, denn er iſt bekanntlich bloß kompetent, wo es eine Knechtung zu vollführen oder zu ſanktioniren gibt. Aber ſein Teutſchthum, ſein ganzer Name ſtand dieß Mal auf dem Spiel, und ſo hat denn der Bundestag ſein Möglichſtes gethan; er hat, um ſeinem Namen zu entſprechen, die teutſche Frage — vertagt, damit dieſelbe auf dem Weg der Diplomatie möglichſt vermittelt oder zum Einſchlafen gebracht und dadurch der teutſchen Verlegenheit von Gottes Gnaden abgeholfen werde.

Durch die Reaktion wird das Freiheitsſtreben immer zuerſt an ſich ſelbſt erinnert. Ehe es ſelbſt weiß, daß es exiſtirt und was es will, legt ihm die Reaktion durch ihre Befürchtungen und Vorſorgen Alles unter den Fuß, ſo wie die Eiferſucht des alten Ehemanns die noch zweifelhafte junge Frau in die Arme ſeines Nebenbuhlers treibt. Auch bei dem ſchleswig-holſtein'ſchen Handel hatten es die Herren von Gottes Gnaden ſehr bald

heraus, daß derselbe Gelegenheit darbot, unter dem schützenden Schild des heiligen Nationalitätseifers Demokratie zu treiben; man sprach von Aufregung der Leidenschaften, man verschrieb Beruhigungsmittel und suchte auf alle Weise die Sache aus den Volkshänden in die Regierungshände zu spielen, zugleich aber dem Teutschthum möglichst genug zu thun, um die Sympathieen desselben für etwaige Kollisionsfälle mit Frankreich nicht zu verscherzen. Daß die Lösung dieser beiden verschiedenen Aufgaben schlecht gelingen mußte, war vorauszusehen und der Erfolg hat diese Voraussicht bestätigt. Dennoch aber haben wir nicht bemerkt, daß die teutsche Demokratie sich diese Verlegenheit zu Nutzen gemacht. Sie hat sich vielmehr, in den Mantel des Vertrauens, des bei jeder Gelegenheit betrogenen Vertrauens gehüllt, zurückgezogen, der Reaktion wieder das Feld überlassen und — sogar dem nichtssagenden Bundesbeschluß Weihrauch gestreut. Der König von Dänemark geht unterdessen, trotz der mitunter sehr anerkennenswerthen Haltung der schleswigschen Ständeversammlung, seinen Weg ruhig weiter, Rußland hat Zeit, seine Intriguen unter der Decke fortzuspinnen und — der teutsche Nationalismus ist wieder blamirt und die teutsche Demokratie wieder geprellt. Die große „Nation" von vierzig Millionen steht wieder da mit offenem Mund und gafft, die Hände in der Hose; sie erwartet oder läßt gleichmüthig geschehen, was über ihr in dem Olymp der höfischen Diplomatie heimlich gesponnen und heimlich entschieden wird. Sie selbst hat nichts über sich und ihr Schicksal zu bestimmen, braucht es also auch nicht eher zu erfahren, als bis es entschieden ist; nur die Höfe mit ihren Diplomaten machen es aus, was mit ihr geschehen soll. Wie der Widder sich mit aller Gemüthsruhe an die Schlachtbank führen läßt, ohne sich darum zu kümmern, ob sie eine Guillotine oder

eine Futterkrippe ist, ohne sich durch die umherliegenden Rümpfe seiner geschlachteten Brüder über sein Schicksal belehren zu lassen, stumpf, gleichgültig, ergeben, preisgegeben, von vornherein allem zustimmend, was mit ihm unternommen wird, — so läßt auch die teutsche Nation von ihren Käufern, Verkäufern und Metzgerknechten mit sich schalten und walten, ohne Nachdenken, ohne Selbstbewußtsein, ohne Widerstand, ohne Empörung, als könne und dürfe es nicht anders sein, als verstehe es sich nach Natur und Kulturgesetzen von selbst, daß vierzig Millionen Menschen wie ein Schwarm Marionetten nur den Dräthen zu folgen haben, welche eine Klique von Spekulanten und Betrügern heimlich hinter den Koulissen in Bewegung setzt. Es ist seltsam, daß die Teutschen so hartnäckig an ihrem himmlischen Gott festhalten, da sie in einem weit mächtigern irdischen alle Tage ihren Herrn und Meister zu erkennen haben. Der Gott der Teutschen ist ihre höfische Diplomatie. Die Diplomatie ist ihr Fatum. Metternich, Nikolaus und Friedrich Wilhelm sind ihre Dreieinigkeit. Ueber die Diplomatie dieser Kabinete gibt es für die Teutschen keine Macht; unterhalb dieser Kabinete gibt es für sie kein Recht. Eine höfische Geburt ist ihre Hoffnung; eine höfische Heirath ist ihr Ziel; das Wappen eines höfischen Reisewagens ist das Gestirn, dem ihre Schicksalsberechnungen folgen. Gäbe es keine Höfe mehr, an welche die teutsche Nation sich wegwerfen könnte, sie wüßte nichts mehr mit sich anzufangen, sie müßte auswandern nach dem Kosackenlande. Sie ist das Eigenthum, der Lakai, der Sklave, das Schlachtvieh der Höfe und ihrer Diplomatie. Sie ist die vielbesungene teutsche Nation, so ist sie bis jetzt! So aber soll sie nicht bleiben, wird sie nicht bleiben, kann sie nicht bleiben. Ihr Nationalen der Vergangenheit tretet zu euern Höfen; ihr Nationalen der Zukunft, tretet

zu eurer Fahne, der Fahne der Republik, der Fahne des politiſchen Menſchenthums! Wir wollen die teutſche Nation hoch leben laſſen, aber nicht eher, als bis der höfiſche Purpur unſern Fußteppich bildet!

Ein teutſches Rechenexempel.

Wir haben uns die ärgerliche Mühe genommen, nach einem genealogiſchen Kalender die Zahl der fürſtlichen Müßiggänger beiderlei Geſchlechts aufzuzeichnen, welche das teutſche Volk füttert und anbetet, um ſich von ihnen mit hohen, höchſten und allerhöchſten Fußtritten begnadigen zu laſſen. Das Facit unſerer Rechnung, welche die männlichen und weiblichen Glieder bloß der „regierenden Häuſer“ umfaßt, iſt folgendes:

Es füttert:	Männl.	Weibl.	= fürſtliche Müßiggänger.
Preußen	16	17	33
Oeſterreich	24	15	39
Bayern	9	19	28
Würtemberg	24	27	51
Hannover	3	1	4
Sachſen	5	9	14
Mecklenburg-Schwerin	3	5	8
Mecklenburg-Strelitz	3	3	6
Baden	7	13	20
Weimar	7	7	14
Kurheſſen	7	14	21
Heſſen-Darmſtadt	9	4	13
Uebertrag	117	134	251

	Männl.	Weibl.	=fürstliche Müßiggänger.
Uebertrag	117	134	251
Nassau	5	6	11
Oldenburg	6	5	11
Braunschweig	2	—	2
Anhalt-Bernburg	1	1	2
Anhalt-Dessau	2	3	5
Anhalt-Köthen	1	1	2
Hessen-Homburg	4	8	12
Hohenzollern-Hechingen	4	11	15
Hohenzollern-Sigmaringen	6	5	11
Lichtenstein	12	14	26
Lippe	7	4	11
Lippe-Schaumburg	3	5	8
Sachsen-Koburg	8	7	15
Sachsen-Gotha	—	1	1
Sachsen-Meiningen	2	2	4
Sachsen-Altenburg	7	9	16
Schwarzburg-Rudolstadt	1	1	2
Schwarzburg-Sondershausen	4	3	7
Waldeck	1	4	5
Reuß-Greiz	1	1	2
Reuß-Schleiz (Heinr. d. 72te)	1	—	1
Reuß-Köstriz (Heinr. d. 74te)	1	—	1
Das teutsche Dänemark	12	16	28
Summa	208	241	449

Also vierhundert neunundvierzig regierende und regierungsfähige Müßiggänger, deren Zahl täglich wächst, unterhält das teutsche Volk zu seinem Nationalvergnügen. Nach einer andern Rechnung (Rhein. Jahrb. zur gesellsch. Reform, 1845, S. 193) ergibt sich eine Zahl von 526. Dazu werden noch 827 Stück Mediatisirte und 573, zu den Familien der letztern gehörende Gräfliche hinzugerechnet,

so daß im Ganzen 1353 fürstliche Individuen herauskommen. In dem genannten Jahrbuch wird berechnet, daß diese 1353 Individuen mit ihren Ministern und Diplomaten eine Summe von 57 Millionen Thaler verschlingen. Wir halten indeß diese Summe für viel zu gering. Betrachtet man die Millionen, die allein in Berlin, Wien, München, Hannover u. s. w. so ungenirt verschleudert werden, wie unser Einer etwa das Geld für eine Zigarre oder ein Glas Bier ausgibt, so wird man nicht übertreiben, wenn man auf jeden der genannten 35 „Staaten" durchschnittlich mindestens 2 Millionen annimmt, so daß sich also für die nationale Fürstenfütterung und Anbetung eine jährliche Summe von 70 Millionen Thaler ergäbe.

In dem genannten Jahrbuche wird berechnet, daß von jenen 57 Millionen 285,475 Familien oder 1,427,375 Menschen existiren könnten, wenn jede Familie, zu 5 Personen angenommen, jährlich 200 Thlr. erhielte. Hiernach würden 70 Millionen Thlr. für 350,000 arme Familien oder 1,750,000 Menschen, also etwa für das ganze Königreich Sachsen, ausreichen. Doch hiemit ist die Rechnung noch bei Weitem nicht geschlossen. Jene Summe wird blos von den Höfen mit dem zugehörigen Minister- und Diplomatenschwarm in Anspruch genommen. Nun kommt aber noch die Hauptsache, nämlich das ungeheure, in einem vernünftigen oder freien Staat rein überflüssige, aber zur Sicherung der überflüssigen Höfe unumgänglich nothwendige Rüstzeug von Beamten, Polizei und Militär. Um für die Ausgabe, welche dieß ungeheure Rüstzeug nöthig macht, den Maßstab zu finden, erwäge man bloß, daß in Preußen das Militär allein gegen 30 Millionen Thlr. verschlingt. Wäre Preußen ein freier Staat ohne Hof und sonstige Blutsauger, so würde das Militär, auf das Beste organisirt, kaum einige Millionen kosten. Das überflüssige Polizei- und Beamtenwesen kostet in Preußen

etwa die Hälfte deſſen, was für das Militärweſen vergeudet wird. Hiernach ergibt ſich, daß Preußen, wenn es ſich von ſeinen fürſtlichen Müßiggängern und Quälern nebſt deren Anhang und Rüſtzeug befreite, etwa 30 bis 40 Millionen Thlr. jährlich ſparen oder zur Erhaltung ſeiner Nothleidenden verwenden könnte. In ähnlicher Weiſe läßt ſich auch die Rechnung für die übrigen „Bundesſtaaten" aufſtellen.

Was koſtet dagegen die Verwaltung eines freien Staats? Nehmen wir Nordamerika, den freieſten, mächtigſten und größten Staat der Welt. Der Bundespräſident erhält jährlich 25,000 Dollars, etwa 33,000 Thlr., Gehalt, alſo nicht ſo viel, wie der König von Preußen für eine Vergnügungsreiſe, oder für eine Parade, oder für eine Oper, oder für Orden ausgibt; der Vizepräſident erhält 5000, eben ſo viel der oberſte Richter. Die fungirenden Miniſter erhalten etwa ſo viel, wie in Preußen ein penſionirter Miniſter. Das ſtehende Heer, etwa 8000 Mann, koſtet an Sold jährlich etwa 555,000 Dollars, an Kleidung etwa 395,000, alſo nicht den 20ten Theil von dem, was das preußiſche Soldatenthum koſtet! Und in dieſem Verhältniß verringern ſich auch die übrigen Ausgaben und hienach die Steuern. In Nordamerika gibt es keine Grundſteuer, keine Acciſe, keine Verzehrungsſteuer, keine Belaſtung der Lebensmittel; dort wird der größte Theil der Staatsausgaben durch die allein vernünftigen oder rechtmäßigen Steuern, nämlich Vermögens- und Einkommenſteuern, beigebracht, ſo daß der Bemittelte Alles, der Unbemittelte nichts bezahlt. Dieß iſt alſo, durch Thatſachen dargeſtellt, der „ſoziale" Unterſchied zwiſchen Fürſtenſtaat und Republik, ſo weit er das Geld- und Steuerweſen betrifft, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß die beſtehenden Republiken durchaus noch nicht Muſter der künftigen ſind. Der Unterſchied in an-

dern Punkten ist schon anderwärts beleuchtet worden und wird noch weiter beleuchtet werden.

Also 1353 Stück fürstliche Individuen für ein einziges Volk! Ein fürstlicher Nationalreichthum ohne gleichen! Also auf je 30,000 Mann ein fürstlicher Müßiggänger, und auf jeden „Unterthanen-"Kopf durchschnittlich gegen 2 Thlr. bloß für fürstliche Mahlzeiten, Paläste, Maitressen u. s. w.

Und woher diese Müßiggänger? Wißt ihr, woher die Wegelagerer des Mittelalters stammten? Sie hatten denselben Ursprung und dasselbe Recht aufzuweisen, wie eure Fürsten. Aber sie sind untergegangen, weil sie den Mächtigern im Wege waren und ihre Existenz nicht „gesetzlich" in einem Volkspferch gesichert haben. Die „kleinen" Diebe sind gehängt worden, die „großen" sind übrig geblieben und werden jetzt von euch „auf gesetzlichem Wege" angebetet und gefüttert, damit sie euch „auf gesetzlichem Wege" plündern und mißhandeln. Das ist der Unterschied!

Wir haben von Müßiggängern gesprochen. Wir sind gewissenhaft und wollen kein Unrecht thun. Sehen wir also zu, womit sich die hohen Herren die Zeit vertreiben. Sie stehen nach einer durchschwärmten Nacht zu einer Stunde auf, wo die armen Arbeiter schon beginnen matt zu werden. Sie machen Toilette, d. h. sie lassen sich gähnend von Kammerdienern und Kammerfrauen die Kleider stückweis um die faulen Glieder ziehen. Sie frühstücken, verzehren Austern und Champagner. Sie „empfangen," d. i. sie lassen irgend Jemanden vor sich Bücklinge machen, welche sie mit einstudirten Manieren der Lächerlichkeit erwiedern. Sie fahren spazieren. Sie mahlzeiten. Sie lassen sich vorlesen. Sie schlafen. Sie unterschreiben ein Todesurtheil eines aus Noth Verzweifelten oder geben einige Befehle zur Mißhandlung des

Volks. Sie fahren in's Theater, oder geben einen Ball, oder verschleudern einige Tausende für ein komödienhaftes Abendessen. Sie werfen ihr Schnupftuch einer Favoritin hin und gehen zur Ruhe. Das ist die schwere Arbeit des Alltaglebens. Zur Abwechselung geht man auf die Jagd, oder hält eine Parade ab, oder gibt aus Langeweile Befehl, aus dem Blutgeld des Volks dem Volk ein Almosen zurückzuwerfen, oder heuchelt eine Viertelstunde in der Kirche, oder läßt einen Palast bauen, oder geht auf Reisen durch „die Provinzen," nach Italien, nach der „Göhrde" nach — Rußland, zu dem Protektor und Muster aller Volksquäler und Raubritter. Das ist die Arbeit, das sind die unentbehrlichen Verrichtungen, das ist der Volkssegen, wofür 70 Millionen auszugeben sind, wofür auf den Kopf gegen 2 Thaler kommen! Das ist der Volkssegen, zu dessen Erhaltung Millionen hungern, Millionen Sklaven bleiben, Millionen in Dummheit erzogen werden, Millionen schon in Kerkern oder in der Fremde verzweifelt sind! Das, teutsches Volk, ist dein Glück, deine Ehre, dein Stolz! Jene 1353 Stück fürstliche Individuen sind sämmtlich „geliebt," sämmtlich „herablassend," sämmtlich „angebetet," sämmtlich „erhaben," sämmtlich „hoch" und „höchst," sämmtlich „durchlauchtig" und „majestätisch," sämmtlich „geistvoll," sämmtlich „gütig," sämmtlich „weise," kurz sie sind sämmtlich überflüssig, nichtswürdig — und aus dem Lande zu jagen!

Ihr armen Weber, die ihr mit einigen Groschen wochenlang die geliebten Gerippe eurer Angehörigen aufrecht erhaltet, die ihr als Leckerbissen das Fleisch krepirter Pferde verzehrt, die ihr hohläugig, stumpf, schlaff, verzweifelnd aus eurer kalten Hütte durch die trüben Scheiben in die trübe Welt hinausstiert, —

Ihr armen Auswanderer, die ihr endlich nach jahrelanger Qual, nach jahrelangem Elend euch von der ge-

liebten Scholle losreißt, auf der ihr geboren worden und die den ganzen Kreis eurer beschränkten Ansichten ausfüllte, die ihr euch losreißt, um in unbekannter Fremde, weit jenseits des Meeres den letzten Versuch zu machen, ob es euch gelinge, wenigstens ein einziges Mal eine menschliche Stellung zu erringen, ehe man euch für immer auf den Kirchhof bringt, —

Ihr armen Soldaten, die ihr aus eurer darbenden Familie herausgerissen werdet, um als entmenschte Maschinen jahrelang ein Mordgewehr zur Ehre allerhöchster Unmenschen umherzutragen, die ihr jahrelang zittert vor einem wahnsinnigen Kommando und henkerischen Kriegsartikeln, die ihr einsam, traurig, verlassen, herzklopfend euch als Posten vor die Thüren von Büttelmeistern oder vor die Gitter gefangener Freiheitsfreunde hinpflanzen müßt, —

Ihr armen „Verbrecher" und „Vagabunden," die man durch die Geißel unverschuldeter Noth, unverschuldeter Rohheit, unverschuldeter Verzweiflung in die Klauen der Polizeibüttel hetzen läßt, um durch euch die erforderliche Menge Gefängnißbewohner vollzählig zu erhalten, —

Ihr armen „Sünderinnen," die das Elend in das Lager hoher Wollüstlinge jagte, ehe noch die Knospe eurer Jungfräulichkeit zur Entfaltung gelangt war, und die ihr in eurer Entwürdigung nie im Leben kennen lernt, was Liebe ist, —

Ihr armen Eltern, die ihr eure armen Kinder verlassen müßt, weil ihr ihnen keine Eltern, ihr armen Kinder, die ihr eure armen Eltern begraben müßt, weil ihr ihnen keine Kinder sein konntet, —

Ihr Unglücklichen alle, ihr Leidenden alle, ihr Verfolgten alle, ihr Gequälten alle, ihr Verzweifelnden alle, — wißt ihr, für wen und durch wen ihr leidet und verzweifelt? Wißt ihr es? Wenn nicht, so leset jene Zahlen oben, studirt jenes Rechenexempel, und ihr wißt es! Nicht

die unpersönliche „Noth der Zeit," nicht die ungreifbaren „Umstände" sind es, durch welche ihr aus der Liste der Glücklichen, aus der Liste der Lebenden ausgestrichen werdet, sondern jene persönlichen 1353 mit ihrem greifbaren Anhang sind es, durch welche ihr um euer Leben betrogen, ruchlos betrogen werdet. Jene 1353 mit ihrem Anhang von Ministern, von Diplomaten, von Büreaukraten, von Adelichen, von Generälen, von Pfaffen, von Bütteln aller Art sind es, welche uns Allen die Freiheit, und mit der Freiheit die Geltendmachung unserer Menschenrechte, und mit den Menschenrechten die Mittel der menschlichen Existenz gewaltsam abschneiden und rauben!

Ihr könntet nun auf den Einfall gerathen, dieß Alles den 1353 und ihrem Anhang in „allerunterthänigster" Weise, mit der größten Bescheidenheit, mit dem vollsten Vertrauen vorzustellen, an ihre hohe „Weisheit," an ihr liebevolles „Herz" euch zu wenden und zu erwarten, daß ihre Menschlichkeit, durch so überwältigende Thatsachen, durch so unabweisbare Gründe überführt, auf alle überflüssige Macht und allen überflüssigen Reichthum verzichten werde, damit sie fortan als edle Menschen unter glücklichen Mitmenschen leben könnten. Wißt ihr, was ihr zu erwarten hättet, wenn ihr auf einen solchen dummen, ächt teutschen Einfall geriethet? Man würde euch als „Hochverräther," als „Empörer," als „Frevler" gegen die „heiligen Rechte" eurer „angestammten," „von Gott eingesetzten" Blutsauger greifen lassen, und Kasematten und Blutgerüst würden euch belehren, daß Fürsten und Fürstendiener — **unheilbare** Menschenfeinde sind!

Unheilbar? Ein Mittel der Heilung gibt es, und dieß Mittel — ist von Eisen!

Oktober 1846.

Kommuniſtiſches.

In der „Oppoſition“ (Mannheim bei Hoff) habe ich den Kommuniſten dasjenige geſagt, was ſie provozirt hatten und was man im gewöhnlichen Leben „die Wahrheit“ nennt. Ich widmete ihnen in corpore eine „Kollektiv-“ Beſprechung, weil ich keinen Einzelnen kannte, der als Repräſentant („Meſſias“) des Kommunismus anzuſehen geweſen wäre oder ſich gerirt hätte. Daß dieſer Repräſentant oder Meſſias Herrmann Püttmann heißt (welcher jetzt in einem, „Prometheus“ betitelten Heft Olla Potrida gegen meine Polemik auftritt) wußte ich damals noch nicht. Ich hätte mich ſonſt kürzer faſſen können.

Vor einigen Jahren habe ich im Intereſſe der teutſchen Auswanderer viel gegen die Holländer geſchrieben, nachdem ich das traurige Loos unſerer Landsleute in den holländiſchen Kolonieen durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatte. Sich der Unglücklichen annehmen, die der Rohheit oder der Geldgier oder der Gewalt Anderer zum Opfer werden, nennt man in der Regel Menſchlichkeit u. ſ. w. Wäre ich nun ein Kommuniſt, ſo würden meine Zunftbrüder, die Menſchenfreunde par excellence, alſo auch gewiß Freunde der Auswanderer, wenn ſie auf

meine Vergangenheit zurückkämen, etwa sagen: seine soziale Entrüstung hat der Unmenschlichkeit die Maske abgerissen, welche in Ostindien um des schnöden Geldes (der „schnöden Schlacke" willen) Tausende unserer Brüder mißhandelt und unter die Erde bringt;" jetzt aber, wo ich den Kommunisten entgegentrete*), welche nach Abschaffung alles andern Privateigenthums, zu ihrem Privateigenthum die ausschließliche Vertretung der leidenden Menschheit gemacht haben, jetzt mag meine Polemik gegen die holländische Kolonial-Barbarei zwar immer noch als menschlich erscheinen, sie ist aber doch keinenfalls „sozial" und deshalb — mein „Zopf" geworden. Erlege ich einen Wolf, der die Kinder frißt, so ist das mein Zopf, wenn ich nicht mit einer „sozialen" Flinte schieße; bekämpfe ich einen Despoten, der das Volk mißhandelt, so ist das mein Zopf, wenn ich nicht mit einer „sozialen" Feder schreibe; erfinde ich die Schießwolle, welche dem Wolf, wie dem Despoten Verderben droht, so ist

---

*) Der Herausgeber des „Prometheus" versichert, den Ursprung meiner „Beserkerwuth" gegen die Kommunisten „historisch" nachweisen zu können. Was würde er dadurch erreichen? Würde er dadurch etwa die Gründe meiner Polemik entkräften? Um übrigens diese geheimnißvolle Andeutung umzustoßen, deren falscher Zweck nur sein kann, die Vermuthung zu erregen, daß ich durch etwas anderes als durch meine Ueberzeugung zum Antikommunisten geworden sei, erwähne ich beiläufig, daß meine erste öffentliche Polemik gegen jene Herren (in der Köln. Zeitung, im Oktober oder November 1844) durch die dünkelhafte Provokation eines derselben in der „Trier'schen Zeitung" veranlaßt wurde. Bis dahin hatte ich bloß mündlich, aber eben so entschieden, mich als Antikommunisten gezeigt und mich öffentlich („Nach. Zeitung") darauf beschränkt, im Parteiinteresse die Kommunisten von der Herbeiführung eines Bruches mit dem „politischen Radikalismus" abzumahnen. Will also „Freund" Püttmann meinen Antikommunismus „historisch" nachweisen, so liefere ich ihm hiermit die Data.

das mein Zopf, wenn ich nicht eine „soziale" Retorte benutze; entdecke ich eine neue Welt, welche der alten eine andere Stellung gibt, so ist das mein Zopf, wenn ich nicht mit einem „sozialen" Schiff segle; kurz was ein Mensch nur immer thut und treibt, ist bei den Kommunisten sein Zopf, im Fall nämlich diese Leute, die Vertreter der „sozialen" Menschheit es nicht mit dem Stempel ihrer Sektenweisheit versehen, in die Welt entlassen haben. Dieß ist der Hauptzopf der Kommunisten. Und aus diesem Zopfe klopft auch ihr eben erstandener Repräsentant Herrmann Püttmann (dessen „Zopf" früher die Tscherkessomanie u. s. w. war) sofort im Eingang seiner Entgegnung den spärlichen Puder seines schwachen Hauptes aus, um die unverzeihliche Sünde zu bezeichnen, daß ich, wie jetzt gegen Despoten, Kommunisten u. s. w. so früher, man denke, gegen die barbarischen Holländer zu Felde gezogen bin. Man wird sagen, dergleichen sei Kinderei, und man sagt damit die Wahrheit; aber eben weil ich die Kommunisten der Mehrzahl nach als Kinder betrachte und bezeichnet habe, stelle ich hier eine Probe von Kinderei voran.

Die Kommunisten dürfen es mir nicht übel nehmen, daß ich den Dimunitiv Püttmann oder das Püttmännchen zu ihrem Repräsentanten ernenne, denn Püttmännchen tritt allein gegen meine Kollektivpolemik im Namen des Kommunismus in die Schranken. Ich hatte sie alle zusammen in einen Topf geworfen, und nun ist es Püttmännchen, das allein herauskriecht, sich auf den Rand setzt und mir seine „gemüthlich-objektiven" Zähne weis't. Sind die Kommunisten mit der Ernennung ihres Repräsentanten nicht einverstanden, so mögen sie protestiren; sind sie damit zufrieden, so nehme ich den Vorwurf der Unbescheidenheit, den ich ihnen früher gemacht habe, sofort zurück. Püttmännchen selbst aber wird mir nicht zumuthen, daß ich

an eine Beleuchtung seiner Schmiererei meine Zeit verschwende; auch traut er mir, ich weiß es, schon die Humanität zu, daß ich nicht mit seiner Imbezillität so umspringen werde, wie die mit ihr verbundene Arroganz es verdiente. Doch der Humanität bedarf es bei dieser Zurückhaltung nicht einmal. Will P. als Schriftsteller behandelt sein, so muß er zuvor als Schriftsteller auftreten: er muß es unterlassen, unter weiser Umgehung der Hauptgründe, welche der von ihm vertretenen Doktrin entgegengestellt werden, die Widerlegung durch Bekrittelung einiger aus dem Zusammenhang herausgerissener Einzelnheiten und verdrehter Worte zu ersetzen; er muß es unterlassen, sich mit Gegenangriffen zu helfen, die in dem Angegriffenen schon vollständig vorgesehen sind; er muß es unterlassen, gesuchte Mißverständnisse zu Anknüpfungspunkten seiner saftlosen Polemik zu machen; er muß es unterlassen, durch eine Gedankenarmuth, die in den Lumpen einer schülerhaften Sprache dem Leser als Gegenstand des Mitleids entgegentritt, den Gegner sozial zu entwaffnen oder abzuschrecken; er muß es unterlassen (denn in solchen Dingen gilt kein Kommunismus), seine Aufsätze aus Zeitungsartikeln und sonstigem fremden Eigenthum zusammenzureihen, und die eigne Zuthat auf geistlose Exklamationen zu beschränken; er muß es unterlassen, sich durch seine Originalartikel (z. B. über Heuchelei, im 2. Band der „Jahrbücher") unter das Niveau aller Kritik zu stellen; er muß es unterlassen, dem Gegner alles Interesse an der Kontroverse durch die Schaustellung einer politischen Flachheit zu nehmen, welcher alle Fähigkeit zur Auffassung staatlicher Fragen abgeht; er muß es endlich unterlassen, das kleine Verdienst, welches er sich unter dem Titel „Herausgeber" als bloße Publikationsmaschine für fremde Arbeiten erwirbt, durch die große Täuschung krönen zu wollen, daß er sein persönliches

Auftreten nach den Leistungen seiner Haupt-Mitarbeiter hinaufschrauben könne. Außer allem diesem, was P. unterlassen muß, kommt noch einiges Andere, was er thun muß. Doch nach der Andeutung des Einen kann ich die Herzählung des Andern sparen. Genug, P. ist versichert, daß, sofern er mit mir zu thun hat, seine objektive wie seine subjektive Gemüthlichkeit sich einstweilen nach Wunsch ergehen kann. Aber indem ich für meine Person von weiteren Zurechtweisungen abstrahire, darf ich unserem Messias nicht auch nach andern Seiten hin freies Spiel lassen. Es erlaubt dies das Interesse nicht, welches man im Dienst der gesunden politischen Vernunft bei der Bekämpfung dieser kommunistischen Helden haben muß, die in dem Treiben der Zeitbewegung mit Allem und Jedem fertig zu sein glauben, wenn sie mit der Miene literarischer Wegwerfung sich den Schnurrbart streichen und mit affektirter Ueberlegenheit sich zum Ausspucken zwingen.

Nach dem Vorritt Anderer besteigt auch der nachbetende Repräsentant P. das müde Paradepferd zuerst gegen die konstitutionellen Deputirten. Man weiß sehr gut, daß ein großer Theil der „konstitutionellen" Liberalen nicht scharf genug kritisirt werden kann, zumal da Viele von ihnen sich außerhalb des Kreises ihrer lokalen Wirksamkeit und der gangbaren Ansichten, welche in diesem Kreise den Monopolartikel bilden, höchst befangen und illiberal zeigen; aber die Berechtigung zu solcher Kritik dokumentirt man wahrlich nicht durch Nachbetung kommunistischer Stichwörter und durch die Aneignung kommunistischer Impertinenz. Ich frage diese Absprecher, ob sie im Stande gewesen wären, die konstitutionelle Misere Teutschlands abzuthun oder im politischen Entwicklungsgang unnöthig zu machen? Ich frage diese Helden, welche die ehrenwerthesten Männer, weil sie durch ihre Mitbürger zu Deputirten gewählt sind, wie Schuljungen traktiren, was

sie denn an der Stelle dieser Männer ausgerichtet, wie sie sich in einer teutschen Ständekammer benommen haben würden? Der redliche Wille, unter den gegebenen Verhältnissen zu thun, was zu thun ist, und das beharrliche Streben, in dem Jammer der teutschen Politik wenigstens das irgend zu Haltende als Stützpunkt für die Zukunft zu retten, statt verzagend Alles und Alles fahren zu lassen, kurz, alle die Einsicht und alle die Aufopferung, wodurch manche Deputirte für ihre Zeit die volle Anerkennung verdienen, die ihnen zu Theil geworden, gilt einem Kommunisten eben so viel, wie das hohle Geschwätz und die feige Akkommodationssucht, wodurch Andere die schonungsloseste Kritik herausgefordert haben. Sie sind Deputirte, „liberale" Deputirte — das genügt einem Kommunisten vollkommen. Wie überall, so wirft er auch hier Alles in eine Grube. Ein Gewissen der Unterscheidung besitzt er nicht; eine Ehre der Gerechtigkeit besitzt er nicht; eine Fähigkeit der Anerkennung besitzt er nicht; einen Maßstab für die politische Praxis besitzt er nicht; Billigkeit zur Berücksichtigung der Umstände besitzt er nicht — kurz der Kommunist ist in der Regel beim Urtheilen über diejenigen, die sich nicht als Kommunisten zurechtmachen lassen, entweder geradezu ein Esel oder — ein Schuft. Hat Einer Geld, so tritt ihn der Kommunist mit Füßen (nach Umständen zieht er auch die Mütze vor ihm ab): heißt Einer liberal, so trit ihn der Kommunist mit Füßen; ist einer vernünftig genug, an der Politik festzuhalten, so tritt ihn der Kommunist mit Füßen. Zu diesen drei negativen Merkmalen noch das positive Dogma von der Organisirung einer Kasernenwirthschaft, nach Aufhebung alles Privateigenthums, hinzugerechnet — so haben wir den Kommunisten fertig. Doch nein, so einfach ist der Mann nicht konstruirt, er erfordert noch einige Ingredienzien von Gemeinheit, die wir weiter unten kennen lernen werden.

Zuvor noch ein Wort über das Benehmen der Kommunisten gegen den politischen Radikalismus. Wie sie dazu gekommen sind, sich diesem Radikalismus auf den Kopf zu setzen, ist leicht und historisch nachzuweisen. Diese Nachweisung knüpft an Ruge an. Ruge war früher der Haupt-Repräsentant des Radikalismus in der philosophisch-politischen Kritik. Einige seiner Jünger, welche seine Bestrebungen, aber nicht seinen nüchternen Blick theilten, verloren durch die Berührung mit dem französischen Kommunismus die Politik aus den Augen. Dieß bot den Anlaß nicht blos, sondern auch den Vorwand, die Ruge'sche Richtung zu desavouiren oder anzugreifen. Als Hauptpointe hierbei wurde das Alter dieser Richtung hervorgekehrt. Der Angriff war nicht blos oder nicht sowohl ein Prinzipien-, er war vielmehr ein Literaten-Angriff. Ueber Prinzipien bricht man nicht so urplötzlich, wenn nicht der Eine das bisherige Prinzip verräth oder der Andere blind darüber hinausfährt; aber die Eitelkeit des Rangablaufens findet für das Brechen sofort einen Vorwand. Es tauchte jene nichtswürdige, gewissenlose Literaten-Taktik auf, wodurch man sich als den Avancirtesten zeigt, indem man sich dem für den Avancirtesten Geltenden auf den Kopf setzt, und dieß geschieht einfach dadurch, daß man ihn mit einem einzigen Wort als antiquirt bezeichnet oder als todt dekretirt. Nachdem dies Kunststück einmal vollbracht war, kamen die kommunistischen Affen ihren Vorhüpfern nachgehüpft; sowie die Dogmen des Kommunismus, so sind es auch die Flegeleien desselben, welche einigen Wenigen der ganze Schwarm der Troßbuben nachgebetet hat. Einer oder zwei schimpften auf das Geld — flugs warf sich der ganze Troß auf das Geld; Einer oder zwei schimpten auf den Liberalismus — flugs warf sich der ganze Troß auf den Liberalismus; Einer oder zwei schimpften auf die Politiker — flugs warf

sich der ganze Schwarm auf die Politiker; Einer oder zwei schimpften auf Ruge — flugs warf sich der ganze Schwarm auf Ruge. Auf die Gründe kam wenig an; die Mode fragt nicht nach Gründen. Und so ist es denn jetzt Mode geworden, daß Jeder, der sich als ächten Kommunisten ausweisen will, Einiges über Ruge schimpfen muß. Die ihm früher die Schleppe getragen, geben sich jetzt das Ansehen, die Zipfel seines Bahrtuchs in Händen zu haben. Sich die Früchte eines fremden Strebens zu Nutzen machen, um es dann als überflüssig zu bezeichnen, das ist so ganz die Art dieser Rangläufer, denen es nie um die Sache, sondern nur um den Lärm zu thun ist, welchen sie damit machen können. Das und das ist „alt", sagen die Jungen; damit ist's genug. Der Kommunismus ist neu, sagen die Jungen; damit ist's ebenfalls genug. Die Literatenpointe der Neuheit, der neuesten Richtung, des avancirtesten Standpunktes — das ist's, worum es den literarischen Jungen (Gamins) zu thun ist. Auf das männliche Festhalten einer begründeten Ueberzeugung, einer wahren Idee, um sie durchzusetzen, geben diese charakterlosen Prahlhänse, die in 24 Stunden eine totale Umwandlung durchmachen, natürlich nichts; es ist ihnen nur um das literarische Skandal oder um den wohlfeilen Ruhm zu thun; durch ein bloßes Verwerfen des „Alten" auf der Spitze der Zeit zu stehen und von da aus auf die Köpfe aller Ehrenhaften und Besonnenern, die ihrer Einsetzung in das Amt der neuesten Richtung im Wege sind, nach Art aller Gamins, Koth und Steine herabzuwälzen.

Auch unser „Prometheus" Püttmann glaubt das Feuer der alleinigen Erkenntniß aus dem kommunistischen Himmel herabholen zu können, wenn er, seinen Vorbildern nacheifernd, das Löschhorn seiner Anmaßung im Vorübergehen auf das Licht Ruge's gedrückt hat. P. kennt von

Ruge's Wirken fast gar nichts (ich empfehle ihm dessen „gesammelte Schriften"); kennte er es aber auch, so wäre — er hat ja die Proben geliefert — weder sein Denk- noch sein Schriftsteller-Vermögen qualifizirt, Ruge nur die Schuhriemen zu lösen. Was schadet das? Er ist Kommunist, und der Kommunist ist kompetent in Allem, er ist es vermöge seiner bloßen Sektenweihung. Einem Menschen nicht höher zu reichen, als bis an die Schuhriemen, und sich ihm doch mit Einem Satz auf den Kopf zu pflanzen, das ist eine Kunstfertigkeit, welche die Kommunisten mit allen Affen gemein haben. Man lese die scharfe Kritik Ruge's über den Kommunismus in der „Opposition," und besehe sich dann die Miene, womit der imbezille „Prometheus," dieser knabenhafte Dialektiker, unter Nachbetung „altphilosophischer" Redensarten die seiner Impotenz zu geringfügige Mühe beseitigt, jenen Aufsatz zu widerlegen. Das Benehmen dieses impotenten mergelnden „Prometheus" ist durchaus charakteristisch, deshalb hebe ich es neuerdings an dem Beispiel hervor, welches gerade Ruge unwillkürlich so oft liefern muß. Ich habe Ruge nicht zu vertheidigen, das mag er selbst thun, wo er es für dienlich hält; auch stimme ich durchaus nicht in Allem mit ihm überein; aber sein Verdienst um die neuere Zeitbewegung und sein bedeutendes Talent für die philosophische Kritik erkenne ich freudig an, und namentlich da, wo es durch seinen Gegensatz so eklatante Gelegenheit bietet, das Treiben der kommunistischen Gamins zu charakterisiren.

Die Kommunisten haben zeitig herausgefühlt, wo sie ihre Hauptgegner finden würden. Die Despoten waren diese Gegner nicht, denn einerseits waren unsere Helden zu feige und charakterlos, um den Kampf gegen den Despotismus energisch durchzukämpfen, und andrerseits hat es sich schon gezeigt, und wird es sich noch besser zeigen,

daß Despotismus und Kommunismus sich brüderlich mit einander vertragen; die Halben, die Juste-Milieu-Leute, die konstitutionellen Transaktionsmänner waren diese Gegner auch nicht, denn sie boten so viel Blößen, und waren so wenig für einen radikalen Prinzipienkampf geeignet, daß sie in den Hauptsachen gar nicht zu fürchten waren. Die Hauptgegner der Kommunisten mußten vielmehr von vornherein die radikalen Politiker, die Republikaner sein. Der Hauptnerv des Republikanismus ist die Begeisterung für die Freiheitsidee, für die Gleichberechtigung der Menschen gegen einander, und der Haß gegen alle Knechtung durch Gewalt. Dem Republikaner geht die Freiheit über Alles, und da die Gewalt die gefährlichste, die furchtbarste, die stets zum Griff bereitstehende Feindin der Freiheit ist, so gehört zum Republikanismus vor allen Dingen Muth, Charakterfestigkeit und Thatkraft. Der Republikanismus ist durchaus polemischer Natur, so lang es noch eine Entgegensetzung gegen die Idee der Freiheit gibt, und er kann mit den Feinden dieser Idee keinen Frieden schließen, er kann sich nicht abfinden lassen, wie der ehrlose Kommunismus. Es versteht sich dabei von selbst, daß der Republikanismus keinen Gegensatz bildet gegen die Humanisirung der Gesellschaft und die materielle Berechtigung jedes ihrer Glieder, er fordert vielmehr dies Alles kategorisch; aber er weiß, daß von wahrer Realisirung dieser Forderungen keine Rede sein kann, so lang in politischer Hinsicht nicht reine Bahn gemacht, so lang noch ein einziger Scherge der Gewalt im Stande ist, dem Menschenrecht den Kommandostab entgegenzustrecken. Daß die Kommunisten durch republikanische Tugenden ihre Lorbeern nicht verdienen würden, wußten sie sehr wohl; daß sie es neben solchen Tugenden nicht konnten, wußten sie ebenfalls. Sie mußten daher versuchen, diese Tugenden als Narrheiten zu ver-

schreien, und um in der Nichtswürdigkeit radikal zu sein, gingen sie noch weiter und suchten den Boden des Republikanismus, den Staat, vollständig abzuschaffen. Ich weiß, daß diese Aufhebung des Staats ursprünglich eine Verirrung im Prinzip war; sie wurde aber später ein Mittel der bewußten Taktik, eine Waffe der literarischen Perfidie. So machen die nobeln Vertreter der Gesellschaft es denn jetzt mit dem Staat (der Politik, den Politikern), genau so, wie mit dem Liberalismus. Statt nachzuweisen, daß die meisten sogenannten Liberalen illiberal sind, statt also wirklichen Liberalismus von ihnen zu verlangen, machen sie flugs aus dem Liberalismus ein Schimpfwort, eine Kollektivbezeichnung, unter welcher sie Liberale wie Illiberale mit einem Coup zusammen begreifen, weil — sie keine Kommunisten sind. Statt sich auf die Idee des Staats einzulassen, statt die vermeintlichen Staaten mit dem wirklichen Staat zu vergleichen und zu verlangen, daß die erstern wirkliche Staaten werden sollen, verwerfen sie die Staatsidee mit den Staats-Mißgeburten und sind mit Einem Satze ganz aus dem Staat heraus. Das Geld haben sie in der Theorie abgeschafft als ein Uebel. Diesen Sprung der Theorie übersetzen nun die wahren Kommunisten auch sofort in die Gesinnung und nehmen für die jetzige Praxis ihre künftige Phantasiewelt in sofern voraus, als die Benutzung des Uebels, Geld genannt, gelegentlich aufhört, für sie Gewissenssache zu sein. Ich leihe von einem Andern Geld; Geld ist ein Uebel, ein Fluch, woran der Schweiß der Armen klebt, und in Zukunft wird es kein Geld mehr geben, folglich — ist es kein Unrecht, das Geliehene nicht zurückzuerstatten. Dieß ist eine praktische Konsequenz des Kommunismus. In ähnlicher Weise übersetzen sie auch ihre Staatsaufhebungs-Theorie in die Gesinnung und die Praxis. Der Staat ist der Feind der

Gesellschaft, und in Zukunft wird er aufgehoben werden, in die Gesellschaft aufgehen, folglich — sind diejenigen Narren, welche sich noch für die Verbesserung dieses Staatsunwesens interessiren. Sie setzen ganz willkürlich, ohne alle stichhaltige Basis, eine Phantasie oder Schlaraffenwelt voraus und nehmen dann aus dieser Voraussetzung die Berechtigung her, sich von allen Regeln und aller Anerkennung der jetzigen oder der jetzt möglichen Welt zu emanzipiren. Das ist wahre kommunistische Praxis.

Also Aufhebung des Staats, Verwerfung der Politiker. Rückt man ihnen nun auf den Leib, zeigt man ihnen, daß der wirkliche Staat nur ein menschlicher, nicht der bisherige, nicht der preußische, nicht der englische, selbst nicht der nordamerikanische, sondern ein Staat ist, in welchem alle gerechte oder vernünftige Ansprüche der Menschen ihre Befriedigung finden und finden müssen, und daß die kommunistische Gesellschaft ebenfalls gar nicht aus der staatlichen Idee herauskommen kann, wenn sie dieselbe auch auf phantastische Weise verwirklichen will, — so stellen sie sich taub, geben ihrem Gesicht eine andere Richtung und schwatzen in dem früheren Ton weiter von der Lächerlichkeit der Politik und von Aufhebung des Staats.

A. Warum bezahlen Sie mir meine Schuld nicht?

B. Hier ist Ihr Geld.

A. Ich fordere Sie auf, mir meine Schuld zu bezahlen.

B. Ich bezahle sie ja eben.

A. Wenn Sie mir meine Schuld nicht bezahlen, sind Sie ein schlechter Kerl.

B. Aber so hören und sehen sie doch: hier ist ja Ihr Geld.

A. Ich werde Sie vor Gericht fordern, wenn Sie mir meine Schuld nicht bezahlen.

B. Mein Herr, sind Sie taub, sind Sie blind, oder sind Sie wahnsinnig?

A. Ich habe lang genug Geduld mit Ihnen gehabt und will jetzt endlich meine Schuld bezahlt haben, u. s. w.

Dieser Dialog mag ein Bild liefern von der Rolle, welche die Kommunisten spielen, wenn man ihnen Rede steht und namentlich die Aufhebung des Staats urgirt, von welcher sie nicht abgehen wollen, um nicht ihre lächerliche Ueberstürzung zuzugeben. Vor kurzer Zeit ist in der Schweiz eine im Ganzen recht gut und praktisch geschriebene Broschüre über den letzten preußischen Landtags-Abschied erschienen. Ihr Verfasser ist einer der Haupttrommelschläger der Kommunisten, der sich aber auf Alles einläßt, wenn er damit Fortüne machen zu können glaubt. Die Broschüre läßt sich auf das ganze Getriebe des preußischen Staatswesens ein, berührt alle Details des Ständewesens, verfolgt alle Landtagsverhandlungen auf das Genaueste, so daß ein Politiker kein spezielleres Eingehen verlangen könnte. Ich machte darüber einem Kommunisten die Bemerkung, sein Zunftgenosse sei ja in die Politik zurückgekehrt, die er früher aufgehoben, denn er interessire sich sogar für alle Spezialien der preußischen Landtagsgeschichte u. s. w. Die Antwort war: „das ist ja Alles sozial.“ Merkwürdig! Nun war auf einmal die Preßfreiheit, die Zuchtstier-Ordnung, der Despotismus, kurz Alles und Jedes, was in Preußen zur Sprache kommt und worüber die Kommunisten in Meilenstiefeln hinweggeeilt waren, sozial geworden. Es war so sozial geworden, daß man sogar den schwanenritterlichen König von Preußen in eine soziale Stellung brachte. Was bleibt da den Politikern noch übrig? Erst wird ihnen durch die Kommunisten Alles aufgehoben und dann nehmen die Aufheber das Aufgehobene in Beschlag und

nennen es sozial. Wäre mit diesen bodenlosen Lächerlichkeiten nicht eine eben so bodenlose Gemeinheit verbunden, so würde man blos seinen Spaß daran haben. Aber wir werden sehen, wohin die Aufhebung der Politik und die Entgegensetzung des sozialen Monopols gegen den sociale wie politische Fragen gleichmäßig umfassenden politischen Radikalismus noch weiter führt. —

Ich habe schon bei mehreren Gelegenheiten vorausgesagt, daß die Hauptschreier der Kommunisten sich dem Despotismus in die Arme werfen würden. Jetzt schreibt mir ein Freund aus Berlin Folgendes: „Die Konstitution und dergleichen ist hier völlig verboten, dagegen die Sozialisten und Kommunisten, welche die Konstitutionellen angreifen, haben völlige, unumschränkte Preßfreiheit. Die dummen Jungen N. und N. u. s. w. schreiben in Zeitungen aller Farben, in den „Rheinischen Beobachter" und wo sie wollen, und greifen den „politischen Liberalismus" an, um Sozialismus zu predigen. Es ist Thatsache, daß sie schreiben können, was sie wollen u. s. w. Die Berliner Esel, dieses Gesindel von der Feder, haben ganz den Kopf verloren, und wenn es möglich wäre, daß eine große Idee durch die Dummheit und Gemeinheit dieses Auswurfs, der jetzt die Feder führt, weggeschwemmt werden könnte, so wäre die Zeit dazu gekommen." Man sieht, daß die Wirkungen den Ursachen entsprechen. Man hatte nicht Einsicht genug, um zu erkennen, daß soziale wie politische Verbesserungen nur im Staat herbeigeführt werden können, oder man hatte nicht Energie genug, diesen freilich etwas mühsamen Weg zu verfolgen. Man fuhr daher über alle Wirklichkeit und alle Möglichkeit hinaus in das Schlaraffenland des Kommunismus. Die Verwirklichung des Kommunismus ließ aber länger auf sich warten, als die kindische Phantasie seiner Bekenner sich vorgestellt hatte. Was sollten sie nun thun?

Ehrlichkeit genug, um ihre Blamage einzugestehen, hatten sie nicht; Selbstverleugnung genug, um sich vernünftigen Leuten, die sie verhöhnt hatten, um der Sache willen wieder anzuschließen, hatten sie auch nicht. Die Verzweiflung ihrer Kopf- und Charakterlosigkeit treibt sie also dahin, wo sie allein noch Aussicht haben, wenigstens ihrem Sektenfanatismus gegen vernünftige Politiker zu fröhnen, nämlich auf die Seite der Reaktion. Und so kämpft denn nun dieß ehrlose Gesindel Arm in Arm, Hand in Hand mit dem „Rheinischen Beobachter" und Kompagnie!

Kürzlich hat Einer von dieser Farbe die ganze Schamlosigkeit seiner Klique in der Trier'schen Zeitung aufgedeckt. Er sprach von der Amnestirung der politischen Gefangenen und meinte, man solle diese Leute nicht mehr fürchten, sondern als Narren betrachten. Die sich für politische Ideen interessirten oder aufopferten, seien überhaupt nur untergeordnete Subjekte; vernünftige Leute wendeten sich dem Sozialismus zu, welcher blos inwendig bilde und unter jeder Regierung, namentlich unter einer festen, nach Einigen am Besten unter einer monarchischen, verwirklicht werden könne ꝛc. Der Sinn dieses fourieristischen Räsonnements ist mit drei Worten dieser: wenn wir satt zu essen haben und mit Erlaubniß der Polizei „inwendig bilden können," so sind wir zufrieden unter einem Knutenregiment; die das nicht sind, gehören in's Narrenhaus. Was will man mehr, als solche Geständnisse, wenn man das Recht nachweisen will, dieß Gesindel zu verachten bis auf die Sohle? Von allen Seiten rückt ihnen die Polizei zu Leibe; die Zensur zerfetzt ihre Blätter; der Bundestag, der ihre Desavouirung der Politik nicht anerkennt, dehnt auf ihre Vereine das Verbot der politischen aus; kurz, die politische Gewalt quält sie bis auf's Blut. Werden sie dadurch belehrt?

Werden sie dadurch an die Politik erinnert? Werden sie dadurch empört gegen die Gewalt? Bei Leibe nicht! Die „inwendig Gebildeten" bleiben dabei, daß die politische Opposition Narrheit sei, und werfen sich der Gewalt, die sie maltraitirt, mit servilster Verzweiflung in die Arme, um gefahrlos gegen diejenigen zu opponiren, welche mehr Ehre besitzen, als sie. Der Gewalt ist dieser Sukkurs natürlich willkommen, sie kann noch immer Ehrlosigkeit brauchen, obgleich sie schon so viel Vorrath davon besitzt, sie refraichirt das Blut der alten Ehrlosigkeit durch das junge, und könnte es ihr gelingen, mit Hülfe der kommunistischen Schreier das leidende Volk so weit zu betrügen, daß es glaubte, auch die materiellen, die „sozialen" Interessen seien am Besten in der Unfreiheit, seien am Besten von Gottes Gnaden aus zu fördern, so wäre man in Berlin oben auf und wir würden bald die Hauptkommunisten mit dem rothen Adlerorden im Knopfloch umherwandeln sehen.

Was hier gesagt worden, gilt nicht von allen Kommunisten. Es gibt noch Manche unter ihnen (und zu diesen gehört auch der persönlich ehrenhafte Püttmann), welche bei den Infamieen der Gewalt nicht gleichgültig bleiben. Aber auch bei diesen steht die Sektensympathie höher, als die Rücksichten der praktischen Vernunft, der Ehre und des Gewissens, so daß sie sogar bei den Liebäugeleien ihrer Genossen mit dem Despotismus ganz ruhig bleiben, statt sich offen von ihnen loszusagen. Und solche Leute, unter denen selbst die Besten gegen Alles, was den Charakter und die Vernunft zur Empörung bringt, fast gänzlich abgestumpft sind, solche Leute wollen die Politiker zu untergeordneten Subjekten machen! Nur ein untergeordnetes Subjekt, kein Mann von selbstständigem Wesen, kann Kommunist sein, denn der Kommunismus, wäre er verwirklicht, müßte jede Eigen-

thümlichkeit und Selbstständigkeit des Einzelnen völlig verwischen. Sollte aber die Lehre von den untergeordneten Subjekten a priori noch zweifelhaft sein, a posteriori hat sie sich schon trefflich bewährt.

Es wird dahin kommen, daß dem Kommunismus nur seine schimpfliche Nebenbedeutung übrig bleibt. Wer daher nach der Verirrung in dieß Gebiet der Geistesverkommenheit und Charakterversumpfung sich noch zu einem ehrenvollen Rückzug entschließen kann, der thue es bei Zeiten. Wer in beider Beziehung, in Bezug auf Geist wie auf Charakter, nichts zu verlieren hat, der bleibe Kommunist und melde sich in Berlin oder Petersburg. Es gilt jetzt den Kampf, den diese Gamins provozirt, mit Gewalt provozirt haben, zu Ende zu kämpfen. Nachdem man die Unheilbarkeit der Hauptschreier dieser Sorte erkannt hat, soll man bei jeder Gelegenheit zeigen, was an ihnen ist, denn ihre Doktrin entnervt die politische Opposition total und hebt das Gute, welches sie durch Verallgemeinerung der Fermentation und durch Hereinziehung der Massen in die Bewegung der Zeit hätte bewirken können, von vornherein wieder auf durch Verwirrung der Köpfe und Erschlaffung der Gesinnung. Sie thut dies namentlich in Teutschland, wo die Knechtung der Presse es unmöglich macht, in derselben Zeit die Ansichten des Volks zu berichtigen, in welcher sie unter dem Schutz der Zensur verwirrt werden können. In freien Ländern dagegen verliert der Kommunismus täglich mehr Boden, weil dort das Licht nicht fehlt, ihn von allen Seiten zu beleuchten, und weil die größere Leichtigkeit, ihn in die Praxis zu übersetzen, die Bedenken der Ausführung näher gerückt hat. Was uns in Bezug auf Frankreich, England, Amerika u. s. w. als Kommunismus vorgespiegelt wird, zielt meistens nur auf „soziale“ Ausgleichungen und Reformen innerhalb

des Staats hin, und in der Schweiz, wo der Kommunismus so lange Zeit gewühlt hat, haben sich fast alle Anhänger desselben zu „sozialen“ Republikanern bekehrt.

Bei der Besprechung des Kommunismus ist es durchaus nöthig, dessen spezifisches Prinzip oder Merkmal festzuhalten, denn die Verwirrung in den Diskussionen wie die Taktik der Diskutirenden hat dessen Charakter schon ganz zu verwischen begonnen. Sein spezifischer Zweck ist die Aufhebung alles Privateigenthums und die daraus folgende Einrangirung jedes Einzelnen in die allgemeine Kommanditegesellschaft oder Werkstatt oder Kaserne. Wer dieß nicht will und anstrebt, der ist kein Kommunist. Dieß lasse man nicht aus den Augen, denn sowohl die Reaktionäre wie die Kommunisten haben begonnen, Alles Kommunismus zu nennen, was auf Humanisirung der Gesellschaft hinzielt; jene, um dadurch zu „verdächtigen,“ diese, um mit einer großen Anhängerschaft zu prahlen, ihr Monopol der „sozialen Reform“ festzuhalten und sich zugleich eine Hinterthüre zu öffnen, durch welche sie sich nöthigenfalls aus dem Gebiet des Unsinns und der Polizeiwidrigkeit auf das Gebiet der Vernunft und der Legitimität retten können. Kürzlich las ich in den „historisch-politischen Blättern“ des alten Görres einen Aufsatz über meine „Kriegsartikel,“ worin dieß Schriftchen als ein Produkt des Kommunismus dargestellt wurde. Es wird dahin kommen, daß man nicht mehr essen und trinken kann, ohne Kommunist genannt zu werden. Jeder vernünftige Mensch, der eine menschliche Frage mit freiem Geiste behandelt, wird sich ausdrücklich nach beiden Seiten hin vor der Annahme verwahren müssen, daß er ein Kommunist oder „Sozialist“ der zünftigen Sorte sei. Es bedarf, wie wir oben schon gesehen haben, auf beiden Seiten nur eines Handumdrehens, um Alles in den Kommunismus oder Sozialis-

mus hereinzuziehen, so daß, was unsere Gesellschafts-theoretiker betrifft, das ganze kindische Kunststück ihrer Theorie blos darin bestanden hätte, Allem einen neuen Namen aufzuheften und es dann für ihre Waare zu erklären. Auf diese Weise sind sie namentlich vor der Gefahr gesichert, daß sie nichts mehr zu sagen haben, nachdem das Material ihrer neuen „Wissenschaft" erschöpft ist. Schon Montesquieu schrieb gegen das Erbrecht. Ich habe mich nach meiner Ueberzeugung in der „Opposition" ebenfalls dagegen erklärt. Nun wirft mir der kundige „Prometheus" vor, diese Ueberzeugung sei ein Plagiat am heutigen Kommunismus, denn trotz Montesquieu u. A. sind es die Kommunisten unserer Tage, welche die Abschaffung des Erbrechts erfunden haben. In Campe's Kinderschriften kann der Herr „Prometheus" nachlesen, daß sich schon unter den Ureinwohnern Südamerika's ein ganzes Volk von „Kommunisten" befand, welche kein Privatrecht auf das Grundeigenthum kannten. Ich habe mich ebenfalls gegen dieß Privatrecht erklärt, wenn auch nicht durch die Campe'schen Kinderschriften dazu gebracht. Nun aber wirft mir der kundige „Prometheus" vor, daß die schon in Peru eingeführt gewesene Abschaffung des Privatrechts auf die allgemeine Erde ein Plagiat am heutigen Kommunismus sei. Wie schon gesagt, die Vertretung der Menschenrechte unter „sozialer" Aufschrift ist das einzige Privateigenthum, welches die Kommunisten bestehen lassen, aber nur für sich. In diesem Punkte sind sie keine Kommunisten. Wie es überhaupt keine Frage gibt, die nicht in der Geschichte schon aufgetaucht wäre, so hat auch der Kommunismus nichts aufzuweisen, was nicht der Menschengeist, mehr oder weniger ausgeprägt, schon früher zur Sprache gebracht hätte. Es hat sich immer nur darum gehandelt, daß die Fragen der Menschheit zu der Zeit, wo sie reif wurden, gründlicher und

allgemeiner behandelt worden sind, als früher. So ist denn in unserer Zeit die Menschheit darüber in's Reine gekommen, daß in einem zivilisirten Zustand der Gesellschaft jeder Mensch nicht bloß geistig und moralisch, sondern auch materiell in seiner Entwickelung und Existenz von Gesellschaftswegen gesichert werden müsse. Nachdem dieser Grundsatz festgestellt ist, wird der Verständige darauf bedacht sein, ihn in das System der Gesellschaftstheorie, d. i. der Staatstheorie, welche, wie Alles, in fortdauernder Entwickelung bleibt, aufzunehmen und nach den besten Mitteln zur Verwirklichung desselben sich umzusehen. Damit gelangt er dann zu einer Erweiterung der Staatsidee, nicht zu deren Verwerfung, und demnach zu einer Umbildung der Verhältnisse innerhalb der Staatsform, versteht sich, der einzigen wirklichen Staatsform, die es gibt, nämlich der republikanischen.

So wird der Verständige handeln. Der Unverstand dagegen, die theoretische Jungenhaftigkeit, wirft sich, wenn eine Frage der Zeit auftaucht, ausschließlich und einseitig bloß auf diese Frage, spinnt sie ohne Rücksicht auf Ausführbarkeit und Anknüpfung an die bisherige Entwickelung willkürlich bis in das Gebiet der Phantasie hinaus, und kehrt von dem Endpunkt seiner Verirrung in keuchender Hast mit der Prätension, mit der monströsen Prätension zurück, daß die ganze Welt sofort allen Ballast von Ansichten und Einrichtungen abwerfen müsse, um die Expedition bis zu jenem Endpunkt der verirrten Theorie praktisch mitzumachen. Wer die Theorie nicht theilt, ist bornirt, wer sie nicht sofort, auch ohne jedes praktische Mittel, ausführen will, ist ein Egoist, ein Räuber und wer weiß was. Staat, Geld, Eigenthum, kurz Alles muß sofort zum Fenster hinaus, damit — die Menschheit sich auch praktisch überzeugen könne, daß Jungen eben Jungen sind. Mögen die Kom-

munisten uns darthun, wie wir ohne Staat bestehen, wie wir ohne Freiheit Menschen sein, wie wir ohne Politik frei werden, wie wir ohne Verbindung der freien Einzelexistenz mit der Einzelperson glücklich sein können — und wir werden auf der Stelle Kommunisten werden, denn um der Rechthaberei willen verleugnet kein vernünftiger Mensch seine Ueberzeugung. So lang sie uns aber diese Dinge nicht plausibel machen können, mögen sie sich die Mühe sparen, uns von unserm Weg verdrängen zu wollen.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß die Kommunisten wenig Punkte haben, über welche sie alle einverstanden wären. Der Eine ist die Theologie los, der Andere predigt noch den Gekreuzigten; der Eine wirft den Staat gänzlich weg, der Andere will eine „feste Regierung;" der Eine will eine bloße Gesellschafts-„Verwaltung," der Andere lobt die „Monarchie;" der Eine spricht sich deutlich über gänzliche Abschaffung des Privateigenthums aus, der Andere beschränkt sich auf vage „Organisirung der Arbeit;" der Eine beschäftigt sich noch dann und wann mit der Kritik der politischen Zustände, der Andere ignorirt sie gänzlich u. s. w., u. s. w.

Die Redensarten von Menschenthum und menschlicher Gesellschaft, so wie das Schimpfen auf die „Bourgeois" und den „Liberalismus" u. s. w., sind das Einzige, was im Munde Aller gleichmäßig laut wird. Ueberhaupt sind es meistens nur vage Stichworte, was die Zünftigkeit unter ihnen unterhält und als Erkennungszeichen dient. Ließe man ihnen irgendwo freies Spiel, ihre Theorie auszuführen, sie würden schon in den ersten 24 Stunden sich bekriegen oder auseinanderlaufen. Was nun aber den teutschen Liberalismus betrifft, worunter wir hier alle Nicht-Kommunisten begreifen, die zu den bestehenden Verhältnissen, den sozialen wie den politischen, in Oppo-

sition stehen, so läßt sich nicht leugnen, daß sie im Allgemeinen eben so wenig wissen, was sie wollen, als die Kommunisten. Es ist daher durchaus nöthig, daß diejenigen, die wirklich etwas erreichen und nicht bloß Redensarten machen wollen, sich über die Hauptpunkte einigen und sich darüber gelegentlich ganz bestimmt aussprechen. Um dieß anzuregen, ist in einem Vorläufer dieses Schriftchens schon ein allgemeines Bild einer künftigen teutschen Republik*) entworfen worden. Dieses sowohl als das an andern Orten (z. B. in der Opposition) Gesagte erlaubt mir, mich hier auf folgende resumirende Bemerkungen zu beschränken:

1) Es wird vorausgesetzt, daß kein vernünftiger Mensch mehr mit Vernunft, Freiheit, Menschenwohl und Menschenwürde eine Einrichtung für verträglich hält, welche einem einzelnen Menschen ein sanktionirtes Privilegium zur Beherrschung und Ausbeutung eines ganzen Volkes einräumt. Das Königthum muß also fallen.

2) Das Königthum weicht keiner andern Macht, als der Revolution.

3) Das Resultat dieser Revolution ist die Republik, d. i. eine Republik mit denjenigen Einrichtungen, welche nach den Ergebnissen der bisherigen Staatswissenschaft und Staatserfahrung als die in politischer und sozialer Beziehung beste erkannt wird.

---

*) Ein Berliner Korrespondent des „Prometheus" belehrt mich, ich müsse mir nicht einbilden, daß ich schon die teutsche Republik eingeführt, weil ich ein Paar Brochüren auf deren künftigem Terrain verbreitet habe. Wer sagt denn diesem Herrn, daß ich mir dieß einbilde, daß ich so blind gegen die Verhältnisse sei, wie er und seinesgleichen? Er wird hier die Belehrung am rechten Ort finden, daß er und Herr „Prometheus" sich nicht einbilden mögen, den Kommunismus schon dadurch einzuführen, daß sie sich für ihn blamiren.

4) eine solche Republik sichert das materielle Wohl ihrer Bürger gleichmäßig wie das politische. Zu diesem Zweck adoptirt sie alle Grundsätze und Vorschläge, welche bisher als richtig in der Theorie und als ausführbar in der Praxis sich ergeben haben.

5) Der erste dieser Grundsätze ist, daß kein einzelner Mensch ein ausschließliches Recht auf die allgemeine Erde haben könne, daß also die Erde allgemeines Eigenthum der Menschheit, d. i. der Staaten sein müsse, aus welchen die Menschheit besteht.

Auf diesem allgemeinen Eigenthum hat jeder Einzelne das Recht, seine Einzelexistenz nach seiner Individualität so weit zu gründen und geltend zu machen, als er dadurch nicht in den Kreis des gleichen Rechts der andern übergreift. Die freie Einzelexistenz ist nothwendig, weil sie eine Folge und ein Erforderniß der Einzelperson ist. Das Erforderniß der Einzelexistenz ist aber der Einzelerwerb und der Einzelbesitz des Erworbenen.

7) Damit der Einzelerwerb nicht durch das nothwendige Erforderniß der freien Konkurrenz zu verderblichen Ungleichheiten führe, wird ihm eine Schranke durch ein (entweder direkt oder, durch Progressivsteuern, indirekt einzuführendes) Maximum gesetzt. Niemand hat Anspruch, mehr zu erwerben, als er nach einem allgemeinen Ueberschlag nöthig hat, um menschlich zu existiren und so glücklich zu sein, wie seine Nebenmenschen. Der Staat hat also das Recht und die Pflicht, die Willkür des Einzelerwerbs zu beschränken, wie er das Recht und die Pflicht hat, die Willkür der Einzelentfaltung in andern Richtungen zu beschränken. Niemand darf bei der Sorge für seine Gesundheit die Gesundheit eines Andern gefährden; warum sollte er bei der Sorge für seine Existenz die Existenz eines Andern gefährden dürfen? Die staatliche

Festsetzung eines Erwerbs- und Besitzmaximums ist also eben so rechtlich wie nothwendig.

8) Zur Sicherung und Verbesserung der Existenz, welche das freie Werk des Einzelnen bleiben muß, liefert der Staat (die Gemeinde) dem mündig gewordenen Bürger die Grundlage und die Mittel. Diese bilden das Minimum. Das allgemeine Minimum besteht in freier Wohnung für gewisse Zeit*) und dem Material oder einer gewissen Summe, zum Beginn des gewählten Berufsgeschäfts, nachdem die freie Ausbildung auf Staatskosten vorhergegangen ist.

9) Der Staat ist bei allen streitenden Interessen die schlichtende dritte Person und dieß ist er ohne Fiktion. So oft nämlich innerhalb des Staats zwei Sonder-Interessen oder Personen kollidiren, ist immer ein dritter Theil unbetheiligt, d. h. nicht direkt betheiligt. Die Betheiligung des dritten Theils ist immer vorherrschend die am allgemeinen Interesse. Es sollen z. B. die Interessen des Ackerbaues und die eines Fabrikationszweiges kollidiren. Bei dieser Kollision wird der dritte Theil, der weder Ackerbauer noch Fabrikant ist, sein nur für das allgemeine Interesse parteiisches Urtheil in die Waagschaale der das wichtigste Prinzip vertretenden Partei legen, und dadurch die beste Ausgleichung herbeiführen. Es versteht sich von selbst, daß dieses Verhältniß sich in den Organen der Allgemeinheit, nämlich in der beschließenden, wie vollziehenden Behörde, ebenfalls wiederholt, und indem es durch diese zum Ausspruch gelangt, spricht die dritte Person, der Staat. In einer demo-

*) Es wird vorausgesetzt, daß der Staat nach Ablauf dieser Zeit einen die Steuern ersetzenden Miethzins erhebt. Kann er seine Bedürfnisse ohne solchen Zins bestreiten, so läßt er diesen natürlich ganz wegfallen.

kratisch gebildeten Regierung ist es nur das allgemeine Interesse, welches alle Regierungsglieder gemeinschaftlich berührt, ohne daß das Sonderinteresse eines einzelnen das Uebergewicht erlangen könnte. So gibt also der Staat, obschon er in jedem Fall aus drei „Personen" besteht, immer nur als dritte den Ausschlag. Sollte es aber dahin kommen, daß er bei einer bestimmten Frage sich strikte, in zwei Parteien spalten müßte, so würde einfach die Majorität des ganzen Volkes die Minorität zum Nachgeben bringen, denn bei der freien Majorität beruht im vernünftigen Staat, der freien Minorität gegenüber, die Endentscheidung und das jedesmalige Recht. Eine Frage, die eine solche allgemeine Spaltung herbeiführt, kann indessen auch nur eine allgemeine und permanente sein (z. B. eine Verfassungsfrage) keine vorübergehende Frage zweier Sonderinteressen, innerhalb der Allgemeinheit (z. B. zwischen Produzenten und Konsumenten); es kann also auch bei ihr nicht von einer Schlichtung oder Vermittlung, sondern nur von einem Sieg die Rede sein.

Wenden wir nun den Gesichtspunkt des allgemeinen Interesses, welches in jedem einzelnen Fall und bei jeder einzelnen Einrichtung jeder, auch nicht direkt betheiligte Staatsbürger hat, in unserm Sinne an, so kommen wir dahin, daß der Staat für die Fälle, wo zwei Interessen in Kollision kommen können, ein entscheidendes Institut schaffen muß, welches als dritte Person das allgemeine Interesse vertritt. Bis jetzt beschränkt sich die Anwendung dieses Prinzips hauptsächlich nur auf die Justiz, und hat als schlichtendes Institut die Gerichte geschaffen. Das Prinzip muß aber auf Alles übertragen werden, wobei allgemeine Interessen zu fördern oder getheilte zu schlichten sind. Auf diesem Wege wird also der Staat eben so gut Konkurrent in der In-

dustrie, wie Konkurrent in der Justiz; er wird Konkurrent ohne den Egoismus der Konkurrenz, d. i. Vermittler. Natürlich ist mit dieser Voraussetzung diejenige verbunden, daß im Staat das allgemeine Interesse zu ungehindertem Ausdruck gelange und zu freier Geltendmachung im Stande, kurz, daß der Staat ein freier, ein demokratischer Staat sei. In einem unfreien Staat, in welchem nur eine einseitige Gewalt den Ausschlag gibt, wird diese natürlich in ihrem egoistischen Interesse die für die Allgemeinheit gestifteten Institute eben so korrumpiren, wie die speziell zu Gewaltstützen bestimmten Institute von Hause aus korrupt sind. Wir sehen dies z. B. in Preußen an dem Institut der Seehandlung. Was in einem freien Staat eine Wohlthat ist, wird im unfreien ein Fluch. Die Seehandlung würde in einem freien Staat die Industrie befördern und die Konsumenten vor Nachtheil schützen; in Preußen muß sie auf Kosten beider ihren Beherrschern den Beutel füllen. Seehandlung, Gerichte, Gesetze, Schulen, kurz, was es nur an Einrichtungen geben mag, dient im unfreien Staat dem Despotismus. Darum tragen aber nicht die Institute an sich die Schuld, sondern derjenige, welcher sie benutzt und verderbt. Das Messer dient dem Familienvater zum Brodschneiden, dem Mörder zum Halsabschneiden. Dieser Punkt, wie einfach er ist, wird weder von den Kommunisten, noch von den Liberalen genug berücksichtigt, und so braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß die Erstern am wahren Staat verzweifeln, die Andern sich bei dem jetzigen Staat noch beruhigen.

Wenden wir die Betrachtung des Staats als dritter Person, welche die einzelnen Interessen fördert oder schlichtet, speziell auf dasjenige an, worauf es hier namentlich abgesehen war, nämlich auf die materiellen Interessen.

Sie drehen sich hauptsächlich um Industrie und Ackerbau. Denjenigen Theil der Industrie, welcher nur durch die Mittel der Allgemeinheit für die Allgemeinheit ersprießlich gemacht werden kann, z. B. den Eisenbahnbetrieb, zieht der Staat gänzlich an sich. Für diejenigen Zweige, welche durch Einzelne oder durch Assoziationen betrieben werden können, schafft der Staat aus den allgemeinen Mitteln konkurrirende Anstalten, welche den Zweck der Vervollkommnung der Industrie im Auge haben, zugleich aber dazu bestimmt sind, in dem betreffenden Industriezweig die Konsumenten durch billigere Lieferung vor Nachtheil zu schützen, wenn die Produzenten einen normalen Gewinnsatz überschreiten sollten. (Der Vortheil, welcher in der Schaffung von Arbeitsgelegenheiten besteht, läuft noch nebenbei.) Daß der Staat solche Anstalten für alle Industrie- und Gewerbszweige schaffe, ist nicht nöthig. Die Industrie des Luxus kann er füglich aus dem Auge lassen. Aber bei der Industrie der Bedürfnisse muß er konkurriren. Dies geschieht ja auch zum Theil schon jetzt, indirekt oder direkt, z. B. durch Brod- und Fleischtaxen, durch Bierproduktion u. s. w.

Wie mit der Industrie, hält es der Staat mit dem Ackerbau. Als ackerbauender Konkurrent fördert er aus allgemeinen Mitteln die Bodenkultur und schützt vor Mangel oder Uebertheuerung der Lebensmittel. Es wird natürlich auch hierbei vorausgesetzt, daß er alleiniger Bodenbesitzer ist — ein Thema, welches an einem andern Ort ausführlicher besprochen werden kann.

Die vorstehenden 9 Punkte mögen zur Anregung für jetzt genügen. Der neunte, in Verbindung mit 5, 6, 7, 8, hat den Zweck, zu einer Lösung der Frage beizutragen, ob der Staat, dem man Einseitigkeit und nothwendige Einseitigkeit schuld gibt, weil er nur politische, nicht soziale Bedürfnisse befriedigen könne, der letztern Aufgabe nicht

ebenso gewachsen sei, wie der erstern. Würde diese Frage zur völligen Klarheit durchgearbeitet und zur Entscheidung gebracht, so wäre — denn die Punkte 1 bis 4 können wenig Zweifel erregen — der Weg zu einem Glaubensbekenntniß der Zukunft gebahnt, durch dessen allgemeine Annahme die liberale Partei sich sehr bald die Garantie für eine Umwandlung unserer unerträglichen Zustände und für die Herbeiführung einer glücklichen Zeit verschaffen könnte.

Ich bemerke zum Schluß noch ausdrücklich, daß die vorstehenden Punkte, sowie die anderwärts von mir gemachten Vorschläge nicht im Mindesten mit der Prätension auftreten, maßgebend zu sein. Sie sind nur bestimmt, eine Diskussion anzuregen, die nicht mehr zu umgehen ist. Beschränken wir uns darauf, gegen die Kommunisten blos negativ zu verfahren, ohne zugleich positiv die Frage zu erschöpfen, wie den monströsen Zuständen der Gesellschaft abzuhelfen, durch den Staat abzuhelfen, radikal abzuhelfen sei, so haben die Kommunisten vollständig Recht, uns die Unzulänglichkeit unserer Doktrinen vorzuwerfen, wenn damit auch die ihrige nicht gerettet ist.

November 1846.

Krakau.

Den Schweizern gewidmet

von

einem Teutschen.

Vorwort.

Die Schweizer im Allgemeinen haben ein sehr beschränktes Vorurtheil gegen uns Teutsche und betrachten uns leicht als Eindringlinge oder als Zudringlinge, wenn wir uns auch nur auf dem Papier in ihre Angelegenheiten mischen. Wiefern sie hierin Recht haben, darüber weiter unten. Uns kommt es vorläufig nur darauf an, Fuß zu fassen auf der Tribüne, die wir in diesem Schriftchen zu besteigen gedenken, und uns das Recht zum Sprechen zu vindiziren Genügen dazu nicht allgemeine Gründe, so nehmen wir besondere Fakta zu Hülfe. Wir erinnern die Schweizer daran, daß sie uns aus den Reihen der Republikaner Alliirte des Despotismus zusen-

den; und doch wollten sie uns es zum Vorwurf machen, wenn wir ihnen aus den Reihen der „Unterthanen" Alliirte des Republikanismus anbieten? Mögen die Schweizer den Verfasser dieses Schriftchens für dies Mal im Tausch gegen einen Professor hinnehmen, welcher aus der Mitte der Zürcher „Radikalen" übergetreten ist in die Mitte der Berliner Geheimräthe, um sich und den Republikanismus zu beschimpfen. Es gehört zu den Spiegelfechtereien des Berliner Absolutismus, Leute aus allen Gegenden und von allen Farben in seine Dienste zu ziehen, um seine universale Liberalität an den Tag zu legen. Er weiß sehr gut, daß diejenigen nicht gefährlich sind, die sich solcher Dienste nicht schämen, und sollten sie auch Republikaner heißen. Der „radikale" Professor wird dieß ebenfalls wissen, denn er schämt sich nicht, hauptsächlich deshalb nicht, weil seine Landsleute, statt solche Ueberläufer zu brandmarken, wohl gar eine Ehre darin sehen, daß einer der Ihrigen nach Berlin berufen wird, um ein hochgestellter Despotendiener zu werden. Der bewußte Professor hat Vermögen. Ob ihm seine Zinsen in Schweizerfranken oder in Berliner Thalern ausgezahlt werden, das kümmert unsere pfiffigen Reaktionärs nicht. Genug, sie rechnen darauf, daß der reiche Professor durch seine äußeren Mittel ebensowohl imponiren und repräsentiren werde, wie durch seine innern. Man betrachtet seinen Beutel so gut als einen Zuwachs wie seinen Kopf und — seine Zunge. Er soll als Professor die Rechtsbegriffe der Studenten, er soll als Mitarbeiter der projektirten „Geheimrathszeitung" die Rechtsbegriffe des Publikums, und er soll als künftiger „königlicher" Kommissär etwa in Deputirtenversammlungen mit seiner geübten Zunge die Rechtsbegriffe der Volksabgeordneten verwirren helfen. Das sind die Dienste die man sich von ihm verspricht. Viel Ehre für einen Republikaner! Ob er sie leisten

wird, wissen wir nicht; daß aber der Nachfolger Puchtach's das Vertrauen zu berechnen wissen muß, welches der Despotismus ihm schenkt, dürfen wir von einem so geschiedten Mann voraussetzen. Was uns betrifft, so setzen wir uns dem Vorwurf der Unbescheidenheit aus, indem wir uns zum Tausch anbieten für einen Mann, der so wichtige Dienste leisten soll. Wir werden suchen, uns ebenbürtig zu machen durch eine Eigenschaft, die jener Professor nicht besitzt oder nicht besitzen darf. Wir werden die Wahrheit sagen, den Republikaner so gut wie den Despoten. Zu den erstern spricht man aber in anderm Ton als zu den letztern. Wir hoffen durch den unsrigen zu beweisen, daß es Wohlwollen und Sympathie für den Republikanismus ist, was unsre Feder führt. Mögen sich daher unsre schweizerischen Meinungsgenossen durch unsere Absicht mit unserer Herkunft versöhnen lassen. Mögen sie zugleich zu der Erkenntniß darüber gelangen, wo sie ihre Freunde zu suchen haben Sie haben bis jetzt immer das Schlechteste von uns übernommen, nämlich unsre servilen Professoren. Mögen sie bessere Vertreter Teutschlands kennen lernen in unsern Schriftstellern.

I.

Die heilige Allianz.

Metternich. Nikolaus. Friedrich Wilhelm VI.

Da haben wir die jetzigen Repräsentanten der weiland heiligen Allianz, der größten „Blasphemie", welche die Geschichte kennt! Da haben wir die Heiligkeit, deren Embleme die Knute, die Kette und der Kasemattenschlüssel sind! Da haben wir das Christenthum, in seinen weltlichen Ausläufern auf diejenige Spitze gebracht, wo Alles, was Menschenthum heißt, vor dem aufgerichteten Rad und Galgen in die Knice sinkt oder zertreten unter dem Henkerfuße winselt! Ihr Schweizer schlagt euch, wie manche Andre, noch um das Christenthum. Wollt ihr aber wahrhaft kennen lernen, was Christenthum heißt, was Christenthum in der weltlichen Praxis ist, so bestrebt euch, russische, österreichische oder preußische Unterthanen zu werden.

Da Metternich, Kaiser von Oesterreich ist, so muß man ihn als das einzige überlebende Glied der heiligen Allianz betrachten und die Herren von Berlin und Petersburg als ererbte Kollegen, welche, wie wir sehen werden, zum Theil aus der Schule herausgewachsen sind. Ich würde nicht begreifen, wie man Metternich zu den Leuten von Geist hat rechnen können, wenn man nicht gewöhnt wäre, von der servilen teutschen Presse Alles mit Geist

ausgeſtattet zu ſehen, was einen Kommandoſtab oder einen Kerkerſchlüſſel in der Hand hat. Die erſte Eigenſchaft des Geiſtes iſt Produktionskraft, Schaffenstrieb. Der Geiſt muß produziren, muß beleben, muß ſich übertragen in das Nichtgeiſtige, um ſich zu verbreiten durch die Adern der Geſchichte. Wo Ruhe und Tod iſt, da iſt kein Geiſt; denn Geiſt iſt Bewegung und Leben. Und was iſt Metternich? Er iſt der erklärte Protektor und Repräſentant des Todes. Die ſtarre „Erhaltung des Beſtehenden" iſt ſeit Napoleons Zeiten ſein erklärtes Prinzip geweſen. Metternich iſt ein erklärter Mörder der Entwickelung; er iſt ein Feind des Baumes, der wächst; er iſt ein Feind des Stromes, der fließt; er iſt ein Feind des Vogels, der fliegt; er iſt ein Feind des Blutes, das rollt. Dies Alles iſt konſequenter Weiſe der „Neſtor der Diplomaten"; denn warum ſollte er nicht in der ganzen Natur wollen, was er in der Menſchheit will? „Erhaltung des Beſtehenden" iſt das widernatürlichſte und zugleich geiſtloſeſte Wort, das je geſprochen worden iſt. Ein Mann, der durch ſolches Wort ſeine Richtſchnur bezeichnet, mag ein exemplariſcher Geizhals, ein trefflicher Kerkermeiſter, eine ausgezeichnete Schildwache am Kirchhof der Vergangenheit ſein; aber die Prätenſion, zu den Staatsmännern zu zählen, bleibe ihm fern. Metternich iſt durch Intrigue groß geworden und durch Polizei es geblieben. Das hat ihm den Titel eines Staatsmannes eingebracht. Schon Napoleon ſagte ganz bezeichnend von ihm: „er nimmt die Intrigue für Politik." Intriguiren, lähmen, verführen, korrumpiren und zur Noth Gewaltthat üben, bloß um — das Beſtehende zu erhalten, iſt das eine Rolle für einen Mann, ſpricht ſich darin der Beruf eines Mannes von Geiſt aus, liegt darin das Zeugniß für die Fähigkeit des Staatsmannes? Es iſt die kläglichſte und zugleich fluchwürdigſte Aufgabe,

die sich jemals ein einflußreicher Mann gestellt, und sie ist nur deßhalb bewunderuswerth, weil diese Geistlosigkeit dreißig Jahre lang in einem ganzen Welttheil keinen überlegenen Konkurrenten am Geist gefunden hat. Es liegt hierin ein jammervolles Zeugniß für unsre Zeit, das jammervollste für unsre „Staatsmänner." Metternich steht in einer Hinsicht groß und einzig da: er hat den universalsten Fluch auf sein Haupt gesammelt, den jemals die Völker einem Einzelnen zuzudenken hatten, und diesem Fluch ist er ein ganzes Menschenalter hindurch entgangen, und das Gewitter beginnt erst sich zusammenzuziehen über seinem schon klaffenden Grabe.

Metternich ist — nun, er ist ein Schurke! Er ist der größte aller Schurken, die je einen Diplomatenstern auf der Brust getragen haben. Ich halte viel auf Physiognomik; aber ich bin nicht einseitig und genügsam genug, um mein Urtheil bloß durch die Züge des Metternich'schen Gesichtes zu belegen, obgleich ich noch nie ein solches Gesicht gesehen habe. Ein solches Lächeln, solche Augen, eine solche Stirne, und namentlich eine solche linke Augbraune, wie das Metternich'sche Gesicht aufzuweisen hat, finden sich in ganz Europa nicht vereinigt. Sie vergegenwärtigen das Ideal eines Diplomaten, oder mauvais sujet. Doch lassen wir diese Personalia. Daß Metternich kein gewöhnlicher Mensch ist, will ich ihm nicht bloß aus seinem Gesicht, ich will es ihm durch Thatsachen vor Gericht beweisen, wenn er den Muth hat, mich zu zitiren.

Was der Metternich'sche „Geist" ausgerichtet, darüber gehen jetzt den Völkern die Augen auf. Seitdem die giftigen Nebel endlich wolkenweise aus dem Sumpf des „Bestehenden" herauszuqualmen beginnen, den er so lange Jahre eingedämmt; seitdem man im Innern des „Bestehenden," dessen Krater sein „Geist" für immer zugestopft zu haben glaubte, das vulkanische Rollen vernimmt und

die Flammen hier und da blutroth herausschlagen: seit dieser Zeit ist man über das Bestehen des „Bestehenden“ zweifelhaft geworden, und was man so lang als eine beispiellose Weisheit angestaunt, das dekouvrirt sich jetzt auch dem Volksverstand als ein nichtswürdiges Taschenspielerkunststück. Daß bei dem Kunststück Henker, Büttel, Diplomaten, Bundestage, Armeen und Volksmassen mitgespielt, macht es bloß großartig, nimmt ihm aber nichts von seinem Charakter. Das Bestehende erhalten, heißt weiter nichts, als die Uhr der Zeit still stellen, es heißt weiter nichts, als das Unmögliche möglich machen; es heißt weiter nichts, als die Nacht vor dem Tag schützen; es heißt weiter nichts, als die Ventile des Bestehenden schließen, um das Bestehende in die Luft springen zu lassen. Wer als Fürst Metternich die Erhaltung des Bestehenden zum Prinzip macht, der ist entweder zu geistlos, um die Menschheit und die Geschichte zu begreifen, oder er begeht die Schlechtigkeit, mit einem Taschenspielerkunststück, das eine ganze Generation ins Verderben stürzt, auf die bequemste Manier sich eine Stellung zu sichern. Den Fürsten Metternich für geistlos zu erklären, dies ist noch das günstigste Urtheil, welches sich über ihn fällen läßt. Ich habe aber schon angedeutet, daß dieß Urtheil nicht ausreicht. Faßt man die schlagenden Thatsachen ins Auge, welche sich ihm als Resultate seiner Politik im Innern und im Auslande aufgedrängt haben, sieht man bloß auf das Vorrücken des Russenthums hin, welches er an die Donau gelockt, und auf das Umsichgreifen des Panslavismus, welcher in der durch die „Erhaltung des Bestehenden“ herbeigeführten Entfremdung der Völker seine Hauptnahrung findet, so kann man sich nicht enthalten, die Verderbenspolitik Metternichs eine bewußte zu nennen, welche ihre Erklärung in dem Gentz'schen Worte „mich und den Metternich hält

es noch aus," oder in dem noch prägnantern „après nous le déluge" findet.

Mehr Geist, als durch Metternich, wird durch den zweiten Vertreter der heiligen Allianz, durch den Zaar von Petersburg, repräsentirt. Freilich ist es nur der Geist eines Barbaren, aber es ist doch Geist. Der Zaar von Petersburg begnügt sich nicht mit der feigen und geistlosen Erhaltung des Bestehenden, er beschränkt sich nicht auf die verneinende Defensive gegen den Geist der Zeit, er geht auch positiv zu Werk, er schafft, er erobert, er treibt seinen barbarischen Geist durch Trümmer und Blutfelder hindurch in die Völker, die er beherrscht oder erobert. Sich als Gott und Eigenthümer einer zur Welterdrückung dressirten Nation von einstweilen 60 Millionen Menschen zu geriren, diese Nation mit höllischer Gewalt in Eine Form zu gießen, Rußland mit Allem, was die Landkarte und überdieß die Herrschgier des Erben Peters des „Großen" dazu rechnet, nämlich eine halbe Welt, nach einem einzigen persönlichen oder dynastischen Gelüste zusammenzutreten, zu russifiziren äußerlich und innerlich — das ist, wenn auch eine wahnwitzige Barbarenthat, wenigstens eine That, eine Idee, ein Trieb des Geistes. Es gibt Despoten, die wenigstens die Ehre verdienten, erschossen, Andre aber, die höchstens verdienten, gehängt zu werden. Das ist doch ein Unterschied. Der Zaar vertritt den Despotismus ganz. Wer ihn bloß halb zu vertreten weiß, wie Metternich, der vertheidigt ihn nur gegen die Freiheit; wer ihn aber ganz vertritt, der setzt ihn auch durch, mit allen Konsequenzen, der macht ihn zur Religion wie zum Gesetz, der schafft ihm eine besondre berechtigte Welt, außerhalb welcher gar nichts mehr existirt und welche die ganze Unterthanenwelt ausfüllt. Der wahre Despotismus darf gar nicht die Annahme aufkommen lassen, daß er nicht könne, was er wolle,

und daß er nicht Alles wolle. Er muß als Allmacht und als Gott auftreten. Das thut er in Rußland, wo Nikolaus mit vielem Glück den in's Barbariſche überſetzten Affen Napoleons ſpielt.

Nur wer das, was er iſt, ganz iſt, wird Sieger; wer halb dieß, halb das, oder überhaupt nur ein Halber iſt, wird früh oder ſpät dupe oder Diener des Ganzen. Der Ruſſe hat ſeine verzweifelte Stellung ſo lang behauptet, weil er ſich nicht geſcheut hat, ein Ganzer zu ſein. Hätte er ſich feiger Weiſe bloß auf das Unterdrücken, auf die Erhaltung des Beſtehenden beſchränkt, wie Metternich, ſo wäre ihm das Beſtehende über den Kopf gewachſen wie dieſem; aber er hat den Muth und die Kraft gehabt, neben dem unterdrückenden Despoten zugleich produktiver Despot zu ſein, er hat zu dem ſchlechten Beſtehenden immer Schlechtes hinzugeſchaffen und konſequent ein poſitives Syſtem befolgt. Darin beruht ſeine Stärke, eine Stärke, welche nebenbei durch die nationale Idee des Ruſſenthums zugleich im Volk wurzelt. Dieſes ruſſiſche Gebäude wird zwar ebenfalls nur auf eine gewiſſe Höhe gebaut werden, um dann um ſo gewaltſamer einzuſtürzen; ſo lang es aber im Bau begriffen iſt, muß man ihm die entſchloſſene Planmäßigkeit, die Beſtimmung, ein Ganzes zu ſein, muß man ihm, ich möchte ſagen, die harmoniſche Idee zugeſtehen. Es hat die Harmonie der Hölle, welche ganz einfach nur aus Teufeln mit ihrem Oberteufel und aus Bratenden beſteht.

Weil der Ruſſe etwas Ganzes iſt, darum hat er auch ſein Syſtem nicht bloß im Innern durchgeſetzt, ſondern iſt zugleich Sieger über diejenigen geworden, welche, an ſein Prinzip gefeſſelt, dasſelbe doch nur halb zu bekennen wagen. Metternich iſt konſequent geweſen im Unterdrücken; aber die andre Konſequenz des Despotismus, in der Welt der Unterdrückten auch po-

sitiv und produktiv zu Werk zu gehen, hat ihm gefehlt. Und so ist er trotz aller seiner Schlauheit nur ein Werkzeug des Russen geworden. Wollte Metternich ein Ganzer sein, so mußte er nicht bloß überall die Hand der Intrigue im Spiel haben, wo es außerhalb Oesterreichs die Freiheit zu morden oder zu vergiften galt, sondern er mußte auch im Innern alle Keime eines selbstständigen Lebens vernichten und andere Keime an die Stelle pflanzen. Er mußte also namentlich die Keime der verschiedenen Nationalitäten, welche Oesterreich umschließt, zerstören und durch Einimpfung einer einheitlichen Idee ein Surrogot an die Stelle setzen. Dazu bedurfte es aber vor allen Dingen Muth, und den hat Metternich nur, wo er seiner Sache gewiß zu sein glaubt. Wagstücke oder Experimente mit dem Despotismus macht er nicht. Armer Metternich! An Intriguen hat der Russe von dir nichts zu lernen und den Muth der Positivität hat er vor dir voraus. Was Wunder also, daß er mit seiner Entschiedenheit deine Feigheit verdrängen, daß er dein Oesterreich von allen Seiten umzingeln und unterhöhlen, daß er die Nationalitäten, welche du weder durch despotische Gewalt noch durch eine Freiheitsidee zu verbinden vermochtest, wohl aber durch dein Hemmungssystem in russischem Interesse abstoßen mußtest, bei ihrer Schwäche fassen und in seinen Kreis ziehen konnte? Oesterreich fällt auseinander und Nikolaus steht mit offenen Händen daneben, um die abfallenden Theile aufzugreifen — das ist die Perspektive, welche Metternich für die kommende Geschichte seines Vaterlandes eröffnet hat.

Wenn, vom Standpunkt des Despotismus aus betrachtet, Nikolaus ein Ganzer und Metternich ein Halber ist, so ist Friedrich Wilhelm IV. nur ein Viertelsmann. Ist Metternich die dupe des Nikolaus, so ist Friedrich Wilhelm die dupe Metternichs und Nikolaus. Er ist

durch die geschichtliche Bestimmung Preußens auf den Fortschritt verwiesen, durch Metternich auf das „Bestehende und durch Nikolaus auf den Despotismus. Da er nun aber die Eitelkeit besitzt, etwas ganz Besonderes und Selbstständiges darstellen zu wollen, so bestrebt er sich, — auf dem Boden des Bestehenden — als produktiver Despot — in das Mittelalter — fortzuschreiten. Zu solcher tollhäuslerischen Dreigetheiltheit konnte eben nur ein solcher Romantiker gelangen, der die Konsequenz von gar nichts und die Konfussion von Allem darstellt. Sein Vater hatte, durch seine Schicksale und seine Natur beruhigt, sein Heil in stummer Erhaltung des Bestehenden gesucht. Der Sohn wollte ebenfalls das Bestehende erhalten aber zugleich noch Neues hinzufügen. Er wollte Denkmäler seines „Geistes" hinterlassen und wo möglich, als Abkömmling Friedrichs des „Großen" das preußisch-teutsche Kaiserreich gründen. Beides ging nicht ohne den Alliirten, den man den Fortschritt nennt; mit diesem Alliirten ging es aber auch nicht, da derselbe ebenfalls die Eitelkeit hat, selbstständig handeln zu wollen. Der „mächtige Herr" in Berlin versuchte also, den Fortschritt hinter das Licht zu führen. Da der Fortschritt aber in Sachen des Lichts besser bewandert ist, als ein solcher Romantiker, so wurde er ungeberdig über die entdeckte falsche Absicht und führte dadurch einen offenen Bruch herbei. So ist nun der „mächtige Herr" in eine sehr üble Stellung gerathen. Das „Bestehende" ist nicht mehr sicher, weil es zum Theil verlassen worden; der positive Despotismus ist verfehlt, weil er nicht russisch, weil er ein halber war, und der Fortschritt hat den Krieg erklärt, weil er sich angeführt sah. Friedrich Wilhelm steht also auf gespanntem Fuß mit allen seinen Alliirten, mit Nikolaus, welcher die Experimente mit dem Liberalismus haßt, mit Metternich, welcher die Experi-

mente mit dem Bestehenden fürchtet, mit dem Fortschritt, welcher die Experimente mit dem Despotismus verabscheut. Man muß gestehen, der arme Friedrich Wilhelm ist am Uebelsten von Allen berathen. Ein Metternich sein kann er nicht, ein Nikolaus sein darf er nicht und ein Fortschrittsmann sein will er nicht. Was bleibt ihm übrig? Ein Narr zu sein! Und das ist er geworden.

Da haben wir nun die heilige Dreieinigkeit oder Allianz, wie sie sich gegenwärtig charakterisirt, in ihrem Verhältniß unter sich vor uns. Wir kommen nun an ihre Stellung nach Außen.

II.

Krakau.

Der Hauptkitt, welcher die heilige Allianz zusammenhält, ist, neben dem gemeinsamen despotischen Prinzip, das Blut des gemordeten Polens. Jeder der drei Alliirten verfolgt seinen besonderen Plan, und im Geheimen hassen sie sich, fürchten sie sich und rivalisiren sie mit einander; aber die gemeinsame Blutschuld und die gemeinsame Furcht vor der Nemesis der Geschichte, welche aus einem Bruch der Allianz hervorgehen würde, zwingt sie, so lang als möglich gemeinschaftliche Sache zu machen. Der österreichischen und preußischen Politik wird die Betheiligung an dem polnischen Verbrechen durch ihre Stellung immer drückender, je öfter der Prozeß wieder aufgenommen wird, denn dieß Verbrechen ist das Bleigewicht, welches sie in den Kreis des Russenthums gebannt hält und sie immer mehr von dem übrigen Europa zurückzieht.

Rußland weiß dieß und gebraucht Polen als sichere Handhabe, die beiden Diener in Berlin und Wien festzuhalten, wenn sie sich nach einer bedenklichen Seite hin verirren sollten. Kann es dieß auf keine andere Weise, so begünstigt es polnische Revolutionen oder benutzt vorgespiegelte als Schreckbilder. Wäre man in Wien und in Berlin entschlossen, sich der Freiheit in die Arme zu werfen, so wäre der russische Quäler bald abgeschüttelt, namentlich, wenn es auf den großartigen Gerechtigkeitsakt einer Wiederherstellung Polens abgesehen wäre; aber so groß denkt man natürlich weder in Wien noch in Berlin. Man läßt sich, statt gerecht zu sein, lieber an der Hand des Russenthums immer weiter in das Labyrinth der Ungerechtigkeit hineinführen und ist blind genug, den Minotaurus draußen statt drinnen zu glauben. Ich bin weit entfernt, der österreichischen und preußischen Politik, den Ruhm der selbstständigen Schlechtigkeit verkümmern zu wollen; aber in der polnischen Sache hält Rußland beide an der Schlinge, und selbstständig wie unselbstständig sind sie nur die Vorposten der russischen Politik gegen den Geist der Civilisation, gegen den Geist der Menschheit. Oesterreich und Preußen könnten ohne Rußland bestehen, wenn sie wollten; Rußland wäre mit allen seinen europäischen Projekten verloren, wenn jene Alliirten sich von ihm abwendeten. Deshalb hält es sie fest an der Schlinge, womit sie gemeinschaftlich Polen erdrosselt haben, und indem es sie von der einen Seite beständig in die Reaktion hineinhetzt, macht es sich ihnen von der andern Seite unentbehrlich, indem es sich ihnen als Beschützer gegen die Folgen dieser Reaktion zur Seite stellt.

Die neuesten polnischen Ereignisse sind wieder ganz im Sinn und Interesse Rußlands ausgeschlagen. Nachdem man gemeinschaftlich eine angemessene Zahl Unglücklicher

eingemauert, ausgeliefert, gehängt, geknutet hat, ist die russische Allianz wieder so innig wie möglich geworden. Damit sie aber auch für die Zukunft Garantie habe, setzt man jetzt dem gemeinsamen Werk durch die Einverleibung Krakau's die Krone auf. Wer dadurch gewinnt, ist allein Rußland; wer dadurch verliert, sind die dupes in Wien und Berlin. Rußland hatte durch einen solchen Akt in der öffentlichen Meinung nichts zu verlieren; Oesterreich und Preußen aber mußten dadurch nothwendig auf das Aeußerste kompromittirt werden. Sie mußten dieß nicht bloß in moralischer, sondern auch in politischer Hinsicht. Die Erschütterung des Völkerrechts, welche von Krakau ausgeht, muß Oesterreich und Preußen früh oder spät bloßstellen, wenn Frankreich oder eine andere Macht das gegebene Beispiel nachahmt. Und die Voraussicht dieser Nachahmung ist es, welche Preußen und Oesterreich aufs Neue an den Schutz des Russen fesseln muß. Je nachdem sich in Zukunft die Umstände gestalten, kann dieser Schutz gewährt oder — nicht gewährt werden. Kann Frankreich den Rhein und Belgien nehmen und Rußland sieht dabei keinen Vortheil für sich voraus, so ist es Bundesgenosse Preußens und Oesterreichs; kann es aber zugleich ein Stück Preußen und ein Stück Oesterreich in die Tasche stecken, so wird es sich mit Frankreich alliiren.

Die durch und durch dummen und servilen teutschen Blätter haben sich nicht geschämt, die „Uneigennützigkeit" des Russen hervorzuheben, indem er Oesterreich das „wichtige" Krakau überließ. Der Mann wußte besser, was er that, als die teutschen Zeitungen. Krakau in der Hand Oesterreichs kann Rußland nicht schaden, zumal da jene Stadt den polnischen Schwerpunkt nicht nach Galizien verlegt, wohl aber für etwaige Versuche, ein preußisch-polnisches Königreich zu bilden (wovon schon Rede gewesen ist), Oesterreichs Antagonie gegen Preußen verstärken

muß. Oesterreich aber hat durch die Einverleibung Krakau's ein Auflösungselement mehr in sich aufgenommen. So ist es also, nach allen Seiten hin, Rußland allein, welchem durch jenen Akt der Gewalt gedient wird.

Doch nein, Rußland ist es nicht allein, auch die Völker sind es! Hoffentlich wird dieß begriffen werden.

Welches Bewußtsein einer Unthat man mit sich herumträgt, zeigt schon die Haltung der diplomatischen Presse. Oesterreich, sage Oesterreich, hat sich sogar gemüßigt gesehen, sich in seinem allgemeinen Kabinetsorgane, der niederträchtigen „Augsburger Allg. Zeitung," zu vertheidigen. Und mit welchen Gründen vertheidigt man sich? Es ist eine Geduldprobe, sie anzuhören. Krakau, das neutrale Krakau, dessen Bestehen die „Schutzmächte" für „ewige Zeiten" garantirt, habe nicht mehr bestanden, es habe sich durch seine Revolution selbst aufgelös't und gleichsam zur Disposition gestellt. So ungefähr heißt es. Aber war es euch „Erhaltern des Bestehenden" denn so schwer, in dem von euren Truppen besetzten Krakau den frühern Zustand der Dinge wieder herzustellen und dann die in integrum restituirte Neutralität wieder fortbestehen zu lassen? Mußtet ihr den Patienten, statt ihn nach eurer Weise zu heilen, todtschlagen, damit er nicht mehr krank werden könne? Ferner sagt man, es sei ein Akt der Nothwendigkeit gewesen, mit dem „Freistaat" Krakau einen Heerd der Revolution aufzuheben. Aber stand nicht auch schon früher dieser Revolutionsheerd ganz unter österreichischer Vormundschaft? War nicht der regierende Senat dem österreichischen Residenten unterthan? Wurde nicht die Polizei durch österreichische Beamten gehandhabt? Bestand die Krakauer Miliz nicht aus österreichischen Soldaten? Standen diese Soldaten nicht unter dem Befehl des kommandirenden Generals in Podgorze? Fungirte nicht endlich in Krakau ein außerordentliches, von den

drei „Schutzmächten" eingesetztes Tribunal, welchem die Ermittelung und Bestrafung der „politischen Vergehen" oblag? In wie fern konnte also die totale Einverleibung Krakau's ein Akt der Nothwendigkeit, der Selbsterhaltungspflicht sein? Man sieht, wie unverschämt, wie lügenhaft sich eine Unthat vertheidigt, welche sich auf nichts Anderes stützen kann, als auf die brutale Gewalt.

An sich hat die Einverleibung Krakau's natürlich keine Wichtigkeit. Krakau hätte Polen nicht gerettet. Auch wird die Einverleibung direkt keinen Krieg entzünden. Aber ihre Wichtigkeit erlangt sie durch die Erschütterung des von den „Schutzmächten" selbst aufgestellten Völkerrechts und durch die Belehrung der Völker über ihr Verhältniß zu diesen Mächten. Sie lehrt, daß die Stipulationen des Völkerrechts, wie die Stipulationen des Staatsrechts (die „Gesetze"), nur so lang von den Gewalthabern aufrecht erhalten oder geachtet werden, als sie diesen genehm sind. Sie lehrt, daß es eine kindische Thorheit ist, solchen Stipulationen, und gingen sie sogar von einer heiligen Allianz aus, das mindeste Vertrauen zu schenken; daß es also vor den Gewalthabern keine andere Sicherheit der Einzelnen wie der Völker gibt, als die sie sich selbst verschaffen. Sie lehrt, daß Verträge wie Gesetze nur Handhaben sind, durch welche die Mächtigen einseitig ihre „Rechte" sichern, daß aber für die Schwachen diese Handhaben nichtig sind, wenn sie mit jenen in Kollision kommen. Das Alles lehrt die Einverleibung Krakau's, mitten im Frieden, in einer Zeit, wo kein Kriegsrecht das Völkerrecht verdrängt und nicht die Macht der Thatsachen die Macht der Grundsätze beseitigt hat. Diese Lehre hat also gleichsam prinzipielle Gültigkeit, sie hebt das bisherige Völkerrecht grundsätzlich wie thatsächlich vollkommen auf, sie predigt mit einem Wort Anarchie oder Revolution im Völkerrechte. Jetzt darf Je-

der thun, was er kann. Dieß galt zwar, wir wir Alle wissen, früher auch; aber es war noch nie von den revolutionsfeindlichen Gewalthabern selbst gepredigt worden. Und diese Predigt, ihr Völker, wolltet ihr überhören? Wenn die Despoten nicht zweifelhaft sind zu thun, was sie können, werden dann die Völker noch länger zweifelhaft bleiben zu thun, was sie sollen?

Was mit Krakau geschehen, kann jetzt „völkerrechtlich" mit der Schweiz und mit jedem andern Staat geschehen, der nicht genau in die Form der „Schutzmächte" paßt und ihren Bajonnetten nicht zu trotzen vermag. Wer bestimmt das Maß der Unzufriedenheit dieser „Mächte", welches erreicht werden muß, um zur Intervention, zur Einverleibung u. s. w. zu berechtigen? Wer fixirt die Vorwände, welche vorhanden sein müssen, um einen Akt der Gewalt zu motiviren oder zu beschönigen? Weiß die Diplomatie nicht überall heuchlerische Vorwände vom Zaun zu brechen? Kann sie nicht jeden Laut der Freiheit, der über die Grenze in die Kirchhofsstille der Despotenländer schallt, als einen Ruf nach Intervention auslegen? Genügt ihrer Gewissenhaftigkeit nicht jede freie Lebensäußerung, um im geeigneten Moment eine Metternich'sche „Expropriation im allgemeinen Interesse" vorzunehmen? Krakau war revolutionär — Krakau muß vernichtet werden. Die Schweiz kann revolutionär werden, ist es sogar schon gewesen — die Schweiz muß vernichtet werden. Pulver und Blei kann man in jedem Land und jeder Stadt kaufen und gebrauchen; danach ist jedes Land und jede Stadt, in welchen Pulver und Blei gefunden wird, reif zum Einverleiben oder zur Schleifung. Ein Vorwand ist für Alles zu finden, namentlich auf Seiten der gottgesandten Erhalter des „Bestehenden" und der „Ruhe." Der heiligen Allianz ist jedes Recht, jedes Volk jetzt völlig preisgegeben,

wenn es sich dieser Macht nicht erwehren kann. Diese Macht kann jetzt „völkerrechtlich" mit ihrem Stempel versehen, was erhalten, sie kann mit ihrem Stempel versehen, was vernichtet werden soll. Wäre Frankreich und England nicht vorhanden, oder machte das Pariser Kabinet mit ihr vollends gemeinschaftliche Sache, sie würde sich ihrer „völkerrechtlichen" Disposition ohne Weiteres völlig hingeben und Europa in drei Theile theilen, um es in einen dreifarbigen Kirchhof zu verwandeln. Das sind die Kosequenzen der heiligen Allianz und ihres Völkerrechts!

Hier vernichtet sie, was sie garantirt hat, weil es ihr unbequem wird; dort erhält sie, was sie garantirt hat, obschon Andere es verwünschen. Hier zerstört sie die Freiheit, die sie garantirt hat; dort erhält sie die Knechtschaft, die sie nicht garantirt hat. Hier schreitet sie ein, obschon, dort schreitet sie ein, weil sie „garantirt" hat. Hier schützt sie die Legitimität der Despoten; dort verfolgt sie die Legitimität der Völker. Hier behängt sie die Revolutionäre mit Ordensbändern, dort hängt sie sie an den Galgen. Hier tritt sie eine Pflicht mit Füßen; dort erheuchelt sie eine. Hier bricht sie ihre Versprechen; dort nimmt sie Andre beim Wort. Heute garantirt sie für „ewige Zeiten"; morgen vernichtet sie „für immer."

Vielleicht noch nie haben die Träger der Gewalt es den Völkern so nah gelegt, wie jetzt, daß die dynastische Politik mit ihrem ganzen diplomatischen Apparat nichts ist, als ein auf Lüge, Verrath und Gewalt basirtes System; noch nie haben sie es den Völkern so nah gelegt, wie jetzt, daß dieses ganze System schon der Nothwehr wegen bei der ersten Gelegenheit durch Gewalt gestürzt werden muß und daß es Selbstverrath ist, demselben ferner unthätig zuzusehen oder gutmüthig zu vertrauen.

Für die dynastische Politik gibt es platterdings kein Recht der Völker. Das haben vernünftige Leute zwar schon lang gewußt, aber es war niemals auf eine so eklatante Weise von jener Politik selbst ausgesprochen worden, wie jetzt. Und von diesem Ausspruch muß Akt genommen, es muß den Völkern zum Bewußtsein gebracht werden, daß das Recht, welches sie schon von Hause aus immer gehabt haben, das Recht nämlich, sich der Gewalt durch Gewalt zu erwehren, nun auch indirekt von der Gewalt selbst proklamirt worden. Die „Bande" des „Bestehenden" sind jetzt durch dessen „Erhalter" selbst gelöst; durch die Feinde des fait accompli ist das fait accompli als Prinzip anerkannt und in Krakau ist zu den alten polnischen Piasten das alte europäische Völkerrecht in die Grube gelegt.

Wenn man entgegnet, in der Lehre vom fait accompli sei, auch nach Abschließung der Wiener Verträge, die progressistische Revolution der reaktionären längst vorangegangen und dabei z. B. auf Belgien u. s. w. verweist, so wird es Niemanden einfallen, dieß zu bestreiten, und das, was ein ewiges Recht der Völker ist, mit dem Mantel der Entschuldigung zu umhüllen. Sollten wir uns scheuen, zu sagen, daß die Völker auf alle Weise frei sein wollen und müssen? Sollten wir die Thorheit begehen, zuzugeben, daß die Völker zur Aufrechterhaltung der Fürstenverträge da seien, und zwar bloß um der Verträge willen? Es fällt uns nicht ein. Worauf es uns ankommt, ist vielmehr, den Völkern ihre selbstständige Bestimmung erst recht an's Herz zu legen und namentlich durch Konstatirung der Thatsache, daß die Reaktion ihrerseits auf alle Weise, selbst mit Verläugnung ihrer eigenen Verträge und Prinzipien, die Freiheit zu vernichten sucht, daß sie dieß nach 1815 nicht minder thut, als vor 1815, daß sie es im Völkerrecht

nicht minder thut als im Staatsrecht. Es kommt uns darauf an, den zu Krakau aufgehobenen Vorhang am Zipfel festzuhalten, damit alle Welt in das Innere der völkerrechtlichen Komödie schauen könne, wodurch man uns seit mehr als dreißig Jahren imponirt hat. Es kommt uns darauf an, die „Heiligkeit" der über dem Glück der Völker waltenden Politik in ihrer schmutzigen Blöße zu zeigen, damit die Scheu sich verliere, dieser Heiligkeit zu Leibe zu gehen und den Garaus zu machen. Es kommt uns darauf an, das thatsächliche Bekenntniß der Reaktion festzuhalten, daß sie nicht einmal in Bezug auf die Achtung der von ihr selbst aufgestellten „Rechte" Vertrauen verdient, daß sie sich im Grunde nur zu dem „Recht des Stärkern" bekennt und daher die einzige Aufgabe der Völker darin besteht, ihrerseits „der Stärkere" zu werden. Hierauf kommt es uns an, und wird dieß allerwärts begriffen und festgehalten, so sind wir den „hohen Schutzmächten" für die Krakauer Gewaltthat unendlich dankbar und machen ihnen freudig das Zugeständniß, daß sie den Anstoß zur Bildung eines neuen, eines wahrhaften Völkerrechts gegeben haben, eines Völkerrechts, welches die Völker selbst feststellen und achten auch ohne — Unterschrift von Fürsten. —

Mit Macht ruft das geschändete Recht jetzt zu einer Allianz aller freien Menschen und aller freien Völker auf. Nicht mehr bloß die Rechte der Einzelnen, auch die Rechte der Nationen sind für vogelfrei erklärt. Schleichend naht der Verräther und mit jähem Sprung wirft sich die Gewaltthat auf ihre Beute. Seid wachsam gegen den Verräther und beherzt gegen die Gewalt! Wenn nicht alle Zeichen trügen, so naht die Zeit, wo das alte System, auf die Spitze getrieben, sich überstürzt, und ob es über Europa vorwärts oder nach Asien rückwärts stürzen wird, das hängt von der Wachsamkeit und Energie der freien Männer ab.

III.

Die Schweiz.

Wäre die Schweiz ein Krakau, sie wäre längst „einverleibt", oder „übernommen", wie die über alle Begriffe niederträchtige Augsburger Allg. Zeit. sich neulich ausdrückte. Das alte System duldet keine Republiken, wenn es sie vernichten kann. Daß es die Schweiz noch nicht vernichtet hat, beweiß't bloß, daß es sie noch nicht zu vernichten wagte oder vermogte. Es ist nicht die bloße Eifersucht zwischen Frankreich, Oesterreich und Preußen, was die Schweiz erhalten hat; es war weit mehr die Furcht. Ein tapferes Volk von ein Paar Millionen, dem die Natur tausend unüberwindliche Festungen erbaut hat, wird nicht ohne Weiteres „einverleibt". Gelänge aber die Einverleibung, so würde eine Million Republikaner im Stande sein, hundert Millionen Royalisten zu beschäftigen. Doch es sind nicht bloß die Republikaner in der Fronte, es sind auch die republikanischen „Unterthanen" im Rücken, durch welche die Interventionslustigen bewogen werden, es bei ihren Drohungen bewenden zu lassen. Thun die Drohungen ihre Wirkung, so lachen die Drohenden in's Fäustchen und haben ihren Zweck erreicht; thun sie ihre Wirkung nicht, so — läßt man es beim Drohen bewenden und befleißigt sich der Lehre vom fait accompli wie in der Aargauer Klosterangelegenheit.

Mögen die Schweizer sich zweierlei klar machen, nämlich erstens, daß das royalistische Ausland nur darauf ausgeht, sie zu verrathen und zu vernichten; zweitens, daß dieser Zweck niemals erreicht werden kann, wenn die Schweizer Klugheit und Kraft entwickeln. Mögen sie mir erlauben, über diese Punkte meine Meinung zu sagen.

Es gibt in der Schweiz gebildete Leute genug, die da glauben, das Königthum habe eine Zukunft wie die Re-

publik; die da glauben, es sei für gewisse Länder Bestimmung, ewig royalistisch zu bleiben, wie für andre, immer republikanisch zu sein. Diese unrepublikanische Ansicht geborener Republikaner kommt uns „königlichen Unterthanen", offen gestanden, sehr lächerlich vor. Wir, die wir das Königthum täglich beobachten und sich mit Händen und Füßen gegen den Untergang sträuben sehen, wir sind, selbst wenn wir die Prinzipfragen ganz bei Seite lassen, längst darüber im Reinen, daß das Königthum von der Erde verschwinden wird und muß. Diderot sagte, die Menschheit werde nicht eher glücklich, als bis der letzte König mit dem Darm des letzten Pfaffen erwürgt sei. Wenn dieser Ausspruch auch nicht gerade in seiner viscerischen Handgreiflichkeit exekutirt zu werden braucht, so wird er doch von allen vernünftigen Demokraten — und deren gibt es in Teutschland mehr, als man glaubt — ohne Vernunftbedenken unterschrieben. Ja, ich darf sagen, daß die Königlichen im Allgemeinen ebenfalls über ihre Zukunft nicht zweifelhaft sind, daß sie aber die Könige so lang als möglich zu halten suchen, weil ihr Egoismus in königlichem Futter steht.

Hiernach mögen sich also meine schweizerischen Meinungsgenossen überzeugt halten, daß die ganze gebildete Welt der Republik zustrebt, daß aber gerade hierin die Gefahr für die Schweiz liegt. Wüßten die Königlichen, daß ihnen die Republik nicht gefährlich wäre, sie würden sich nicht durch die Schweiz beunruhigen lassen; jetzt aber mögten sie die Schweiz von der Erde vertilgen, in dem Wahn, daß die Republik überhaupt in Europa vielleicht auf Jahrhunderte hin überwunden sei, wenn deren einzige europäische Repräsentantin, die Schweiz, aufgehört habe zu existiren.

Ich habe schon gesagt, daß es mit diesem Aufhören keine Noth habe, wenn die Schweizer klug und kräftig

auftreten. Es bedarf dazu einstweilen keiner Bajonnette. Die Feinde, welche die Schweiz gegenwärtig zu bekämpfen hat, sind die Diplomatie und die öffentliche Meinung. Man wagt noch nicht, das Land der Berge mit Flinten anzugreifen, deshalb greift man es mit Diplomatenzungen und mit Verläumderfedern an. Und an dem Erfolg beider tragen die Schweizer selbst die Schuld.

Ich habe gesagt, daß nur der Ganze den Sieg erringe. Dieß gilt vom Großen dem Kleinen gegenüber, bei Weitem mehr aber vom Kleinen dem Großen gegenüber. Sind die Schweizer ganze Republikaner, in Begriffen wie in Handlungen, so bleiben sie vor den Künsten der Diplomatie gesichert; werden sie aber in irgend einem Punkt dem strengen Republikanismus untreu, oder zeigen sie sich in irgend einem Punkte schwach gegen das Ausland, so prophezeie ich ihnen Verderben*). Die Diplomatie kann es mit der Schweiz niemals wohl meinen, wie oft sie dieß auch versichern mag; sie geht nur darauf aus, die Republikaner zu korrumpiren und die Republik aufzulösen. Deshalb rächt sich jede Gefälligkeit und jede Konzession, die man ihr macht. Die Diplomatie schenkt den Schweizern nichts, mögen sie gefällig oder ungefällig sich benehmen. Sie verlieren also durch das, was sie der Diplomatie zulieb thun, wie durch das, was sie ihr zulieb unterlassen. Die Diplomatie geht in Allem auf ihren Zweck los, und dieser Zweck ist im Hintergrunde so umfassend, daß die Schweizer ihm nur entsprechen würden, wenn sie aufhörten, Schweizer zu sein. Die Diplomatie benutzt die

---

*) Die Sonderbundsfrage wird ebenfalls eine andere Gestalt gewinnen, wenn die Schweizer jenen Bund als ein Werk der Diplomatie, der Metternich'schen Politik betrachten. Dieser Politik allein ist zuzuschreiben, daß Luzerner Verräther offen die Intervention herbeirufen dürfen ohne Gefahr, vom Volk gehängt zu werden.

schweizerische Arglosigkeit wie die schweizerische Aengstlichkeit, die schweizerische Befangenheit wie die schweizerische Unkenntniß der auswärtigen Verhältnisse, bald um sich einzunisten, bald um zu imponiren, bald um zu verwirren, bald um zu beherrschen. Läßt man ihr einen Finger breit Raum, so hat sie bald einen Fuß breit; gestattet man ihr heute, sich in das Eine zu mischen, so mischt sie sich morgen in das Andre. Die Diplomatie hat sich um die Schweizerverhältnisse nicht zu kümmern! Das ist der einfache Grundsatz, den die Schweiz aufstellen muß, wie Nordamerika es gethan hat*). Lassen die Schweizer sich in Konkurrenz mit den Diplomaten ein, so ziehen sie den Kürzern, denn Republikaner sind nicht zu Diplomaten gemacht. Das einfache, stolze Recht aber ist der beste Diplomat und diesen allein sollten die Schweizer den auswärtigen entgegenstellen. Wird das Ausland durch die schweizerische Freiheit genirt, so mag es so frei zu werden suchen wie die Schweiz. Dann ist die Gene verschwunden. Man bleibe aber der Schweiz mit der lächerlichen Zumuthung ferne, daß sie ihre Freiheit dem Ausland akkommodiren oder gar opfern solle.

Haben die Schweizer schon in dieser Weise geredet? Haben sie immer ihren republikanischen Stolz behauptet, auf ihr republikanisches Recht getrotzt und ihre republikanische Ehre gewahrt? Mögen sie zurückdenken an die jüngsten Ereignisse. Herr Neuhaus war es beinah allein,

---

*) Man könnte hier einwenden, die Diplomatie dürfe dort nicht gleichgültig bleiben, wenn z. B. die schweizerische Freiheit, namentlich die Presse, von Ausländern gegen das Ausland benutzt werde. Diese Besorgniß wird auf die einfachste und würdigste Weise gehoben durch Gleichstellung der Ausländer mit den Schweizern unter das Strafgesetz. Mag das Ausland dann klagbar werden; die Gerichte werden entscheiden, und allen vexatorischen Reklamationen ist durch sie der Weg abgeschnitten.

der gegen die Frechheit des Auslandes würdig in die Schranken trat. Daran genügte es aber nicht. Die Schweiz hatte das Recht und die Pflicht, den auswärtigen Noten offiziell in demselben Ton zu antworten, in welchem sie angefahren wurde. Sie mußte dieß im Vertrauen auf die Stärke, welche im Recht und im Republikanismus liegt. Was würde das Ausland thun, wenn ein abgedankter oder fungirender Diplomat sich die, nur auf die größte Geringschätzung sich gründenden Zumuthungen erlaubte, die der Herr von Philipsberg sich kürzlich in Graubünden erlaubt hat? Die Graubündener Regierung hat ihn zwar abgewiesen; aber war dieß genug? Mußte nicht der Vorort einschreiten, mußte er nicht jenes Attentat wie ein Verbrechen konstatiren lassen und in Wien wegen jener diplomatischen oder undiplomatischen Frechheiten Beschwerde führen? War dieß nicht das Mindeste, was geschehen mußte? Derartige Beweise von Geringschätzung hat man stets zu erwarten, wenn man nicht auch den geringsten Versuch, sie an den Mann zu bringen, entschieden zurückweis't.

Nach den Begriffen, die wir in Teutschland vom Republikanismus haben, wissen wir es uns gar nicht zu erklären, daß die Schweiz bei ihrem Verhalten zum Auslande bloß ihre Kleinheit und nicht ihre Freiheitsstärke entscheiden läßt, daß sie nicht ihren Republikanismus als Großmacht betrachtet und geltend macht; daß sie die Diplomatie noch immer sich als den Götterrath geberden läßt, welcher das Schicksal der Alpensöhne bestimmen zu können glaubt. Es ziemt der Schweiz, sich mindestens gleichzustellen mit denen, welche sie zu beleidigen wagen, und keinerlei Beeinträchtigung ihrer Selbstständigkeit zu dulden. Kein Staat hat so vielfache Gelegenheit, und so vielfache Aufforderungen erhalten, kein Staat hat so viel Berechtigung, wie die

Schweiz, den Gewalthabern es vor der ganzen Welt zu sagen, daß sie ihre Begriffe von Völkerrecht nicht nach dem Maßstab ihrer Quadratmeilen- oder Einwohnerzahl beschränken lasse. Die „Großmächte" vernichten Staaten, die ihnen nicht behagen, oder ihrem despotischen System gefährlich sind; und die kleinern Völker sprechen nie von dem Recht, sich vor den Gefahren zu schützen, die ihrer Freiheit das System der Großmächte bringt? Wenn die heilige Allianz Krakau vernichtet, weil es ihr das Verbrechen der Unterjochung Polens in's Gedächtniß ruft, warum sollte dann nicht z. B. die Schweiz das Recht haben, von der Revolutionirung Neuenburgs zu reden, weil dort die Republik vergiftet wird? Ich rede hier noch nicht von Versuchen zur That, ich rede vom Recht. Hat denn das Recht, sich zu sichern, blos der Despotismus, und nicht die Freiheit? Und hat der Despotismus das Privilegium der Revolution? Hat er das Privilegium der Selbstständigkeit? Hat er das Privilegium der Präkautionen? Hat er das Privilegium der Intervention? Hat er das Privilegium der Existenz? Die Antwort auf diese Fragen muß alles Rechtsgefühl und alle Menschenvernunft empören. Wäre es dem Verfahren der Großmächte nicht ganz analog, wenn die Schweiz sich über monarchische Einrichtungen und deren Konsequenzen beschwerte? Wenn die „Großmächte" zum Schutz des Despotismus mit Intervention drohen, weil die Schweiz ihre Verfassung verbessern will, warum soll dann die Schweiz nicht mit ihrer freien Presse interveniren, um die Gefahr zu verringern, welche ihrer Freiheit aus dem gedrückten Zustand der Nachbarländer erwächst? Wenn ein österreichischer Emissär in der Schweiz Verführungsversuche zu Gunsten der Jesuiten machen darf, warum sollten dann nicht schweizerische Emissäre z. B. in Tyrol Verführungsversuche zu Gunsten der

Republik machen dürfen? Wenn Metternich die Luzerner Herrschaft in Noten preis't, warum sollte denn nicht der Vorort z. B. seine Sympathie für teutsche, italienische oder polnische Revolutionäre zu erkennen geben dürfen? Wenn Metternich den Schweizern wegen des Freischaarenzuges Eidbruch vorwirft, warum erinnern ihn dann nicht die Schweizer an die geheimen Konferenzbeschlüsse von 1834? Kurz, ich frage, warum darf der Eine nicht, was der Andere darf, und warum macht die Schweiz nicht gegen alle Reklamationen und Anmaßungen des Auslandes das Reciprocitätsrecht geltend, wenn auch nicht immer durch Handlungen, doch wenigstens durch Behauptung des Grundsatzes? Dieser Grundsatz bietet ihr so viel Stoff dar, daß sie alle Noten und Drohungen auf die leichteste Weise aus dem Felde schlagen und sich die Achtung aller Völker dadurch erringen kann.

Während meines Aufenthaltes in der Schweiz habe ich mich häufig genug für die Schweizer geärgert, wenn ich sah, wie sie dem Republikanismus ohne Bedenken bald dieß bald das dem Ausland gegenüber vergaben. Ich hörte mit Indignation Tagsatzungsreden, in welchen dem Königthum Komplimente gemacht wurden; ich sah Republikaner mit königlichen Orden im Knopfloch, ich sah bei einer Tagsatzungseröffnung die Diplomaten sich wie übermüthige Gardelieutenants auf einem Ball umhertreiben, während die halb verdutzten Republikaner bescheiden umhersaßen und die gestickten Uniformen anstaunten; und als ich gar in Neuenburg von korrumpirten Republikanern, die keinen Begriff mehr von der Verderblichkeit der Königsdienerei und von der Würde des Republikanismus hatten, „vive le roi!" schreien hörte, da glaubte ich nach dem Stock greifen zu müssen, um solche Beschimpfung der Republik zu rächen. Ich hörte von

Beispielen, wo schweizerische Bürger aus dem Ausland ohne Veranlassung zurückgewiesen wurden, und die Schweizer Behörden nicht einmal daran dachten, ihren Pässen Respekt zu verschaffen oder das Repressalienrecht anzuwenden; ich hörte von Beispielen, wo angesehene „Republikaner" im stärksten Verdacht der Landesverrätherei standen, und Niemand sich angelegen sein ließ, die Nichtswürdigen zu demaskiren oder zur Rechenschaft zu ziehen; ich sah „angesehene" Republikaner, welche ihr Vaterland in auswärtigen Hofjournalen herabsetzten und Niemand gab sich die Mühe, sie zu brandmarken. Ich hörte von glaubwürdigen Personen Beispiele erzählen, wo „konservative" Republikaner in Amt und Würde mit der auswärtigen Polizei gemeinschaftliche Sache machten, um freisinnige Ehrenmänner zu chikaniren, und Niemand dachte daran, solchen Schimpf zu tilgen. Ja ich erlebte Beispiele, wo „radikale" Regierungsräthe sich ohne Bedenken zu Polizisten gegen „radikale" Despotenfeinde gebrauchen ließen, während die Spione der Despoten in empörender Sicherheit umherstolzirten, und kein Schweizer trat als Zensor eines solchen Verfahrens auf!

Ich frage, sind das die Mittel, sich gegen den Einfluß des Auslandes zu behaupten und die Republik von dem Gift zu reinigen, das von allen Enden in sie hereingeschleppt wird? Sind das die Beweise des republikanischen Stolzes, welcher den Königlichen Achtung einflößen und die Thore der Republik bewachen soll? Sind das die Lehren, die ihr eurer Jugend einprägt, um jenen reinen und festen republikanischen Sinn zu erhalten, der allein Bürgschaft verleiht gegen die Gefahren der politischen Korruption und Barbarei des Auslandes?

Ich betrachte es als feststehend, daß die Schweizer, theils aus Gleichgültigkeit, theils aus Mangel an Einsicht in die auswärtigen Verhältnisse, theils aus unge-

gründeter Furcht oft genug Schwachheiten begehen, welche die Diplomatie zu Eingriffen ermuthigen und bei den auswärtigen Völkern die Achtung vor dem Republikanismus zerstören muß. Viele begehen solche Schwachheiten mit Bewußtsein und halten sie für Politik. Mögen namentlich die Letztern sich gesagt sein lassen, daß die Diplomatie niemals ein Dementi gegen den Republikanismus mit einem Dementi gegen den Royalismus erwiedert, und daß Gefälligkeiten in Dingen, welche auf das republikanische Prinzip zurückgreifen, auch ohne böse Absicht zum Verrath an der Demokratie werden. Sind einmal durch solche Konzessionen die Grundsätze geschwächt, auf welchen der Republikanismus ruht, so lockert sich allmählig das ganze Gebäude und der Feind wird nicht versäumen, durch die entstandenen Lücken einzudringen. Seid klug, aber nicht schwach; versteht euren Vortheil, aber nicht auf Kosten eurer Grundsätze; sucht euch Alliirte, aber nicht unter euren Feinden; sucht euch die Völker zu befreunden, nicht aber die Feinde der Völker!

Was ich bisher tadeln zu müssen geglaubt habe, entspringt großen Theils aus der Gleichgültigkeit der Schweizer gegen die auswärtigen Verhältnisse. Mancher Schweizer, der sich für einen guten Politiker hält, weiß vom Auslande so gut wie gar nichts, indem er die Kenntniß der auswärtigen Zustände für überflüssig hält. Dieser Mangel rächt sich bei jeder Gelegenheit. Kein Staat, am Wenigsten aber die Schweiz, steht für sich allein in der Welt und in der Geschichte. Das sollten die Schweizer doch längst wissen, da sie bei jeder Gelegenheit an ihren Zusammenhang mit dem Ausland, und zwar mitunter auf recht demüthigende Weise, gemahnt werden. So lang sie die äußere Politik vernachlässigen, wie bisher, sind sie weder im Stande, die Vortheile noch die Gefahren richtig zu beurtheilen, welche ihnen aus der Entwickelung und dem

Zustande der übrigen Völker erwachsen. Es werden ihnen dann stets die Vergleichspunkte, der politische Barometer und universelle Ideen fehlen, um die Chancen ihrer Gegenwart und Zukunft im Zusammenhang mit der übrigen politischen Welt zu berechnen. Ihre philiströse Einengung in ihre Berge und ihre Kantonspolitik verengt zugleich total den politischen Blick, ohne den namentlich kein staatsmännischer Beruf erfüllt werden kann. Es kommen Fälle genug vor, wo das Ausland den Schweizern imponirt, während sie es verachten sollten, und wieder andere, wo sie es verachten, während sie sich mit ihm befreunden sollten. Die Schweizer im Allgemeinen bekümmern sich so wenig um ihre äußern Freunde, wie um ihre äußern Feinde, und Mancher thut sich etwas darauf zu gut, daß die Schweiz sich in jeder Beziehung auf ihren politischen Kreis beschränke. Ob man im Ausland „vive la republique!“ ruft oder „vive le roi!“, das ist sehr vielen Schweizern einerlei; sie bekümmern sich um das Eine so wenig wie um das Andre, wenigstens thun sie es nicht aus Interesse am Prinzip, höchstens aus Interesse an den Thatsachen. Die Freiheit ist ihnen im Ausland etwas Anderes als in der Schweiz, und die schweizerische Freiheit verleugnet oft genug die Verwandtschaft mit der allgemeinen Freiheit. Vollends aber verfallen diejenigen in Philisterei, welche sich nicht bloß vom Auslande gleichgültig abwenden, sondern wohl gar die Ausländer hassen oder anfeinden, weil sie Ausländer sind. Sie sollten die antirepublikanischen Ausländer hassen, aber mit den auswärtigen Demokraten sich zu befreunden suchen*). Da-

*) Man glaube nicht, daß ich hierunter Freundlichkeit gegen diejenigen verstehe, welche, wie das namentlich viele Teutsche gethan haben, in der Schweiz ein Asyl suchen, um die Gastlichkeit mit Anmaßung zu erwiedern und, wenn die letztere nicht respektirt wurde, die Schweizer zu beschimpfen und zu verleumden.

durch würden sie mehr Klugheit, mehr Verstand und mehr Republikanismus an den Tag legen, als durch blindes Vorurtheil gegen die Ausländer überhaupt. Namentlich gilt dieß von den teutschen Schweizern. Die Unwürdigen unter diesen, die „Konservativen" u. s. w., haben überall in Teutschland ihre Verbindungen, ihre Freunde, ihre Gehülfen; die Würdigen aber, die Liberalen, beschränken sich auf sich, stoßen auswärtige Sympathieen zurück, und lassen sich von allen Seiten, sofern sie dem Ausland gegenüberstehen, überflügeln und benachtheiligen.

Dieß führt mich von dem einen Feind der schweizerischen Republik, nämlich von der Diplomatie, auf den andern, nämlich die öffentliche Meinung. Ist es nicht beherzigenswerth, daß der „National" und die „Mannheimer Abendzeitung" fast die einzigen Tagblätter des Auslands sind, welche für die Schweiz entschieden Partei ergreifen? Diesen Mangel an Alliirten in der öffentlichen Meinung taxire man nach seinen Wirkungen. Ich gestehe, daß auch ich, als ich zuerst an die Alpen kam, von dem Vorurtheil befangen war, welches namentlich in Teutschland gegen die Schweiz besteht und welches dieses schöne Land als einen Heerd aller Anarchie, aller politischen Rohheit, aller Unordnung darstellt. Manche Teutsche stellen die Schweiz beinah in eine Kategorie mit den wilden Ländern Afrika's. Dieß abschreckende Bild hat ihnen namentlich die servile oder reaktionäre Presse*) vorgemalt, und in dem trostlosen Zustand der teutschen Politik fehlten

---

*) Täglich werden die Schweiz und ihre Regierungen durch diese Presse auf das Zügelloseste beschimpft. Die Schweiz hat vollständige Revanche, wenn sie sich darauf verlegt, die auswärtigen Zustände und Regierungen bloß zu kritisiren. Gegen Rußland darf in Teutschland kein tadelndes Wort gedruckt werden, gegen die Schweiz Alles!

ihnen die Begriffe, sich ein anderes Bild zusammenzusetzen. Warum aber wurde von den Schweizern nichts gethan, jene Vorstellungen zu berichtigen? Ist es nicht der größte Leichtsinn, ganze Völker, die man sich befreunden sollte und deren Bajonnette man täglich glänzen sieht, nur mit feindlichen oder ungünstigen Vorstellungen gegen ein Land erfüllen zu lassen, in welchem sie sämmtlich in die Schule gehen sollten? Diesen Leichtsinn begeht die Schweizer Presse noch jetzt. Erst in neuerer Zeit hat man in Teutschland angefangen, die Schweiz günstiger zu beurtheilen, und dieß ist nicht durch schweizerische, sondern durch teutsche Schriftsteller bewirkt worden. Mögen doch die Schweizer namentlich diesen Punkt, die Einwirkung auf die öffentliche Meinung, ins Auge fassen und beherzigen. Alle Unsicherheit ihrer Existenz und ihrer Freiheit hat ein Ende, sobald sie in den Augen der Völker geachtet dastehn und der Republikanismus im Ausland durch Beispiel wie durch Doctrin so viel Boden gewinnt, daß die Despoten ihre eignen Republikaner so viel zu fürchten haben wie die schweizerischen.

Es ist hier der Ort, zugleich eine Mahnung an die teutsche Presse ergehen zu lassen. Selbst unter den teutschen Liberalen gibt es eine große Zahl, die an die schweizerischen Verhältnisse keinen Maßstab anzulegen wissen, und in der Schweiz oft genug tadeln, was sie bei sich loben würden. Manche sind, ich muß es sagen, dumm genug, ihr Urtheil über die politische Schweiz durch eine Notiz aus den Urkantonen, oder durch den Eindruck bestimmen zu lassen, den irgend ein Gesicht oder ein Rencontre im Wirthshause oder ein Konflikt mit der Polizei auf sie gemacht hat. Sie sollten bedenken, daß in politischer Hinsicht selbst der Luzerner Bauer höher steht, als der aufgeklärteste Teutsche. Die Luzerner haben wenigstens diejenige Staatsform, in welcher sie das, was sie im

Durchschnitt sind, auch geltend machen können. Wäre die Majorität unter ihnen gebildeter, so würden sie auch ihre Staatsform mit gebildeteren Erscheinungen anfüllen und andre Leute an ihre Spitze stellen; sie würden gebildete Demokraten sein, während sie jetzt rohe Demokraten sind. Sie sind jedenfalls ihre eigenen Herren und gehorchen Niemanden, als ihrer eigenen Einsicht. Wir Teutschen aber müssen uns trotz aller Bildung, trotz aller Einsicht, in eine Form fügen, die selbst für Luzerner zu schlecht wäre, und was wir tragen, ist immer ein fremdes Joch, nicht das eigne. Ueberdieß erbt sich bei uns das Uebel mit seinen geheiligten Repräsentanten Jahrzehnte hindurch fort ohne Abhülfe, während in der Demokratie das Unrecht niemals auch nur ein Jahr sicher ist, nicht gestürzt zu werden. Vielleicht bewährt sich dieß in nicht langer Zeit sogar in Luzern. Viele unserer Liberalen sehen die Kämpfe, die in der Schweiz ausgefochten werden, gleichsam als vom Zaun gebrochene Privatstreitigkeiten und fruchtlose Zänkereien an, während sie sich bald überzeugen könnten, daß die Schweizer viel zu nüchtern sind, um aus Laune oder Leichtsinn ihre staatliche Existenz aufs Spiel zu setzen, und daß ihre Entwickelung mit jedem „Putsch" einen bedeutenden Schritt vorwärts macht, während in Teutschland ganze Bevölkerungen durch einen abgebrannten Schwärmer in eine Polizeihetze und Revolte hereingezogen werden, ohne in ihrer Entwickelung auch nur eine Haarbreite fortzuschreiten. Die Scheu vor einem regen Volksleben und vor Revolutionen, die so vielen unserer zensirten und gewissenhaften teutschen Liberalen die Einsicht trübt, werden sie hoffentlich mit der Zeit eben so ablegen lernen, wie ihr Vorurtheil gegen ein freies Volk, zumal da ihnen täglich so viel Revolutionsunterricht durch die beste aller Lehrerinen ertheilt wird, nämlich durch die Reaktion. Sie werden, dessen bin ich gewiß, in nicht

langer Zeit die Schweiz als den einzigen wahren Hort der Freiheit Europa's, namentlich aber Teutschlands anerkennen und schätzen lernen, so wie von der Schweiz ihrem Haupttheil nach zu erwarten ist, daß sie Teutschland als die Quelle ihres geistigen Lebens und als dasjenige Land anerkennen wird, in welchem sie die meisten Sympathieen für ihre Zukunft zu suchen hat.

Der Rath, den ich bisher den Schweizern zu ertheilen mir erlaubt habe und den zu ertheilen vielleicht eben ein Ausländer am Ersten befugt war, legt es ihnen nah genug, daß sie sich mehr um ihre wahren Feinde und um ihre wahren Freunde kümmern müssen, wenn sie die Interessen ihrer Freiheit nachhaltig wahren wollen. Es fällt mir dabei nicht ein, ihnen zuzumuthen, daß sie in das Ausland übergreifen oder eine herausfordernde Stellung gegen dasselbe annehmen sollen. Dieß wäre ein kindischer Verstoß gegen die politische Klugheit, welche mit der republikanischen Festigkeit verbunden sein muß. Ein dritter Rath, den sie sich schon selbst gegeben haben werden, ist der, für alle Fälle gerüstet zu sein, moralisch und militärisch. Jeder Nerv des Republikanismus muß auf's Neue gestählt und für die Zeiten der Gefahr angespannt werden, damit, wenn der Uebermuth des Auslands größer werden sollte als dessen Muth, die schweizerische Männerkraft ihm sofort mit aller Energie entgegentrete. Ja, für solchen Fall muß die Schweiz ein Exempel statuiren, wie es unserer Zeit ein Bedürfniß geworden ist, um zu beweisen, daß das Gesetz der Geschichte sich nicht geändert hat, und daß der Muth des Rechts und die Kraft der Freiheit auch heute noch Sieger bleibt über die Barbarengewalt sklavischer Söldlinge. Jeder schweizerische Stutzer muß an der Wand bereit hangen, um seine Ladung durch geübte Hand in das Herz der Despotenknechte senden zu können, wenn sie

den Fuß auf helvetiſchen Boden ſetzen; jedes Schweizerweib muß ſeinen Feuerbrand an den Heerd legen, um Waſſer zu ſieden, damit ſie die Fratzen der Büttel begrüßen könne, welche ſich an der Freiheit dieſer Berge vergreifen wollen.

Doch hiermit iſt es nicht genug. Wenn wirklich die tückiſche That verſucht werden ſollte, die man ſchon lang gegen die Schweiz zu begehen gewünſcht haben mag; wenn wirklich die Fauſt der politiſchen Barbaren ſich nach dieſen Bergen ausſtrecken ſollte, um ſie in Ketten zu legen, dann iſt die Zeit gekommen, wo die Schweiz ihre welthiſtoriſche Aufgabe in einer Verzweiflungsthat der Freiheit löſen, wo ſie alle Männer der neuen Zeit um ſich ſchaaren, wo ſie ſich zum Revolutionsheerd für das ganze Europa machen muß. Jeder Schweizerberg muß dann ein Vulkan werden, der die Flammen der Revolution in die Länder der Despoten ſpeit; jedes Thal muß ein Sammelort werden, an welchem die herbeigerufenen Freiheitſtreiter des ganzen Welttheils ihre Muſterung halten und ihre Waffen bereiten. Nur der Gleiche hilft dem Gleichen. Nur die Republikaner helfen der Republik. Die Mutter der Republik aber iſt in Europa nur die Revolution. Ja die Bundesgenoſſin, die einzige, aber zugleich gewaltigſte Bundesgenoſſin der Schweizer, im Krieg des Auslandes gegen ihre Freiheit iſt die Revolution! Sprecht es aus und ſagt es denen kühn ins Geſicht, die ein Gelüſte haben, dieſe Bundesgenoſſin durch Despoten-Komando wach zu rufen in den Schluchten des Alpenlandes.

Meine

Ausweisung aus Zürich.

Audiatur et altera pars!

Als einleitendes Vorwort diene folgende „**Vorläufige Erklärung**“ aus der „Berner-Zeitung“ vom 4. Januar 1847:

„Meine Ausweisung aus Zürich ist Gegenstand vielfacher Besprechungen in der Schweizerpresse geworden, während die teutsche Presse Stummheit darüber beobachten muß. Unverstand, Rohheit, Perfidie, Unbekanntschaft mit meiner Person, Unbekanntschaft mit meinen Schriften, Unbekanntschaft mit den Zuständen meines Vaterlandes — das sind die Quellen, woraus die meisten jener Besprechungen fließen. Wer Ehre besitzt, der verschmäht es, der polizeilichen Hetzjagd auf einen verfolgten Mei-

nungsgenossen auch noch eine Hetzjagd der Presse zuzugesellen; der verschmäht es, seine Parole blos bei der Polizei zu holen, wo es gilt, nach Grundsätzen und selbstgewonnener Ueberzeugung zu urtheilen; der verschmäht es, zum Helden an einem schutzlosen Fremden zu werden, welchem nichts zur Seite steht, als das Bewußtsein des uneigennützigsten Freiheitsstrebens. In wessen Augen dies Streben ein Verbrechen ist, den bedaure ich; in wessen Augen es eine Schande ist, den verachte ich. Ich habe bei jeder Gelegenheit die Rechte der Schweiz vertreten, wie die Rechte meiner Landsleute; ich habe mit Entschiedenheit gekämpft gegen Despoten, die, man glaube es mir, von vorn herein das Henkerschwert so gut für die Schweizer geschliffen haben, wie für meine Landsleute. Und dafür verfolgt man mich? Wehe einer Republik, die sich vom Despotismus zur Polizeianstalt herabwürdigen läßt gegen ihre eigenen Prinzipien!

Ich habe kein Asyl in der Schweiz gesucht um den Preis der Erniedrigung, als stummes Opfer roher Verfolgungssucht mich unter die Füße von — „Republikanern" treten zu lassen. Hält man mich für rechtlos als Fremdling, so bin ich nicht rechtlos als Mensch, und als Mensch werde ich mein Recht zu vertreten wissen, wo es auch sei."

Zwei Sommer hindurch ist es mir vergönnt gewesen, in dem krystallenen Wasser des Züricher Sees meinen königlich-preußischen Unterthanenleib rein zu waschen. Ich kam nach Zürich noch mit allerlei loyalen Dummheiten behaftet und sogar, wie aus dem der Zürcher Regierung so anstößig gewesenen „Steckbrief" zu ersehen, noch von dem Glauben an einen „gesetzlichen Weg" im Polizei- oder Despotenstaate besessen. All dieser politische Aussatz, von dem auch die gesundeste Natur in der preußischen Polizeiluft nicht frei zu bleiben pflegt, ist von dem klaren Alpenwasser hinweggeschwemmt worden; die Wellen der Limmat haben ihn hinabgetragen in den Rhein und dieser getreue Unterthan hat ihn wieder an den Strand geworfen, von dem er herstammt. Diese Wohlthat habe ich meinem Aufenthalt in Zürich zu verdanken. Doch meine schönsten Erinnerungen an die herrlichen Ufer des Züricher Sees sind die, welche schwarz auf weiß der teutschen Polizei, und sogar dem Minister Abel, und sogar dem König Ludwig von Bayerland vor Augen liegen und ihnen so viel Kopfbrechens verursacht haben. Ich habe den Despoten Wahrheiten gesagt, die sie früher nie gehört; ich habe meinen Landsleuten eine Sprache gelehrt, die keinen andern Uebergang mehr zuläßt, als zur That;

kurz ich glaube der Freiheit während meines Aufenthalts in Zürich mehr genützt zu haben, als ich unter den Augen der teutschen Polizei in meinem ganzen Leben gekonnt hätte. Ja, meine Herren, das habe ich gethan, das sind die Thaten, auf die ich stolz bin, obschon sogar „Republikaner" nervenschwach darüber werden; das sind die Verbrechen, die ich trotz der gegen mich veranstalteten Hetzjagd unbegreiflicher Weise noch immer nicht bereue, denn ich leide nun einmal an dem unheilbaren Uebel, die Freiheit über Alles zu lieben und die Despoten über Alles zu hassen.

Man sieht, wie viel Ursache ich habe, an Zürich mit Freude und Erhebung zurückzudenken. Es bedarf blos dieser Erinnerung, um allen Aerger, den meine Ausweisung in mir erwecken mußte, niederzuschlagen, und den reichen Stoff zu Malicen und Bitterkeiten, den man mir aufgedrängt hat, von der Hand zu weisen. Auch bin ich nicht so malhonnet, meine Wegweisung höher anzuschlagen als das gewährte Asyl, und durch den Eindruck der ersteren mein Erkenntlichkeitsgefühl für das letztere verdrängen zu lassen. Die Züricher Regierung soll nicht darüber zu klagen haben, daß ich, wie Andere in ähnlichen Fällen gethan, ihr Verfahren gegen mich zum Amüsement der Despoten mit Indiskretionen oder Schmähungen erwidere, denn ich weiß, was ein Mann von Anstandsgefühl sich und andern schuldig ist, und räche mich nicht auf Kosten meines Prinzipes. Auch spricht man mit Republikanern eine andere Sprache als mit Despoten, denen man die Wahrheit zentnerweise an den Kopf wirft, um einiger Maßen nachzuholen, was man unter ihrer Zensur hat versäumen müssen. Sei also die Züricher Regierung von vorn herein versichert, daß dasjenige, was ich zu sagen habe, keine Feindseligkeit gegen sie zur Quelle hat. Am liebsten wäre es mir, über meine Sache

gänzlich ſchweigen zu können. Es war dieß auch Anfangs meine Abſicht; ich gedachte mich mit jenem Gleichmuth und Humor, den ein Menſch in meiner Lage ſich als Reiſegefährten zuzugeſellen ſuchen muß, in die Umſtände zu fügen und meine Wegweiſung als eine Verſetzung im Dienſte der Freiheit hinzunehmen. Da es aber darauf abgeſehen iſt, dieſe Verſetzungen kein Ende nehmen zu laſſen, und da das blinde Halloh der Preſſe mir gar keine Ruhe gönnen zu wollen ſcheint, ſo kann ich eine nähere Beſprechung meiner Sache nicht mehr umgehn. Ich bin ſie mir ſchuldig, ich bin ſie meiner Familie ſchuldig, ich bin ſie meiner litterariſch-politiſchen Stellung ſchuldig, ich bin ſie meinen Landsleuten, ich bin ſie am Ende den Schweizern ſelbſt ſchuldig. Ich werde eine kurze Geſchichte meiner Wegweiſung geben und einige allgemeine Bemerkungen damit verbinden.

Im Herbſt 1844 floh ich aus Köln nach Belgien, um der Unterſuchungshaft in einem Prozeß zu entgehen, welchen man wegen meiner Schrift „die preußiſche Büreaukratie" gegen mich eingeleitet hatte. Meine erklärte Abſicht war, mich zur Zeit der Urtheilſprechung dem Richter zu ſtellen. Durch ein Verfahren jedoch, das ſchnurſtracks gegen alles Recht und Geſetz ging, nöthigte man mich, im Auslande zu bleiben. Auf dieſe Veranlaſſung gab ich in Brüſſel einen „Steckbrief" gegen die preußiſche Regierung heraus, als Erwiederung auf die Steckbriefe, womit ſie mich in ihrem geſetzwidrigen Verfahren wie einen Räuber und Mörder verfolgt hatte. Der „Steckbrief", deſſen Signalement jeder Kenner als treffend bezeichnete, fand in Teutſchland den allgemeinſten Anklang, und jeder Freiſinnige freute ſich, daß eine Gewalt, welche ſich Alles erlauben zu können glaubte, endlich einen Gegner gefunden, der ihr den Handſchuh direkt ins Geſicht warf. Einen andern Eindruck jedoch machte dieſer

„Steckbrief“ in Zürich, wohin ich im Frühling 1845 übersiedelte. Man bewilligte mir dort dem Fremdengesetz gemäß den Aufenthalt für je sechs Monate. In der später erneuerten Aufenthaltsbewilligung wurde aber die Fortdauer meines Asyls u. A. an die Bedingung geknüpft, daß ich keine Schriften von der Art des „Steckbriefs,“ sie seien gedruckt, wo es immer sei, mehr herausgebe. Ich erkläre mir diese Bedenklichkeit aus den in Zürich herrschenden Ansichten über Legalität und Autorität, die ich nicht theilen kann. Es kommt nämlich meiner Ansicht nach bei der Achtung, welche für eine Regierung in Anspruch genommen wird, vor allen Dingen darauf an, daß eine solche Regierung ihrem Begriff wirklich entspricht. Eine wahre Regierung ist weiter nichts als der freigewählte Mandatar des Volks zur Besorgung derjenigen Angelegenheiten, die das Volk nicht selbst besorgen kann. Eine „Regierung“ aber, welche über dem Volk steht wie der Viehzüchter über dem Vieh, welche das Volk mit Gewalt zu ihrem Werkzeug und Besitzthum macht, ist in meinen Augen keine Regierung, sie verdient also auch nicht die Rücksichten, die einer wirklichen Regierung gebühren, und ist demjenigen rechtlich preisgegeben, der sie, sei es durch Wort oder That, zu untergraben und zu stürzen vermag. Soll ich den Kaiser von Rußland und den König der Preußen auf eine Stufe der Rechtmäßigkeit, Achtungswürdigkeit und Unantastbarkeit stellen mit den Regierungen der gebildetern Schweiz und Nordamerikas? Ich lasse mir diese Beleidigung des Republikanismus nicht zu Schulden kommen. In Zürich aber scheint trotz dem Republikanismus der Irrthum zu bestehen, daß jede „Regierung,“ weil sie einmal herrscht, heilig gehalten, und als Regierung, dem Wort oder der „Legalität“ zu lieb, geschont werden müsse. Wenigstens hat man mir versichert, daß aus solchen Ansichten der

„Abscheu" hervorgegangen sei, welchen dort mein Steckbrief erregt hat. Genug, diese Schrift wurde als Wahrzeichen der Grenze aufgestellt, die ich nicht überschreiten sollte. Man wird mir zugestehen, daß eine solchergestalt markirte Grenze eine sehr schwankende Linie ist. Die Festhaltung derselben mußte nicht bloß der polizeilichen, sondern auch der literarischen Kritik anheimfallen, und in der Uebung der letztern war ich offenbar zum Konkurrenten der Regierung gemacht. Die Herausgabe des „Steckbriefs" war ein Akt der persönlichen Revanche wegen eines gegen meine Person verübten Unrechts. Darin besteht, wie ich auch bei meiner Einvernahme vor der Wegweisung bemerkte, ihr spezifischer Hauptcharakter. Eine ähnliche Schrift aber, in persönlichen Angelegenheiten habe ich nicht mehr geschrieben. Ist also die mir gestellte Bedingung erfüllt? Wer entscheidet es? Ich selbst hatte zu urtheilen, aber nicht zu entscheiden.

Doch es führen diese Bemerkungen auf einen Hauptpunkt, nämlich auf den Begriff des Asyls und den angeblichen Mißbrauch desselben.

Politischen Flüchtlingen ein Asyl zu gewähren, ist eine Ehre und ein Recht, das bei allen freien Völkern heilig gehalten wird. Man geht bewußt oder unbewußt davon aus, daß der Kampf für die Freiheit kein Verbrechen ist; daß in einem freien Staate eine Ehre und Pflicht wäre, was in einem despotisch regierten mit Rad und Galgen bestraft wird; daß die Freiheit und der Kampf für dieselbe ein Band ist, welches alle ziviliſirten Menschen verbindet, und ein Verhältniß der Sympathie und Schutzpflicht unter ihnen begründet. Die Bedingungen, welche dieser Sympathie und Schutzpflicht ihre Grenze anweisen, sind im Allgemeinen nicht gesetzlich fixirt und dieß ist ein großer Mangel, welchem abzuhelfen eine Aufgabe des Rechtsgefühls und der Humanität sein

sollte. Meiner Ansicht nach gibt es keine haltbarere und vernünftigere Feststellung jener Bedingungen, als in dem Satz, daß der Schützling in strafgesetzlicher Beziehung thun dürfe, was den Bürgern des beschützenden Staates nach den Gesetzen desselben erlaubt ist. Nimmt man nicht diese Gesetze als Norm an, so geräth man in das Gebiet der Willkür, auf welchem die Gefahr, Inkonsequenzen, Inhumanitäten und Rohheiten zu begehen, nur allzu nahe liegt. Ist die Sicherheit des Asyls abhängig von den Ansichten und der persönlichen Disposition der Regierenden, so ist das Asylrecht aufgehoben. Es kann dann dem Schützling eben so gut zur Bedingung gemacht werden, daß er nicht Tabak rauche, als daß er keinen „Steckbrief" schreibe; man kann ihm dann eben so gut die Anlage zu einer Handlung zum Verbrechen machen, wie die Handlung selbst; es hat dann gegen ihn eine Möglichkeit dasselbe Gewicht wie eine Wirklichkeit; kurzum es ist dann der Schützling in das Gebiet einer Rechtlosigkeit verwiesen, welche in einem freien Staate eine um so größere Anomalie bildet, da man ihm den Schutz entziehen kann wegen derselben Handlungen, welche ihm denselben verschafft hatten.

Diese einfache Deduktion führt auf die rechtliche Nothwendigkeit, dem Fremdling, wie denselben Schutz, so auch dieselben Strafen zuzuerkennen, welche den Einheimischen zukommen, also ihn strafgesetzlich den Landesbürgern gleichzustellen. Geschieht dieß ja doch im einen Fall; warum nicht im andern? Gesetzt, ich hätte im Kanton Zürich einen Diebstahl verübt, was wäre die Folge gewesen? Hätte man mich weggewiesen? Schwerlich! Man hätte mich eingesperrt. Gesetzt, ich „blutgieriger" Mensch hätte im Kanton Zürich einen Mord begangen; was wäre die Folge gewesen? Hätte man mich weggewiesen? Schwerlich! Man hätte mich geköpft. Wohlan,

wenn man mich im einen Fall nach den Gesetzen, unter denen ich lebte, behandelt haben würde, warum konnte es nicht im andern geschehen? Wo liegt der entscheidende Rechtspunkt, welcher das Gesetz anwenden läßt, wenn es sich um ein Kriminalvergehen, aber das Gesetz ausschließt, wenn es sich um ein Preßvergehen handelt? Aber noch mehr. Entspricht es dem Rechtsgefühl, wenn ein Fremdling die harte Strafe der Wegweisung wegen einer Handlung erleidet, wegen welcher ein Einheimischer nicht einmal vor Gericht hätte gestellt werden können? Besitzt die Schweiz etwa Gesetze zum Schutze von Despoten, welche ja auch die schweizerische Freiheit zu vernichten trachten? Wahrlich nicht! Ein Einheimischer kann die Despoten angreifen, wie er will, kann Republik predigen, wie er will, kann Staatstheorieen über das Ausland entwickeln, wie er will. Kein Mensch wird und kann ihn dafür in Anspruch nehmen. Die Schweiz müßte ihre eigne Freiheit vernichten, ihre eigenen Prinzipien verdammen, wenn es anders wäre. Eine Grenze gibt es aber auch hier. Sie wird gebildet durch den Unterschied zwischen *geistiger* Einwirkung, welche nach den Gesetzen und den Prinzipien des Landes ein *Recht*, und zwischen *thätlicher* Einwirkung, welche *verboten* ist. Wird die Schweiz ihren Bürgern bewaffnete Eingriffe, wird sie etwa Freischaaren gegen das Ausland erlauben? Sicher nicht. Nun, es wird auch keinem Vernünftigen einfallen, zu erwarten, daß sie dergleichen den Fremden auf Schweizerboden erlaube. Es wird Keiner erwarten und verlangen, daß sie den Fremden gestatte, aus dem gesetzlichen Rechtsgebiet des Landes in das ungesetzliche Gebiet des *Kriegs* überzugreifen und die Schweiz in einen kriegerischen Konflikt mit dem Ausland zu bringen. Beim *Krieg* erst kommt der *völkerrechtliche* Punkt zur Sprache.

Man sehe sich um in andern Staaten. Die Italiener,

die Polen haben die Verzweigungen ihrer „Verschwörungen“ im ganzen Frankreich, in England, in Belgien, wo sie nicht bloß die Presse und die sonstigen Freiheiten des Landes zu ihren Zwecken ausbeuten, sondern sogar erwiesener Maßen fortwährend ihre großartige „Verschwörung“ gegen Oesterreich, Preußen und Rußland leiten. Werden sie darum ausgewiesen? Niemand denkt daran. Fingen sie aber an, in den genannten Staaten Soldaten zu werben, kurzum Krieg zu organisiren, was verfassungsmäßig nur den Regierungen zusteht, so würde man ihnen sehr bald zu erkennen geben, daß sie das gesetzliche Gebiet des Landes überschritten hätten. Man hält es dort nicht für ein Verbrechen, den österreichischen, preußischen und russischen Despotismus mit den Waffen zu bekämpfen, die jedem Bürger gesetzlich freistehn, aber man hält es für ein Verbrechen, daß das Land, sei es durch Fremde oder Einheimische, in einen Krieg verwickelt werde, der nicht ein Landeskrieg ist und nicht durch das verfassungsmäßige Organ des Volkes begonnen wird.

Also das Gesetz und die Verfassung des Landes bilden die Richtschnur. Je strenger diese Richtschnur festgehalten wird, desto fester steht Recht und Freiheit des Landes. England wird sich nicht durch die vereinigte Macht der ganzen Welt zwingen lassen, einen einzigen Flüchtling auszuweisen. Jeder Engländer fühlt, daß es Ehrensache für ihn, daß es sein Stolz ist, die Freiheit und Selbstständigkeit seines Landes auch da nicht antasten zu lassen, wo er einen Fremden, namentlich einen Schützling, daran Theil nehmen läßt.

Noch ein anderes Moment kommt hierbei in Betracht. Es wird nämlich stillschweigend vorausgesetzt, daß derjenige Staat, welcher durch die Freiheit eines andern inkommodirt werden kann, im Unrecht ist. Man geht von der natürlichen Unterstellung aus, daß er eine Pflicht

verſäumt habe, indem er ſeinen Bürgern nicht diejenige Freiheit eingeräumt, welche zur Geltendmachung ihrer Rechte im Innern des Landes erforderlich iſt. Man ſtellt unwillkürlich die Forderung an ihn, daß er, wolle er nicht mehr durch die Freiheit eines andern Staates inkommodirt werden, ſich mit demſelben auf die gleiche Stufe der Freiheit ſtellen ſolle. Man ſtellt ihm den freien Staat als Regel entgegen und muthet ihm mit Recht zu, daß er, wenn ihm die Regel unangenehm iſt, aufhören ſolle, Ausnahme zu ſein. Mit dieſer Auffaſſung des Verhältniſſes hängt auch genau die Berechnung des Nachtheils zuſammen, im welchem der eine Staat durch Ausübung der Rechte des andern geſtellt werden kann. Hat die Schweiz zu fürchten, daß ihre Bürger z. B. von der teutſchen Regierungspreſſe durch Predigten über die Vorzüge des Königthums und durch Angriffe auf die Republik zu „Unterthanen" bekehrt werden? Sie würde über ſolche Verſuche lachen; nähme ſie dieſelben aber ernſt, ſo würde ſie in ihrer freien Preſſe hinreichende Waffen beſitzen, den Angriff abzuſchlagen, ſie würde ſich in dem Kampf ſolcher Erörterung der Vorzüge ihrer Verfaſſung im Gegenſatz zu den ausländiſchen nur um ſo mehr bewußt werden und nicht daran denken, die Angreifenden, wenn ſie ſchweizeriſche Flüchtlinge wären, etwa ausweiſen laſſen zu wollen. Nun, ich frage, warum ſoll ſie die Anwendung dieſer Grundſätze nicht auf beiden Seiten verlangen? Warum ſoll ſie nicht dem Ausland überlaſſen, einzuſehn, daß die Schuld der Nachtheile, welche man aus der Benutzung ihrer Freiheit herleiten will, auf Seiten derer zu ſuchen iſt, welche dadurch benachtheiligt werden *können*? Warum will ſie ſich und ihre Freiheit verantwortlich machen laſſen für die Sünden Anderer, welche durch dieſe Freiheit die Probe auf ihre Regierungsexempel machen ſehen? Warum will ſie es ſogar thun der Thatſache

gegenüber, daß sie und ihre Regierungen Tag vor Tag von der servilen ausländischen Presse verlästert und beschimpft werden?

Die Sache ist so einfach, daß man nicht begreift, wie sie noch Gegenstand der Diskussion sein kann.

Es liegt nun sehr nah, daß derjenige, der die angeführten Gründe zu entkräften sucht, neben dem rechtlichen den „politischen" Gesichtspunkt zur Sprache bringt und die Diskussion in das Gebiet der Rücksichten verlegt, welche die politische Klugheit gebiete. Ueber diesen Punkt werde ich mir weiter unten einige Bemerkungen erlauben. Hier nur Folgendes. Es handelt sich bei dieser ganzen Erörterung nur um Benutzung der schweizerischen Preßfreiheit gegen das zensirte Ausland. Nun frage ich, ob diese Benutzung nothwendig zusammenhange und vernichtet werde mit dem Aufenthalt eines Schriftstellers in der Schweiz, in diesem und jenem Kanton? Wird die Schweiz, was man so nennt, „kompromittirt" durch den Aufenthalt eines Schriftstellers auf ihrem Gebiet, oder wird sie „kompromittirt" durch die Preßfreiheit, welche jener Schriftsteller benutzt? Ist es denn das schweizerische Brod, der schweizerische Wein, die schweizerische Luft, die ein solcher Schriftsteller ißt, trinkt und athmet, oder ist es die schweizerische Freiheit, ohne Zensur den Despotismus zu bekämpfen, was möglicher Weise dem Ausland die Veranlassung gibt, bei den schweizerischen Regierungen Klage zu führen? Kann ich nicht aus Amerika ein Manuscript nach Zürich senden und es dort drucken lassen? Kann ich nicht, wenn ich aus der Schweiz vertrieben bin, um so rücksichtsloser ihre Preßfreiheit benutzen? Ist es also nicht eine wahre Lächerlichkeit, den Wohnort als entscheidenden Gesichtspunkt aufzustellen, die Freiheit mit der Geographie zu bekämpfen, die Dinte mit der Druckerschwärze zu verwechseln, und die Person

büßen zu lassen für die Freiheit, welche sie benutzte? Jagt ihr denn mit dem Schriftsteller auch die Preßfreiheit aus dem Lande hinaus, welcher er sich bediente? Erreicht ihr mit der Wegweisung eine andere Wirkung, als die Verschwendung von Zeit und unnützen Reisekosten, die weit besser zur Bekämpfung unserer gemeinschaftlichen Feinde verwandt werden könnten?

Die strafgesetzliche Gleichstellung der Fremden mit den Einheimischen entspricht also dem Recht und der Vernunft; sie scheint mir aber auch der Klugheit zu entsprechen. Wenn die Schweiz die Geschichte der zahlreichen Ausweisungen überdenkt, zu welchen sie durch Rücksichten auf das Ausland veranlaßt worden, wenn sie das Abhängigkeitsverhältniß in Betracht zieht, in welches sie sich durch die Bereitwilligkeit zu Ausweisungen gestellt hat, wenn sie die Reklamationen und Vexationen berücksichtigt, zu welchen sie durch jene Bereitwilligkeit das Ausland ermuthigt, wenn sie bedenkt, daß sie sich eine förmliche Landjägerzensur gegen teutsche Schriftsteller hat aufdrängen lassen, so wird es ihr in ihrem eigenen Interesse zweckdienlich erscheinen, der Diplomatie ein für alle Mal einen festen Weg zur Geltendmachung ihrer allenfallsigen Beschwerden anzuweisen und als diesen Weg denjenigen zum Gerichtssaal zu bezeichnen. Dort mag der Schriftsteller, gegen welchen das Ausland klagbar wird, zusehen, wie er die Klage entkräftet. Gelingt es ihm, so mag die Diplomatie sich beruhigen; gelingt es ihm nicht, so mag er seine Strafe erleiden, wobei dem betreffenden Kanton eine gestellte Kaution Garantie für Gerichts- oder Arrestkosten darbieten kann. Sollte er aber vorziehn, der Strafe durch eigene Wegweisung auszuweichen, so hat der betreffende Kanton nichts mehr mit ihm zu schaffen und hält sich wegen etwaiger Kosten wieder an die Kaution. Man sei unbesorgt, daß bei solchem Verfahren die Benutz-

ung der schweizerischen Freiheit durch Ausländer einen ungebürlichen Grad erreichen würde. Es ist überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und Niemanden sind Geld- und Freiheitsstrafen gleichgültig.

Dieß sind in flüchtigen Andeutungen die Grundsätze, nach welchen ich die Stellung eines politischen Flüchtlings beurtheilen zu dürfen glaube, und stets beurtheilt habe. Möge man sie prüfen und danach entscheiden, ob rationelle Auffassung der Verhältnisse oder leichtfertiger Mißbrauch des Asyls in ihnen vorgezeichnet liegt. Dabei versteht es sich indeß von selbst, daß ich mir nie eingebildet habe, diese Grundsätze seien maßgebend den leider bestehenden Verhältnissen im Kanton Zürich gegenüber. Im Gegentheil, ich habe diese Verhältnisse mit völliger Unbefangenheit aufgefaßt und mir nicht verhehlt, welche Konsequenzen aus ihnen für mich folgen mußten. Aber geht hieraus etwa die mir von der „Neuen Zürcher-Zeitung" imputirte „Schändlichkeit" hervor, das Asyl gewissenlos gemißbraucht zu haben, wie „kein Ehrenmann" es gethan haben würde? Ein solcher Mißbrauch konnte nur vorliegen, wenn er ein Mißbrauch von Vertrauen war. Liegt aber Vertrauen darin, wenn von vorn herein der Aufenthaltsbewilligung die Drohung hinzugefügt wird, mich in dem und dem Fall auszuweisen? Ich glaube nicht. Eine solche Drohung involvirt vielmehr ganz einfach die Erlaubniß, dieß und das zu thun, wenn ich es um den Preis einer möglichen Ausweisung wagen wolle. Nun, ich habe es gewagt; die Ausübung dessen, was ich für meine Pflicht, für meinen Beruf halte, habe ich erkauft und ich habe den festgesetzten, ziemlich theuren Preis dafür bezahlt, welcher in der Ausweisung besteht. Was ist hiergegen einzuwenden, wenn das, was ich gethan habe — und dieß soll eben der Beurtheilung des Publikums anheim-

fallen — an ſich nichts Böſes, wenn es ſogar etwas Lobenswerthes war?

Man könnte nun auf die Definition der „Eidgenöſſiſchen Zeitung" zurückkommen und mir alle Erörterungen durch die Behauptung abſchneiden wollen, unter Aſyl ſei überhaupt nur ein „ſtilles Aſyl" zu verſtehn. Alſo man erwartet z. B. von einem Publiziſten, welcher dem Lande der Zenſur den Rücken gekehrt hat, er ſolle im Lande der Preßfreiheit noch weniger thun, als er unter Zenſur gethan? In dieſem regen Leben, wo jeder innere Drang laut wird, ſoll er allein verſtummen? In dieſer freien Umgebung, wo jede Kraft ſich bethätigen kann, ſoll er ſich geiſtig entmannen? Welche Beleidigung für die Republik; welche Beleidigung für die Freiheit! Wahrlich, keinem wahren Republikaner kann es je einfallen, den fremden Schützling auf ſo ſchmale Freiheitskoſt ſetzen zu wollen und ihm ein Aſyl anzubieten in — einer pennſylvaniſchen Zelle. Solche Forderungen konnte nur die gemeine Rohheit einer Zürcher „Wochenzeitung" ſtellen, welche von den Fremden verlangte, ſie ſollten „ſich gehörig geſchloſſen halten."

Nein, ſolche Begriffe von Aſyl hat im Grunde ſelbſt die Partei der „eidgenöſſiſchen Zeitung" nicht, ſie hätte ſonſt meinem Landsmann Fr. Rohmer nicht das Recht vindizirt, mit ſeinem Unſinn die ganze Schweiz zu alarmiren. Am wenigſten aber konnten ſolche Begriffe die der Züricher Regierung ſein, welche mir ein Aſyl gewährt hat. Wer darüber im Zweifel und etwa noch immer der Meinung ſein ſollte, ich habe ein geſchenktes Vertrauen gemißbraucht, oder in Bezug auf meine Beſtrebungen irgend Jemanden getäuſcht, der möge ſich durch Folgendes vom Gegentheil überzeugen laſſen.

In Zürich pflegt die „konſervative" Partei, wenn es ihr ſonſt an Oppoſitionsſtoff fehlt, ſich auf die Frem-

den zu werfen, welchen dort der Aufenthalt gestattet worden, um durch eine Hetzjagd auf diese vielgeplagten, wehrlosen Sündenböcke der Regierung Verlegenheit zu bereiten. So geschah es denn auch, daß im Dezember 1845 der damalige konservative Statthalter Freudweiler, ohne Auftrag der Regierung, mich zu sich bescheiden ließ, um mich über meine bis dahin erschienenen Schriften auszufragen und mir Exemplare derselben abzuverlangen. In der Meinung, daß dieß im Auftrag der Regierung geschehen sei, reichte ich der letztern ein Schreiben ein, worin ich mich über jene Schriften aussprach und die Grundsätze andeutete, von welchen ich in Bezug auf den Kanton Zürich bei meiner litterarischen Thätigkeit ausging. In dem Schreiben heißt es u. A.: „Außer dem Angeführten erlaube ich mir noch, zu erklären, welche Grundsätze mich bei meiner litterarischen Thätigkeit mit Rücksicht auf den hiesigen Kanton leiten. Meine Hauptschriften werden, wie bisher, in Teutschland selbst erscheinen*). Sollten in denselben Doktrinen zur Sprache kommen, welche nach meiner Beurtheilung der hiesigen Verhältnisse hier Anstoß zu erregen im Stande wären, so werde ich dem Verleger zur Bedingung machen, daß er in den Kanton Zürich keine Exemplare versende. Ich werde dieß thun, obschon ich keine Doktrin zu entwickeln habe, welche nicht in Teutschland bereits mit allen Konsequenzen seit langer Zeit ungestraft durch die Presse (Zwanzigbogenschriften) verhandelt wäre, und obschon gegen die Einführung der einschlägigen, ziemlich umfangreichen Litteratur in die Schweiz noch nicht die geringste Prohibitivmaßregel ergriffen worden ist. Bei Beobachtung solcher Rücksichten glaube ich Alles zu thun, was die

*) Dieß bezieht sich auf Zwanzigbogenschriften, welche in einigen teutschen Staaten zensurfrei sind.

Billigkeit mir irgend zumuthen kann. Eine völlige Aufopferung oder Verleugnung meiner Ueberzeugungen wird sicher Niemand, am wenigsten eine republikanische Regierung, zur Bedingung einer Asylbewilligung machen, selbst wenn ich, was ich nie gethan, und nie thun werde, zu einem solchen Opfer mich verstehen könnte u. s. w. Schließlich bin ich so frei zu bemerken, daß ich meine in der Schweiz etwa erscheinenden Schriften jeder Beschwerde der Diplomatie gegenüber vor den hiesigen Gerichten zu vertreten stets bereit sein werde." Man beantworte nun die Frage, ob ich rücksichtlos oder illoyal gehandelt habe?

Habe ich mir etwa sonst Fehlgriffe oder Unbesonnenheiten zu Schulden kommen lassen? Ich wüßte nicht, worin sie bestehen könnten. Ich habe stets sehr zurückgezogen gelebt, so daß man mich kaum anders als auf dem Museum oder dem Spaziergang gesehen haben wird; ich bin mit Niemanden in Kollisionen gekommen; ich habe den Anstand in keiner Weise verletzt; ich habe mich in die Politik und sonstigen Verhältnisse des Kantons nicht im Mindesten gemischt. Was sollte ich mir also vorwerfen? Selbst in einem Leumundszeugniß, welches mir der Präsident der Gemeinde, in der ich wohnte, einige Wochen vor meiner Ausweisung, zum Behuf meiner Uebersiedelung nach dem Kanton Baselland, ausstellte, heißt es, es sei keinerlei Klage gegen mich laut geworden, und keine Bedingung der Asylgewährung von mir verletzt worden. Daß ich dennoch meines Asyls nicht mehr sicher zu sein glaubte, verhehle ich nicht, denn ich kannte die bestehenden Verhältnisse. Diese sind es auch, nicht mein Schuldgefühl, welche den richtigen Sinn der Worte der „N. Züricher-Zeitung" an die Hand geben, „sogar ich finde meine Wegweisung erklärlich." Aber trotz den bestehenden Verhältnissen rechnete ich darauf, daß man, sollte man sich durch dieselben wegen meines län-

geren Aufenthalts inkommodirt fühlen, in dem „schweizerischen Athen" die Urbanität beobachten werde, mir unter der Hand einen Wink geben zu lassen, damit ich freiwillig bei Zeiten den Platz räumen könne. Auf mein Bewußtsein wie auf meine damalige Beurtheilung der Züricher Regierung gestützt, hätte ich nie und nimmer daran gedacht, daß ich genöthigt werden würde, mitten im Winter, mit Hinterlassung meiner Familie, wie ein gemeiner Verbrecher aus einer Republik in die andere zu fliehen.

Am 15. Dezember brachte die „N. Zürcher Zeitung" einen sehr warmen Lobartikel auf den unglücklichen Confalonieri, dieses edle Opfer der politischen Barbarei Oesterreichs. Dieser Mann hat sicher keine unschuldigeren Tendenzen gehabt als ich. Auch er hat nicht beabsichtigt, die Burg der Tyrannei ohne Pulver zu sprengen; auch er war ein „Revolutionär" und zwar durch die That, während ich nur Gelegenheit gehabt habe, es mit der Feder zu sein. Dennoch hat die schwachnervige N. Z. Z. keinen „Abscheu" vor ihm gehabt, hat ihn vielmehr enthusiastisch gelobt und bei der Mittheilung seiner Schicksale zugleich hervorgehoben, daß „die Schweiz so manchem politischen Flüchtling ein sicheres Asyl gewährt habe."

An demselben Morgen, wo die N. Z. Z. dieß sichere Asyl hervorhob, wurde ich durch einen Landjäger aufgefordert, sofort vor dem Präsidenten des Polizeirathes zu erscheinen. Verwundert über diese unerwartete Vorladung verfügte ich mich unverzüglich nach dem Rathhaus. Dort zeigte man mir ein Exemplar des anonym erschienenen „teutschen Tribuns" vor und vernahm mich über diese Schrift zu Protokoll. Auf die Fragen nach dem Verfasser, Herausgeber, Drucker u. s. w. gab ich keine Auskunft. Meine Antworten liefen darauf hinaus, daß man, wenn man mich im Verdacht habe, mir so wenig wie

irgend Jemandem zumuthen könne, Denunziant gegen mich selbst oder gegen Andere zu sein; habe Jemand, z. B. die Diplomatie, ein Interesse daran, den Verfasser des „Tribuns" zu verfolgen, so dürfe erwartet werden, daß dieselbe zuvor die Autorschaft konstatire. Was die letztere betrifft, so gab ich bloß zu, daß zwei in dem „Tribun" mit Erwähnung meines Namens berichtweise abgedruckte Schreiben, eins an den badischen Deputirten von Itzstein und eins an meine Landsleute in Nordamerika, von mir verfaßt seien; und was die mir schuldgegebene „Verbreitung" angeht, so nahm ich keinen Anstand, auf die Frage über Verbreitung im Kanton Zürich zu erklären, daß ich zwei oder drei Exemplare an Freunde verschenkt habe, welche mich besucht. Nachdem das Protokoll geschlossen war, bemerkte man mir, ich werde es erklärlich finden, daß die Regierung, auch ohne mein Geständniß mich dennoch für den Verfasser der Schrift halte, worauf ich erwiederte, daß ich der Regierung ihre Ansichten freistellen müsse. Im Ganzen wurde ich mit möglichster Artigkeit behandelt und betrachtete die ganze Verhandlung natürlich vor der Hand als eine Formalität, welche bestimmt sei, dem Ausland genug zu thun. Diese Voraussetzung hegte ich selbst dann noch, als man mir am Abend den Gemeindeammann mit einem Landjäger ins Haus sandte, um die vorfindlichen Exemplare des „Tribuns" in Beschlag zu nehmen.

Trotz dieser Voraussetzung jedoch zog ich auf dem Heimwege vom Rathhause die bestehenden Verhältnisse in Betracht und hielt es jedenfalls für gerathen, künftigen Möglichkeiten zeitig aus dem Wege zu gehen. Da ich ohnehin nach Baselland übersiedeln wollte, um dort Bürger zu werden, so verfaßte ich, zu Hause angelangt, sofort ein Schreiben an die Regierung, worin ich erklärte, daß ich in den nächsten Tagen den Kanton

freiwillig verlassen werde, und demnach auf weitere Aufenthaltsbewilligung (der Ablauf der frühern stand bevor) verzichte. Dieß Schreiben trug ich unverzüglich auf das Rathhaus, wo es in derselben Sitzung, in welcher man meine Angelegenheit verhandelte, abgegeben wurde und zur Sprache kam. Mein Zweck war, wie ich einem Freunde der liberaleren Herren Regierungsräthe am Abend mündlich mittheilte, ein doppelter. Für's Erste nämlich wollte ich „einer republikanischen Regierung die Verlegenheit und den Schimpf ersparen, die Polizeidienerin von Menschen sein zu müssen, welche nach republikanischen Begriffen in's Zuchthaus gehören," und zweitens wollte ich in meinem eigenen Interesse die Thatsache einer etwaigen Ausweisung vermeiden. In der festen Voraussetzung, daß ich diese Zwecke erreichen, und daß der Regierung mein freiwilliger Abzug als ein gutes Auskunftsmittel willkommen sein werde, reiste ich nach eiliger Ordnung meiner Angelegenheiten in den Kanton Thurgau und von dort nach Liestal. Wie erstaunte ich aber, als ich in Liestal statt der erwarteten Aufenthaltsbewilligung die Ordre zur baldmöglichsten Weiterreise vorfand! Es war mir ein Zirkularschreiben der Züricher Regierung vorausgeeilt, worin meine trotz der freiwilligen Abreise verfügte Ausweisung gemeldet, ich als ein Prediger von „Aufruhr" und „Fürstenmord" bezeichnet und das Ansuchen gestellt wurde, mir in Baselland wie in der ganzen Schweiz den Aufenthalt zu versagen. Die Liestaler Regierung, welche sich nach diesem Schreiben übertriebene Vorstellungen von mir und der Furchtbarkeit des Auslandes gemacht haben mochte, hatte dem Ansuchen sofort durch einen Beschluß entsprochen und so mußte denn der basellandschaftliche Bürger in spe, der Fürstenmörder, nachdem ihm ein Tag freigegeben war, um sich zu besinnen, nach welcher Himmelsgegend er sich jetzt denn wenden

ſolle, und um ein Paar Briefe zu ſchreiben, ſich wieder auf den Poſtwagen ſetzen, welcher ihn über Solothurn nach Bern brachte, mit der Ausſicht, dort ebenfalls ſchon als kriegentzündender Fürſtenmörder angemeldet zu ſein. In Bern wurde ihm geſtattet, ſeine Familie zu erwarten und — weiter zu ziehen.

Dieß die kurze Geſchichte der Ausweiſung. Ich komme nun an die Veranlaſſung und an meine Schuld.

Die eidgenöſſiſchen Geſandten von Gonzenbach und Näff erſchienen in München, um die Aufhebung der Kornſperre nachzuſuchen, eine Sperre, welche Teutſchland vielleicht mehr benachtheiligt als die Schweiz und deren Aufhebung ohnehin nicht lang mehr anſtehen konnte. In der Audienz ſtellte ihnen der Jeſuitenminiſter Abel, welcher die Gelegenheit klug zu benutzen wußte, die Verbrechen entgegen, welche durch Benutzung der ſchweizeriſchen Freiheit gegen die teutſche reſp. bayeriſche Sklaverei verübt worden ſeien, und zeigte ihnen als corpus delicti namentlich einige meiner Schriften, vor allen aber den mir zugeſchriebenen „teutſchen Tribun" vor. Ich habe der Verhandlung nicht ſelbſt beigewohnt, denke mir aber, daß Herr Abel ſich etwa folgender Maßen expektorirt haben wird: „Das Wohl des teutſchen Volkes beruht auf Zenſur, Kabinetsjuſtiz, geheimem Verfahren, Kaſematten, Majeſtätsverbrechen, Gewaltthat, Wortbruch, Anbetung von Despotengötzen, Verdummung der Köpfe, barmherzigen Schweſtern, der Partizipialkonſtruktion, der Schreibart Bayern mit einem y, Jeſuiten, Abbitte vor dem Bildniß Sr. Majeſtät Ludwig von Bayerland, Verſchwendung der Staatsgelder oder „Erübrigungen" an Walhallagenoſſen und Paläſte für geheime Königsvergnügungen, Soldatenbarbarei u. ſ. w. u. ſ. w. Wer dieſe heiligen Stützen der Throne und der Volkswohlfahrt angreift, iſt ein todeswürdiger Verbrecher; wer ſolche Verbrecher duldet,

erhält — keinen Nachlaß am Getreidezoll. In der Schweiz gibt es einen Menschen, der in „wüthender“ und „blutgieriger“ Sprache, wie die „Neue Züricher-Zeitung“ sich später ausdrücken wird, alle jene Stützen umzustürzen sucht, der sogar den Frevel begangen hat, Se. Majestät, meinen allerhöchsten Herrn, originaliter einen Narren, und mich, den Minister Abel, euphemistisch den Minister Kain zu nennen, ja, der uns nicht undeutlich zu verstehen gegeben, wir könnten dereinst, statt in die Walhalla, an den „Laternenpfal“ kommen. Und diese Lehre vom Laternenpfal, meine Herren, ist eine schreckliche Lehre, obschon wir selbst die Lehrer sind, denn bei Ihnen, meine Herren, ertheilt man solchen Unterricht nicht. Wir haben, seitdem wir den „Tribun“ gelesen, jede Nacht vom Laternenpfal geträumt, und sehen mit der Zeit jedes Bild in der Walhalla und jede Säule an der Pinakothek für einen Laternenpfal an. Meine Herren, befreien Sie uns von diesen Träumen und wir werden Sie vom Ausgangszoll befreien.“

Auf diese ausgezeichnete Rede — denn Herr Abel hat eine seltene Suade — hätte Herr von Gonzenbach etwa also antworten können:

„Wer Zöllner genug hat, um den Ausgang von Roggenkörnern zu verhindern, der hat auch Zöllner genug, um den Eingang von Brochüren zu verhindern, und wären sie sogar in so kleinem Format gedruckt wie der „teutsche Tribun.“ Wollen Sie den Getreidezoll nicht aufheben, so werden wir noch weit weniger unsre Preßfreiheit aufheben. Wir sind sogar bereit, es darauf ankommen zu lassen, ob wir Sie eher mit Brochüren, oder Sie uns eher mit Ausgangszoll ermüden und zähmen. Haben Sie für Walhallagenossen, italienische Reisen und dergleichen zu viel verschwendet, so lassen Sie sich nicht einfallen, durch unsre Beutel das Defizit decken zu wollen.

Wir hätten es im Nothfall in der Macht, durch unsre Preßfreiheit in Ihrem Lande einen Zustand herbeizuführen, der das bayerische Volk mit einem Schlag von Ihren Verschwendungen und uns für immer von Ihren Zollplackereien befreite, denn Republikaner reichen sich die Hand und nur Fürstenpolitik trennt die Völker. Reizen Sie uns nicht zu lang, sonst werden wir Ihnen einen Löwen zeigen, der alle Ihre Hunde zerreißt, und dieser Löwe heißt der Republikanismus. Erwarten Sie nicht, daß wir die teutschen Demokraten aus unserm Lande jagen. Wir werden ihnen vielmehr die Hand reichen, um später mit ihnen vereint den Despotismus zu stürzen, der uns nicht weniger bedroht, als sie."

Ob Herr von Gonzenbach in dieser ächt diplomatischen Weise dem Jesuitenminister geantwortet, weiß ich nicht, ich habe aber Gründe, es zu bezweifeln, denn er hat davon dem Vorort nichts mitgetheilt, und der Vorort nichts der Züricher Regierung und die Züricher Regierung noch weniger mir.

Der erste offizielle Anstoß zu meiner Wegweisung kam also aus München. Ob noch weitere Anstöße und Motive gewirkt haben, kann ich nicht entscheiden, da ich es nicht weiß. Sollte die unterdessen in Aussicht gestellte Herabsetzung des Kornzolls mit dieser Wegweisung zusammenhangen, so ist zu erwarten, daß man dem „Tribun" eine Dankadresse votiren werde.

Ich komme nun an die Frage, wodurch ich die Ausweisung verdient, wodurch ich namentlich die beispiellose Erbitterung hervorgerufen, welche mich in einer Tour aus der ganzen Schweiz hinaustreiben wollte? Gesetzt, ich hätte mittelbar gegen den Kanton Zürich gefehlt, so hatte Zürich als besonderer Staat doch nur über sein Gebiet zu wachen. Wie kam aber die dortige Regierung dazu, auch die Polizei aller andern Kantone gegen mich

aufzurufen und in Bezug auf mich die Sorge für die ganze Schweiz zu übernehmen? Man hat bei andern Gelegenheiten ganze Schwärme von Fremden, die nach ſchweizeriſchen Begriffen das non plus ultra von „Abſcheu" darſtellten, aus dem einen Kanton verwieſen, aber nicht daran gedacht, ihnen auch die andern unzugänglich machen zu wollen. Wie kommt man denn dazu, mich, der ich doch gewiß ein „radikaler" Republikaner bin, gleich aus dem ganzen republikaniſchen Gebiet Europa's hinauszuhetzen zu wollen? Glaubte man etwa, ich einzelner Mann werde die ganze Eidgenoſſenſchaft in Krieg verwickeln? O republikaniſcher Heldenmuth! Es fehlte nur, daß die Züricher Regierung — ſie handelte nicht als Vorort — auch ein Requiſitionsſchreiben nach Paris, nach Brüſſel, nach London u. ſ. w. ergehen ließ, um mich vollſtändig zum ewigen Juden zu machen. Sind denn die Fürſten, die ich beleidigt habe, die Geſalbten, und iſt dieſe Beleidigung in den Augen von Republikanern ein ſo großes Verbrechen, daß man mich zur Strafe in einen Ahasverus verwandeln muß? Ich geſtehe, daß ich mir die Maßregel gegen mich nicht anders erklären kann, als durch Unterſtellung von Motiven, welche anzudeuten mir nicht wohl anſtehen würde.

Was habe ich gethan? Ich ſtelle dieſe Frage zunächſt vom juriſtiſchen Standpunkt aus. Ob ich den „Tribun" wirklich geſchrieben oder nicht, darauf kommt hier nichts an; es kommt darauf an, daß mir die Autorſchaft oder Herausgabe nicht bewieſen worden iſt. Kein Gericht hätte mich nach den bis jetzt vorliegenden Beweiſen verurtheilen können; warum konnte man mich denn wegweiſen? Es ſind Juriſten, die über mein Schickſal entſchieden haben. Warum haben ſie die juriſtiſche Auffaſſung von der Hand gewieſen und nach bloßen Indizien eine ſo harte Maßregel gegen mich beſchloſſen? Rechtloſigkeit, dein Name heißt teutſcher Flüchtling!

Gesetzt nun aber, es wäre mir die Autorschaft des „Tribuns" bewiesen, so kommen wir an die Frage, ob diese Schrift das wirklich enthalte, was man durchaus hineinlegen will. Daß die Nothwendigkeit einer teutschen Revolution darin behauptet wird, läßt sich nicht läugnen. Ist das aber ein Verbrechen? Die „N. Zürcher Zeitung" selbst hat sie in ihrer Polemik gegen mich zugegeben, und die „Eidgenössische," welche so erbittert gegen den „Revolutionär, Namens Heinzen" auftrat, hat ihr revolutionäres Glaubensbekenntniß ganz naiv in dem bekannten Brief ihres Redakteurs an einen baselandschaftlichen Arzt abgelegt. Wie, meine Herren, besitzen Sie denn ein revolutionäres Privilegium? Haben Sie doch die Gnade, auch einem Teutschen etwas von diesem Artikel zu überlassen, denn in meinem Vaterlande ist er wahrhaftig kein Luxusartikel!

Die zweite Sünde des „Tribuns" soll in der Aufforderung zum „Fürstenmord" bestehen. Ich erkläre das für eine Unwahrheit, a priori wie a posteriori. Ich kenne die Gesinnung des „Tribuns" genau und weiß, daß er die Abschaffung der Fürsten durch Mord für eine Dummheit hält. Ist ein Volk reif zur Abschüttelung der Fürsten, so entledigt es sich ihrer auch ohne Mord; ist es aber nicht reif dazu, so wird durch einen Fürstenmord der Reaktion nur in die Hände gearbeitet. Könnte man ein unreifes Volk durch Mord von Allem befreien, was es Fürstliches besitzt, so würde es sich neue Fürsten kreiren, wenn die Köpfe nicht republikanisirt wären. Wäre aber nicht vollends in Teutschland die Mordtheorie ein wahrer Wahnsinn? Dort gäbe es, wenn sie ausgeführt werden sollte, etwa tausend Personen zu morden. Man sieht, nicht bloß vom Erhabenen, sondern auch vom Gräßlichen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Und diese Lächerlichkeit will man mir durchaus aufbürden? Ich liebe es

nicht, mich im Namen der Freiheit lächerlich zu machen, denn sie ist eine gar zu ernste Sache. Nein, vom Morden ist der „Tribun" kein Freund. Man sei versichert, er würde, wenn er den Mord der Fürsten für nothwendig und gut hielte, offen heraus sagen: mordet sie! denn er hält mit keiner seiner Ueberzeugungen hinter dem Berge. Er ist ein Feind aller unnöthigen Inhumanität, und gäbe, wie das aus seinen meisten Schriften erhellt, Alles darum, wenn die Freiheit ohne Blutvergießen errungen werden könnte. Sieht er aber die Unvermeidlichkeit desselben ein, so hat er keine sentimentale Bedenken und entscheidet sich. Er ist der Meinung, daß die Freiheit um jeden Preis errungen werden müsse, und die Geschichte lehrt, daß sie unter dem Regiment von Fürsten nur um den höchsten zu haben ist. Dieser höchste Preis aber heißt nicht Mord, sondern Revolution. Alle die „blutgierigen" Stellen des „Tribuns," worin man Mordgelüste gewittert hat, beziehen sich nur auf die mit der Revolution unvermeidlich verbundene Volksjustiz, welche in Frankreich und England „Geschichtsunterricht mit der Gouillotine ertheilt" hat, und zeigen von der einen Seite den Wahnsinn, diese Justiz wieder zu provoziren, wie sie von der andern ermuthigen, sie im Nothfall nicht zu scheuen. Dieß und dieß allein ist der Sinn der „blutgierigen Sprache" des „Tribuns," als dessen alleinigen Verfasser sich hiermit zu bekennen für Schuldigkeit hält — K. Heinzen.

Die „N. Züricher Zeitung" hat begreiflicher Weise ein großes Interesse dabei, meine Tendenzen als recht schaudererregend darzustellen. Ich hätte ihr so viel theatralischen Tic nicht zugetraut. Sie greift alle Stellen des „Tribuns," welche sie für den Effekt gebrauchen zu können glaubt, aus dem Zusammenhang, der ihnen erst ihre wahre Folie gibt, perfider Weise heraus, gibt jeder ora-

torischen Hyperbel eine konkrete Deutung, legt allen hypothetisch gehaltenen Worten eine direkte Absicht unter, und erklärt dann noch nach Art der „Eidgenössischen Zeitung," das Allerschlimmste lasse sich gar nicht mittheilen. Sonderbar! Sie will das Allerschlimmste vorführen, das ist ihre Aufgabe, ihr Amt, und doch läßt sie das Allerschlimmste weg! Ich fordere sie auf, es nachzuholen. Es wird sich zeigen, daß sie nichts mehr mitzutheilen hat. Ist das nicht Perfidie? Wie dünn übrigens das Allerschlimmste gesäet sein muß, geht daraus hervor, daß sie sogar Stellen, wie folgende exzerpirt: „Nieder mit Allem, was Teutschland drückt; in die Höhe mit Allem, was Teutschland bedarf!" Zarte Jungfrau, es würde dem Ausland nicht schlecht gefallen, wenn die Schweizer so schwache Nerven hätten, daß sie sich sogar scheuten, mit auszurufen: „Nieder mit dem Despotismus; es lebe die Republik."

So wie meine Tendenz, so ist auch meine Art, die Preßfreiheit zu benutzen, der „N. Züricher Zeitung" ein Greuel *). Wäre die „N. Züricher Zeitung" einige Jahre in preußischer Zucht gewesen, sie würde, trotz ihrer diplomatischen Anlage, meine Sprache sehr erklärlich finden. Sie würde sie aber auch erklärlich finden, wenn sie meine „Kritik" der teutschen Zustände, die sie wohlweislich „übergehen" will, einer nähern Würdigung unterwürfe. Zeigt sie sich fähig, mich zu belehren, daß ich zu viel gesagt, so nehme ich bereitwillig Alles zurück. Wäre sie übrigens ehrlich gewesen, so hätte sie aus dem

*) Sogar das „Einschmuggeln" der Brochüren macht die N. Z. Z. zu einem Verbrechen. Ich erinnere sie daran, daß sogar die unter ihren Augen erschienene „Chemie" von Löwig und die „Schifffahrtskunde" von Bobrik geschmuggelt werden müssen. Klägliche Taktik eines republikanischen Blattes!

„Tribun“ auch die Stellen mitgetheilt, welche das Bewußtsein des Verfassers über seine starke Sprache und die Berechtigung dazu ausdrücken, z. B. folgende: „Wir haben in Teutschland keine normalen Zustände; dort gibt es auch keine Norm für die freie Sprache. Der Willkür der reaktionären Revolution setzen wir die ungebundene Sprache der progressistischen Revolution entgegen.“ Die „N. Z. Z.“ sei versichert, daß ich, hätte ich in schweizerischen Dingen, die Preßfreiheit zu benutzen, mich sehr gut würde zu mäßigen wissen, wenn ich die Mäßigung auch nicht finden würde in der diplomatischen Halbheit und feigen Doppelzüngigkeit einer „N. Z. Z.“

Die ersten Angriffe der Züricher Blätter gaben den Anstoß, mich in einer Menge anderer an den Pranger zu stellen. Nähere Prüfung meiner Sache war dabei nicht nöthig, ich war von vorn herein preisgegeben, ich war rechtlos, ich war kein Mensch, ich war ja — ein Fremder! *) Es ist eine bedauerliche Sache um den blinden Fremdenhaß so vieler Schweizer. Wie würde euch

*) Ich habe in der That bedauert, daß die Züricher Regierung sogar durch das Lob der Luzerner „Staatszeitung“ beschimpft werden mußte. Die „Staatszeitung“ sagt in ihrer zarten Weise, man müsse der Züricher Regierung dankbar dafür sein, daß sie den Muth (!) gehabt habe, einen jener teutschen Lausbuben aus dem Lande zu weisen ꝛc. Man muß gestehen, mein Landsmann Siegwart-Müller, der Protektor der „Staatszeitung,“ ist nicht von Nationalvorurtheilen eingenommen. Ein St. Galler Blatt suchte mir in seiner Weise die mir aufgebürdete Schuld freundschaftlich zu erleichtern, indem es einen agent provocateur in mir erblickte. Ich lasse mir den Titel gefallen, wenn ich das wirklich provozire, was ich beabsichtige. Ich erwähne diese Kuriosität nur, um zu zeigen, in welcher kolossalen Unkenntniß manche Schweizer über die teutschen Zustände leben, welche sie doch so nah angehen. Derselbe Abt von St. Gallen erblickt später in mir einen von jenen burschenschaftlichen „Fürstenfressern,“

zu Muth sein, wenn meine Landsleute die zahlreichen Schweizer, welche in allen möglichen Stellungen jenseit der Grenzen sich aufhalten, mit dem Maßstab bornirten Fremdenhasses messen wollten? Sagt an, ist es denn ein Verbrechen, nicht in der Schweiz geboren zu sein? Wenn ein Fremder euch nichts thut, wenn er wohl gar auf euerer Seite steht, euere Prinzipien theilt, keine Exzesse sich zu Schulden kommen läßt, die Rücksichten auf seine Stellung als Gast nicht vergißt, keine Anmaßung begeht, sich nicht in eure inneren Angelegenheiten drängt, ist er dann in euern Augen dennoch verdammenswerth, dennoch rechtlos, weil seine Mutter ihn zufällig nicht auf schweizerischem Boden ans Licht gesetzt hat? Muß man solche Ansichten nicht mit dem gelindesten Ausdruck eine Rohheit nennen? Es ist über dieses Thema noch Vieles zu sagen, wozu es indessen hier an Raum fehlt. Ich möchte die Schweizer nur noch auf einen Punkt aufmerksam machen. Wohl habt ihr große Ursache zum Fremdenhaß; aber denkt daran, ihm die rechte Richtung zu geben. Haßt jene fremden Despoten, die nur auf den Augenblick lauern, euch so gut in das Joch zu schmieden, wie uns; haßt jene fremden Agenten, welche in der Schweiz umherschleichen, um euere Freiheit zu vergiften; haßt

---

welche nach der Mahlzeit bei den „verspiesenen“ Fürsten allerunterthänigst um einen Orden oder eine Polizeistelle anhalten. Wenn ich diesem Vertrauen wider Erwarten nicht entsprechen sollte, so geschieht es bloß dem Abt von St. Gallen (dem „Erzähler“) zum Trotz.

(Unter den Poliziſten der teutschen Journaliſtik war es namentlich der in Berliner Fulter ſtehende Rheiniſche Sergeant, genannt „Beobachter“, und der an Metternich u. ſ. w. verkaufte Schuft G. Kolb, verantwortlicher Redaktor der „Augsburger Allgemeinen Zeitung,“ welche die Gelegenheit benutzten, um für frühere Züchtigungen eine wohlfeile Rache an mir zu nehmen.)

jene fremden Verräther, die sich mit den eurigen vereinigen, um euch an das Ausland zu verkaufen. Diese Fremden haßt, haßt sie wie die Pest und verfolgt sie wie das Ungeziefer. Daran werdet ihr wohlthun. Aber haßt nicht die fremden Demokraten, die mit euch das gleiche Streben, das gleiche Interesse haben; haßt nicht die fremden Freiheitsfreunde, welche auch für eure Freiheit eine Stütze schaffen, denn die Freiheit ist das Band der Völker, während der Despotismus sie zerreißt und im Zwiespalt zerfleischt.

Es ist mir wohl bekannt, daß manche meiner Landsleute das Vertrauen und die Gastfreundschaft der Schweizer gemißbraucht haben, um sich ihnen, was man so nennt, auf die Nase zu setzen und ihnen ihre Anmaßung aufzudrängen. Wer eure Selbstständigkeit nicht achtet, und euch als Mittel egoistischer Zwecke benutzen zu können glaubt, den zurückzustoßen habt ihr ein Recht, und in solchem Fall wird kein vernünftiger Teutscher euch zu tadeln sich einfallen lassen. Er wird euch vielmehr völlig beistimmen und schon im allgemeinen Interesse seiner Landsleute und des beiderseitigen Strebensverhältnisses gegen die Unwürdigen Partei ergreifen*). Aber um so

---

*) Es liegt mir eben noch in diesem Augenblick eine Probe der Jungenhaftigkeit eines meiner Landsleute in einem Buche vor, dessen Verfasser sich durch einen Schreibfehler Marr statt Narr genannt hat. Daß man diesen eitlen jungen Mann ausgewiesen, billige ich, nach den oben aufgestellten Grundsätzen, unter keinen Umständen, aber daß er sich wie der Nationalschulmeister der Schweiz geberdet, und, nachdem man seine kleine Person entfernt hat, jetzt dieser eitlen Person zu lieb charakterlos Alles kompromittirt, das verdient in der Schweiz wie in Teutschland die Ruthe. Er hat die Teutschen noch mehr beleidigt, als die Schweizer, indem er mit einer Indiskretion ohne gleiche für seine Eitelkeit das

weniger ist ein Grund vorhanden, den Eindruck einiger ungünstigen Erfahrungen auf die ganze Zukunft und auf alle Fälle zu übertragen. Kein selbstständiger Mensch läßt sich prädestiniren, in allen Menschen Spitzbuben zu erblicken, weil ihm einmal die Uhr aus der Tasche gestohlen worden; er macht vielmehr sein Urtheil von der jedesmaligen Beobachtung und Erfahrung abhängig. Und ich sollte denken, es gebe noch würdige Repräsentanten meiner Landsleute genug in der Schweiz, um zu verhüten, daß ein allgemeines Vorurtheil gegen sie Berechtigung erlange.

Um nun auf mich zurückzukommen, so scheint es mir am Ort zu sein, daß ich noch über meine Gesinnungen gegen die Schweiz mich erkläre. Sie ist natürlich in ihrem gegenwärtigen Zustand mein Ideal nicht, aber sie steht mir unter allen Staaten Europa's am höchsten, denn sie ist eine Republik. Die Schweizer haben keine politische Götterlehre über sich, welche sie herabwürdigt zum Eigenthum nichtswürdiger Götzen; die Schweizer sind frei von der entwürdigenden Schwäche, die Befriedigung des freien Rechtsgefühls durch die Befriedigung eines Bedürfnisses kindischer Fiktionen zu ersetzen; die Schweizer beten keine Popanze an, welche die Anbetung mit Fußtritten erwidern; die Schweizer sind ihre eignen Herren und legen ihr Schicksal nicht in die Hand lächerlicher Wesen, welche ihre Weihe dadurch erlangen, daß man ihnen eine Mütze von Metall, Krone genannt, auf die Midasohren drückt. Diese Herabwürdigung — und sie ist die größte, die es für den Menschen gibt — lassen sich die Schweizer nicht zu Schulden kommen, und dieß ist der Haupt- und Anfangspunkt, welcher mein Urtheil über ein zivilisirtes Volk

---

gelegentliche Renkontre mit den achtenswerthesten Personen ausbeutet, die gutmüthig genug waren, ihm Audienz zu geben, statt ihm die Thüre zu weisen.

entscheidet. Was der Mensch aus sich macht, ist eine Hauptfrage; ihr voran geht aber die, ob er selbst es sei, der etwas aus sich macht, oder ob er die Puppe eines Andern sei. Und die Schweizer sind es allein in Europa, welche diese Frage ohne Erröthen beantworten können. Wenn also auch die Schweizer noch so viele Fehler entwickeln, so kann das doch auf die Beurtheilung ihres politischen Standpunktes, ihres Staatsprinzips keinen Einfluß üben, und wer einmal Republikaner ist, der kann sich nach meinem Geschmack — trotz der „N. Zürcher-Zeitung" u. s. w. — in Europa nirgendwo politisch wohler fühlen, als in der Schweiz. Dieß Gefühl, diese Sympathie für den Republikanismus, dieß Verwiesensein in eine Sphäre, welche allein mir die Möglichkeit einer nicht entwürdigten Menschenexistenz darzubieten scheint, hat mir schon im Beginn meines Aufenthalts in der Schweiz die Worte eingegeben (s. „die Opposition"): „Indem ich es (der schweizerischen Eifersucht wegen) von der Hand weise, den Schweizern (in ihren innern Angelegenheiten) zu dienen, gebe ich es nicht auf, in der Schweiz der demokratischen Freiheit zu dienen. Sie ist mein Bekenntniß und dem werde ich dienen, wo ich kann, mag ich in der Schweiz oder in Kamtschatka wohnen. In diesem Sinne ist es also aufzunehmen, wenn ich mich mit der Schweiz beschäftige, und zugleich ist es im Sinne der Gerechtigkeit, wenn ich dieß Land dem Auslande und besonders meinen Landsleuten gegenüber in Schutz nehme. Das Ausland thut der Schweiz Unrecht, schreiendes Unrecht *), und diesem Unrecht entgegenzutreten, fühle

*) Worin dieß Unrecht besteht, wird u. A. in folgenden Bemerkungen erklärt:

„Man sagt, an der Bundesverfassung der Schweiz dürfe nichts geändert werden, weil das Ausland sie garantirt habe. Welche

ich mich um so mehr gedrungen, da es der Republik angethan wird. Würde diese Republik angegriffen und meine Landsleute gäben sich zu Henkern ihrer Freiheit her, ich würde es mir zur Ehre anrechnen, die Waffen gegen meine eignen Landsleute tragen zu dürfen."

Mag nun den Schweizern etwas daran liegen, daß sie einen Waffenträger mehr auf ihrer Seite haben, oder

---

Gewissenhaftigkeit! Der teutsche Bund hatte die hannöversche Verfassung garantirt. Da kommt eine „hohe" Hand und stößt sie um. Die Garantie war zu Ende. Oesterreich und Preußen haben den Völkern Preßfreiheit und Volksvertretung garantirt. Die Völker warten schon seit dreißig Jahren und klopfen beständig an, aber die Garantie meldet sich noch immer unpäßlich. So steht es mit den Garantieen für die Freiheit. Wo man aber eine Garantie für das Gegentheil vorkehren kann, da ist man sofort ungerufen bei der Hand. Es liegt ein empörender Hohn in dieser Garantie der schweizerischen Verfassung. Es ist, als wolle man einem Kranken die Fortdauer seiner Krankheit garantiren. Hier tritt aber noch die Steigerung hinzu, daß man zugleich dem Kranken Vorwürfe und Drohungen wegen der Krankheit macht, deren Fortdauer man ihm garantirt. Die Streitigkeiten in der Schweiz entspringen allein aus der Kantonalzerstückelung und den durch dieselbe sich einnistenden Sonderinteressen. Dieß weiß man. Sobald sie sich aber regt, fällt man über sie her und bedroht sie mit Intervention. Sagen dann die Schweizer, sie wollten die Ursachen der Streitigkeiten wegräumen, so erwiedert man, die Ursachen habe man garantirt, und droht noch ernstlicher mit Intervention. Ist das nicht das empörendste Spiel der Gewalt mit dem Recht, das man sich denken kann? Und dieß Spiel, ihr teutschen „Liberalen", habt ihr so lange Zeit unterstützt und zur Fortsetzung dieses Spiels durfte man mit euren Fäusten drohen! Ich würde euch zurufen: schämt euch!, wenn ihr euch nicht wegen eurer innern Sünden schon so viel zu schämen hättet, daß die auswärtigen noch gar nicht an die Reihe kommen können."

In Bezug auf andre Bemerkungen s. „Fahrten und Abenteuer" und eine andre kürzlich erschienene Schrift.

nicht, genug, die so eben ausgesprochene Gesinnung hege ich jetzt so gut wie früher, trotz der Züricher Sprödigkeit, welche meine politische Zärtlichkeit so grausam abgewiesen hat. Ich denke nicht daran, mich den Schweizern gefällig machen zu wollen; aber gefällig oder ungefällig werde ich mit der Feder wie mit dem Säbel stets auf ihrer Seite stehen, wo es auf den Kampf gegen den Despotismus ankommt, mögen sie mich ausweisen so oft sie wollen! Ihre Sache ist nun einmal meine Sache, wenn auch meine Sache nicht die ihrige ist. Sie haben nun einmal die hoffentlich unheilbare Eigenschaft, mein nach der Versicherung der „Neuen Züricher Zeitung" so verbrecherisches Prinzip, wenn auch mitunter unvollkommen genug, zu repräsentiren, und meinem Prinzip zu lieb kann ich Feindschaften vergessen wie Freundschaften opfern. Wie keine Seite des Royalismus mich für ihn gewinnen, so kann keine Seite des Republikanismus mich gegen ihn einnehmen. Das ist nun einmal nicht anders, und sollte es sogar in Zürich Aergerniß absetzen, daß ein ehemaliger königlicher Unterthan ein besserer Republikaner sein kann, als mancher geborne Schweizer, so ficht mich auch das nicht an und ich gehe drum doch nicht nach München, um vor der gemalten Fratze eines despotischen Narren, der sich des Getreidezolls und der „Erübrigungen" befleißigt, Abbitte zu thun.

Trotz meiner republikanischen Unheilbarkeit nun fühle ich mich dennoch, wie schon bemerkt, weder versucht, noch berufen, mich in die innern Angelegenheiten der Schweiz zu mischen. Es ist nun einmal hier kein Boden für unser Einen, drum halte er sich bescheiden zurück. Wohl aber ist ein Boden hier, die auswärtigen Verhältnisse der einzigen Republik Europa's in's Auge zu fassen und durch Vermittelung zwischen ihr und den auswärtigen Demokraten beiden Theilen wichtige Dienste zu leisten.

Und dieß eben ist ein Beruf, den kein Schweizer, den nur ein Teutscher erfüllen kann, welcher den Despotismus an der Quelle studirt hat, ein Beruf zugleich, bei dessen Erfüllung die Schweiz ein noch größeres Interesse hat, als das Ausland, sollte auch die weise „N. Z. Zeitung" in dieser Behauptung eine bloße „Phantasie" erblicken.

Wer den ganzen Stand der europäischen Entwickelung, wer den Gang der Kabinetspolitik, die bisher das Schicksal des Kontinents entschieden, wer den Zusammenhang des reaktionären Systems, das immer deutlicher seine Plane enthüllt, in's Auge faßt, wer die stets enger sich zusammenziehenden Ringe beobachtet, mit welchen die Riesenschlange des Despotismus die Freiheit einschnürt, der kann nicht mehr zweifelhaft darüber sein, daß der Untergang der Schweiz beschlossen ist. Was jetzt von Außen her die Schweiz in Bewegung setzt und zerrüttet, ist nichts als die Vorarbeit zur Ausführung jenes Beschlusses. Man sucht die Republik zuerst in sich zu zersetzen, zu paralysiren, zu korrumpiren, zu spalten, um sie für den Tag der Despotenernte zu zeitigen und dann ihr das Schicksal Krakau's zu bereiten *). Der Sonderbund ist der große Keil, den namentlich Metternich in die Mitte der Schweiz hineinzutreiben sucht, und Siegwart-Müller und die Jesuiten sind nur Werkzeuge der Metternich'schen Politik. Daß die Schweizer dieß nicht allgemein erkennen und die „Partei des Auslands" nicht geradezu der Volksrache als Vaterlandsmörder denunziren, die dem Volk das Messer des Despotismus an die Kehle setzen helfen — dieß ist mir reinweg unbegreiflich. Wer über die Absichten des Auslands im Klaren

*) Vergl. die Flugschrift „Krakau. Den Schweizern gewidmet von einem Teutschen."

ist, wer sich nicht mehr durch schwächliche Zweifel oder dunkle Vertröstungen hinhält, der denkt an die Mittel der Gegenwehr, der entwirft als Politiker seinen Plan und entscheidet sich. Wehe dem, der sich dafür entscheidet, den anrückenden Feind durch ermuthigende Konzessionen oder preisgebende Versöhnungsversuche beschwören zu wollen. Wer einen Mord beschlossen hat, der wird nicht dadurch zurückgehalten, daß sein Opfer in beschwichtigungssüchtiger Energielosigkeit unterläßt, Waffen gegen ihn zur Hand zu nehmen. Die Schweiz kann ihre Feinde nur auf ihre Kosten zu versöhnen suchen, denn der Preis der Versöhnung ist stets ihre Freiheit und Selbstständigkeit. Sehr wahr und richtig sagt der „Seeländer Anzeiger" *): „Schweizer, wo sind die Garantieen eurer Unabhängigkeit? Der Eid der Fürsten? Blickt auf Krakau! Der Fall Krakau's ist das Vorspiel eines schweizerischen Drama's. Und daß dieß Drama nicht tragisch ende — wo sind eure Garantieen? Ihr seht's, ihr dürft sie nicht außer euch suchen, nicht in eurer Neutralität, nicht darin, daß ihr keinen der Herrscher beleidigt. Ihr beleidigt sie fort und fort, ihr beleidigt sie bis aufs Blut — eure Freiheit, eure Demokratie ist's, die sie beleidigt." Wohlan, wer diese, gewiß richtigen Ansichten hegt, der muß sich auch zu ihren Konsequenzen bekennen. Und worin bestehen diese? Ich möchte sie unter Anderm darin sehen, daß die Schweiz mit ihrer Freiheit dem Ausland demokratische Diversionen mache, wie das Ausland fort

*) Ich freue mich, diese in der Schweiz so selten auftauchenden Ansichten über das Verhältniß zum Ausland hervorheben zu können, obschon der „Seeländer Anzeiger" ebenfalls nicht unterlassen konnte, über mich herzufallen, weil — ich seine Ansichten theile.

und fort der Schweiz reaktionäre Diversionen macht. Mit zwei Worten sei es gesagt: greift die Demokratie im Ausland um sich — und sie kann es nur mit Hülfe der freien Länder — so ist die Schweiz gerettet; bleibt das Ausland demokratisch todt, so ist die Schweiz verloren, denn nicht Demokraten, wohl aber Sklaven dienen als Henker gegen Demokraten. Dem Kampf, welcher der Schweiz bevorsteht, weicht sie nicht mehr aus. Es kommt also von vorn herein darauf an, ihm männlich, wenn auch nicht leichtfertig herausfordernd, entgegenzutreten. Die Furcht aber ist die schlimmste Feindin der Schweizer!

Ich habe das Projekt angeregt, im Fall einer bewaffneten Intervention revolutionäre Freischaaren, namentlich aus Teutschland, auf schweizerischen Boden zu ziehen und durch sie, während die Schweizer das Gros der feindlichen Truppen beschäftigen, die Fahne der Republik in das Ausland tragen und im Rücken des Feindes den Brand der Revolution entzünden zu lassen. Ich sehe nicht ein, was unter einiger Maßen günstigen Umständen vom militärischen wie vom politischen Standpunkt aus gegen jenes Projekt einzuwenden wäre. Unausführbar aber ist es jeden Falls, wenn die Bevölkerung des Auslands nicht durch demokratische Ideen vorbereitet ist und durch Sympathieen für die Schweiz angezogen wird. Ob Beides durch Abschließung der schweizerischen Freiheit gegen das Ausland hin und durch Anfeindung der auswärtigen Bestrebungen für die Demokratie zu erreichen ist, das wird nicht schwer zu beurtheilen sein. Soll ich mich kurz und offen aussprechen über das Schimpfen der Schweizer-Presse gegen „auswärtige Demagogen" u. s. w., d. h. gegen die eigenen Prinzipien der Schweiz, so muß ich es zum Mindesten inkonsequent und kurzsichtig nennen und möchte in den Ruf einstimmen:

„vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Ich sage euch, es können Zeiten kommen, wo ihr wünschen werdet, „fremde Demagogen“ in euerm Lande zu haben!

Doch ich habe genug gesagt. Man kennt jetzt meine Stellung, meine Bestrebungen, meine Gesinnungen. Ich überlasse jetzt das Urtheil über meine Angelegenheit dem Publikum; mir selbst wäre es höchst widerwärtig, nur noch ein Wort weiter sagen zu müssen. Auch werde ich vielleicht binnen Kurzem den Wunsch der Züricher Regierung erfüllen und zur Befriedigung der bayerischen und anderer Majestäten die Schweiz gänzlich verlassen müssen. Ich verzweifle aber in solchem Fall nicht daran, dieses Land, welches ich trotz dem Kulturmangel, trotz den Rohheiten, trotz der prinziplosen Anfeindung so mancher seiner Bewohner wie ein zweites Vaterland lieben gelernt habe, in einer bessern Zeit wiederzusehen, in einer Zeit, wo entweder die Republik stark und aufgeklärt genug ist, um sich nicht mehr vor Republikanern zu fürchten, oder der Despotismus zu ohnmächtig und verachtet, um noch Freiheitsfreunde zu Flüchtlingen machen zu können. Sollte übrigens den Schweizern das harte Loos vorbehalten sein, mit den „fremden Demagogen,“ vor welchen die meisten ihrer Journale einen so wunderbaren Abscheu an den Tag legen, durch die fremden Despoten einst als „Unterthanen“ gleichgestellt und mit den geistigen oder revolutionären Elementen namentlich meines Vaterlands erst durch Verschmelzung in dem Tigel einer gemeinschaftlichen Knechtschaft befreundet zu werden, so wird aus dieser Schule hoffentlich ein um so besseres und um so folgenreicheres Einverständniß hervorgehen, denn Schulfreundschaften sind bekanntlich die innigsten und dauerhaftesten. Ich gönne den Schweizern diese Schule nicht, hätten sie sie aber durchgemacht, sie würden nicht mehr daran denken, eines majestätischen

Mißbehagens oder einer Zollermäßigung wegen rechtliche Leute aus dem Lande zu jagen, deren Verbrechen in dem Unglück besteht, mehr despotischen Schulunterricht genossen zu haben, als geborene Republikaner.

Bern, Anfangs Januar 1847.

Das Patent.*)

Man wird es uns auch ohne besondere Versicherung glauben, daß uns auf unserm Standpunkt, dem demokratisch-republikanischen, die Frage nach einer preußischen „Konstitution" an sich eben so gleichgültig geworden ist, wie die Frage nach einem preußischen „Patent." Aber die relative Wichtigkeit dieser Frage gestattet uns dessenungeachtet nicht, sie zu ignoriren. Wir widmen dem König von Berlin, trotz seiner persönlichen Unbedeutendheit, unsere volle Aufmerksamkeit, weil er noch die Macht besitzt, „Kabinetsordres" zu erlassen und „Feuer!" zu kommandiren gegen die Intelligenz eines ganzen Volks: eben so lassen wir sein „Patent," trotz dessen Lächerlichkeit nicht unbesprochen, weil es noch zwangsweise die Beachtung und Abhängigkeit von Millionen Menschen in

*) Der Sammlung nachträglich beigefügt.

Der Verleger.

Anspruch nimmt. Ueberhaupt gehen wir nach wie vor von dem Grundsatz aus, daß jede Thatsache, jede Manifestation und jedes Dokument, wodurch die gewalthabenden Vertreter der alten Zeit ihre Gesinnung aussprechen und ihre Absichten ins Werk setzen, in flagranti gefaßt und vom Standpunkt der neuen Zeit aus beleuchtet werden muß, damit derjenige Theil des Volks, welcher durch Mangel an Einsicht oder durch Passivität unsern Feinden eine so mächtige Stütze ist, über deren Schlechtigkeit vollständig aufgeklärt und zur Herbeiführung einer bessern Zeit angeregt werde. Wir halten diesen Grundsatz fest, wie widerwärtig und, wir möchten sagen, beschämend es auch ist, vorgeschrittene Ansichten und Ansprüche immer wieder auf abgedroschene Miseren zurückzulenken und sich immer wieder in einem Kreise herumtummeln zu müssen, den nicht unsere freie Wahl, sondern die zähe Schlechtigkeit unserer Feinde uns fort und fort anweist. Man sieht, wir empfinden das Bedürfniß, uns zu entschuldigen, indem wir an die Besprechung eines Machwerks gehen, das man wunderbarer Weise hier und da mit lächerlichem Ernst betrachtet, während der einzige Ernst, womit es betrachtet werden kann, der Ernst der Entrüstung ist. Möge unserer Entschuldigung der Umstand zu Hülfe kommen, daß die teutsche Presse, die eben so wenig sprechen darf, als sie zu schweigen weiß, kein angemessenes Wort zur Brandmarkung einer Komödie haben kann, wodurch ein Despotismus, dessen Koketterie mit seiner Perfidie wetteifert, ein ganzes Volk, ja die ganze Welt berücken zu können vermeint. Er hat die Schamlosigkeit so weit getrieben, zur Aufführung dieser Komödie einen Tag zu wählen, welcher das preußische Volk an die „glorreichen" Tage erinnert, wo es seine Thorheit durch sein bestes Blut unsterblich machte. Möge ihm diese Erinnerung durch die Ironie des „Patents"

vom 3. Februar 1847 recht lebendig heraufbeschworen werden, damit es für immer die sklavische Nichtswürdigkeit verfluchen lerne, sich für wortbrüchige Heuchler zur Schlachtbank führen zu lassen. Möge es die höhnende Ironie recht bitter empfinden, die darin liegt, daß man es an das Jahr 1813 durch ein Manifest erinnert, worin ihm die freie Disposition der Despoten über sein Vermögen für den Fall eines neuen Kriegs, eines neuen Jahres 13, mit ächt königlicher Frechheit „verfassungsmäßig" angekündigt wird.

Welch ein Jammer ist es doch um ein Volk, welches nicht zum Bewußtsein seines Rechts und zur Anwendung seiner Kraft gelangen kann oder gelangen will! Da sitzt das preußische Volk jetzt schon mehr als dreißig Jahre mit gaffender Pietät vor dem Vorhang, hinter welchem seine Herrgötter das Drama seines Schicksals vorbereiten. Nicht eigner Wille, nicht eigne Einsicht, nicht eigne Kraft ist es, wodurch seine Zukunft bestimmt werden soll; nur die gute Laune, die Einfälle, die Gnade seiner Besitzer sind es, worauf seine Geduld so lang gewartet, seine Hoffnung sich so lang vertröstet hat. Wie es auf Regen oder Sonnenschein wartet, den es nicht selbst hervorrufen kann, den ihm nur der Zufall oder die ungebundenen Elemente bringen, so gibt es sich hin mit allen seinen Wünschen, all' seinem Willen und all' seiner Kraft an eine ungebundene Gewalt, die ihm die „Entwickelung" diktirt wie die Entwickelung wehrt, und dreht sich Jahrzehnte lang in tausend „gesetzlichen" Krümmungen und loyalen Windungen um die Buchstaben lügenhafter Diktate herum, die es in einem Nu sammt denen, welche sie geschrieben, mit dem Fuß zertreten könnte, um sich für immer Freiheit und Glück und Ehre und Menschenwürde zu retten. Nachdem es nun mehr als dreißig Jahre lang vor dem Vorhang gesessen und die ankündi-

gende Klingel ſchon ſo oft gelogen, hat es endlich leiſe zu ſcharren ſich erkühnt und man begann wirklich zu glauben, daß es mit der Zeit ungeduldig werden könne. Zu dieſem „geſetzlichen" Scharren kam aber der ungeſetzliche Ruf nach Revolution und Laternenpfahl hinzu, und die Komödianten da drinnen hielten es endlich für nöthig, zu irgend einer Aufführung zu ſchreiten. Die Klingel ertönt von Neuem, der Vorhang geht wirklich in die Höhe und — ſtatt des erwarteten Marquis Poſa tritt ein Jeſuit hervor! Am 11. April, an dem Sonntag, wo, dem Kalender zufolge, „Jeſus den Jüngern erſcheint," wird in Berlin den „ſtändiſchen" Jüngern der Meſſias erſcheinen, der ſie, nachdem er ſie ſo oft in den Provinzen in den April geſchickt, nun zur Abwechſelung auch in der Reſidenz in den April ſchicken wird. Er wird wieder in „höchſteigener Perſon" auf die Bühne treten, der Prolog iſt ſchon einſtudirt und die büreaukratiſchen und adligen Klaqueurs ſind ſchon beſtellt. Das Stück wird viel Geld koſten, denn bei der „Inſzeneſetzung" wird in Berlin nichts geſpart; die goldgeſtickten Uniformen und die diplomatiſchen Mienen der hohen Mitſpieler werden den Zuſchauern oder Statiſten, worunter wir die Abgeordneten der untern „Stände" verſtehen, nicht wenig imponiren, kurz der ſzeniſche Effekt iſt geſichert, und wir würden uns ſogar nicht wundern, wenn das Stück unter Muſikbegleitung — die Kirchenmuſik bleibt jeden Falls nicht aus — aufgeführt und zu einer komiſchen Oper gemacht würde. Wahrſcheinlich ſind ſchon einige dutzend Rezenſentenfedern geſchnitten, um die Aufführung in den Himmel zu erheben. Wir für unſre Perſon pfeifen ſchon im Voraus Stück und Spieler aus und werfen namentlich dem Hauptſpieler mit demokratiſcher Unanſtändigkeit den faulen Apfel der Verachtung an den Kopf.

Die „Preußiſche Allgemeine Zeitung" hat uns, was

wir auch ohnehin schon wußten, in einem kommentirenden Artikel verrathen, daß die neue königliche Bescheerung den Bestrebungen der Revolutionäre, der Gottlosen u. s. w. entgegenwirken und das gute Volk für die „ständische Entwickelung" gewinnnen soll, die ihm bisher schon so viel Ehre und Glück gebracht hat. Es ist nun zwar nicht eben schmeichelhaft für die Revolutionäre, wenn man ihre Wirksamkeit so gering anschlägt, daß man sie durch ein solches „Patent" paralysiren zu können vermeint; aber sie werden sich dadurch hoffentlich nicht zu der gar zu bescheidenen Meinung verleiten lassen, daß sie gar nichts ausgerichtet. Sie können sich vielmehr versichert halten, daß durch das Berliner Patent ein nicht unwichtiger Schritt auf ihrer Bahn geschehen ist. Die Erlassung des „Patents" nämlich ist ein abgenöthigter Akt. Darin besteht seine Haupt-Wichtigkeit. Wie nichtsbedeutend es auch für die Volksrechte ist, wie hoch es sich auch in den Wolken des Absolutismus über dem Unterthanenthum zu halten sucht, wir erklären dennoch dieses oktroyirte „Patent" für abgenöthigt, für erzwungen. Der Absolutismus hatte Furcht bekommen und er glaubte etwas thun zu müssen. So weit war er allerdings nicht in der Volksachtung fortgeschritten, daß er dem Volk wirkliche Rechte eingeräumt hätte; auch hatte er seine Plane nicht so weit vergessen, daß er sich hätte entschließen können, ein einziges seiner Mittel aufzugeben; aber er hat doch sprechen, einen Schritt zur Versöhnung thun zu müssen geglaubt, und daran mag das Volk erkennen, daß der Absolutismus kein gehörnter Siegfried ist und daß er durch festeres Auftreten sehr bald aus allen seinen Positionen hinauszudrängen wäre. Das „Patent" gerade jetzt zu erlassen, war keine in der Staatsentwickelung liegende Veranlassung vorhanden, zumal da es an dieser Entwickelung nicht ein Härchen ändert; es hätte eben so

gut nicht erscheinen oder schon vor sieben Jahren erlassen werden können, denn es paßte vor sieben Jahren eben so gut und so schlecht auf die preußischen Zustände wie jetzt. Aber man erkannte, daß zwischen den Absolutismus und das Volk ein Puffer eingeschoben werden müsse, um ein Anprallen zu verhindern. Um sich dabei kein Ansehn der Schwäche zu geben, wählte man den Zeitpunkt, wo man die Gefängnisse voll politischer Gefangenen hatte, und ließ zum Ueberfluß noch einige Handwerker und Literaten einsperren, damit man vollständig „Herr seiner Stellung" zu sein scheine. So ließ man denn mit anscheinend freier Gnade aus dem Olymp des Absolutismus ein Patent herab, das nebenbei, auf die Beschränktheit oder Loyalität der „Stände" rechnend, den Zweck hat, dem Absolutismus aus dem Säckel des Volks „verfassungsmäßig" die Mittel zu ersetzen, die er aus dem Säckel des Volks mit empörendem Betrug durch die „völlig geordnete Finanzverwaltung" verschleudert hat.

Hätte der Berliner Absolutismus sich nicht durch die Furcht vor revolutionären Regungen und durch Finanzbedürfnisse gedrängt gesehen, selbst das nichtssagende Patent wäre noch nicht erschienen. Selbst dieser falsche Wechsel wäre noch nicht ausgestellt worden, wenn man nicht einer zu dringenden Mahnung des Gläubigers zuvorkommen zu müssen geglaubt und nicht das Bedürfniß gefühlt hätte, sich durch eine Scheinzahlung wo möglich Zeit und Kredit für neue Schulden zu verschaffen. Denn das ist eine alte Erfahrung, namentlich in Preußen, daß die Gewalt mit ihren sogenannten Gewährungen so lang wie immer möglich zurückhält und selbst mit Konzessionen nur Galgenfristen zu erlangen strebt, um dann wieder aus der Klemme zu entwischen und das alte Delinquentenhandwerk von Neuem zu beginnen. Das Volk wie ein wildes Thier behandelnd, wirft sie ihm ihre Kleider

oder eine Puppe aus dem Schlitten, damit es darüber herfalle und sie Zeit habe, einen neuen Vorsprung zu gewinnen. Sie bekämpft das Volk, wo sie es nicht durch Waffen niederschlagen kann, mit Wallfischtonnen. Sie glaubt, die politische Entwickelung des Volks lasse sich aufhalten, indem sie es nöthige, sich mit den Einrichtungen, Schöpfungen und Einfällen seiner Feinde zu beschäftigen. Möge sie das Spiel nur fortspielen, ihre Karten gehen einmal zu Ende. Es ist gut und es ist nöthig, daß das Volk Zeuge ist, wie der Absolutismus alle seine Mittel bis auf das vorletzte, nämlich seine eigene „gesetzliche" Organisirung, die mit der verzweifelten „gesetzlichen" Organisirung der Zensur auf einer Linie steht, verbraucht hat. Nach diesem Mittel kommt, den Muth vorausgesetzt, das letzte, nämlich Pulver und Blei, und mit diesem Mittel wird hoffentlich das Volk ebenfalls umzugehen wissen.

Das „Patent" ist natürlich durchgesehen und approbirt von Metternich und Nikolaus, denn so viel Unabhängigkeit besitzt die Berliner Majestät nicht, daß sie auch nur einen solchen Schritt ohne Zustimmung ihrer Gehülfen wagen könnte. Jene Approbation mag ein neues Zeugniß für die Absichten sein, die man mit dem „vereinigten Landtage" zu erreichen sucht. Daß aber die Approbation, sogar die Verständigung über das Datum der Publikation, erfolgt ist, geht schon aus den Truppenzusammenziehungen in Polen hervor, die keinen andern Zweck haben können, als den, die etwaigen Folgen der Aufregung, welche das Gerücht von einer Berliner „Verfassungsverleihung" in Polen hervorrufen muß, niederzuhalten. Ist erst der April verstrichen und zwar etwa bezeichnet durch einen Volksverrath des „vereinigten Landtags," so werden sich die russischen Truppen wieder zurückziehen, in der Ueberzeugung, daß die Illusion auch für die Polen alsdann vollständig vorüber ist.—

Doch betrachten wir die Berliner Dokumente vom 3. Februar in ihren Einzelnheiten. Wir werden uns dabei so viel wie möglich auf den objektiven Boden derselben stellen, um auch auf diesen Boden unsere Waffen zu tragen. Zugleich werden wir es nicht verschmähen, sogar auf den Styl einzugehen, da der König von Berlin bekanntlich ein berechnender Stylkünstler ist, der seine Absichten als verdeckte Posten dergestalt hinter täuschende Redensarten stellt, daß er, wenn sie erst später erkannt werden, die Schuld auf die Blindheit der „Unterthanen" schieben und seine „Ehrlichkeit" ungefangen aus der Affaire herausführen kann. Es ist wenigstens ein Fortschritt, daß das Königthum sogar mit dem Styl operiren muß, und wenn wir im vorliegenden Fall das Büffon'sche Wort anwenden, daß der Styl der Mensch sei, so hat sich der König von Berlin mit dem seinigen ein trauriges Zeugniß ausgestellt.

Die Aktenstücke beginnen mit einem „Patent, die ständischen Einrichtungen betreffend." Die servilen Blätter haben diese Bezeichnung, und zwar ohne Ironie, eine „bescheidene" genannt. Wir nennen sie eine belehrende. Sie belehrt auf's Neue darüber, daß die Berliner Majestät nicht im Sinn hat, irgend etwas einzuführen, was nach Verfassung schmeckt. Sie betrachtet diese Fragen als bloße Verwaltungsfragen, die durch eine bloße Kabinetsordre geregelt und natürlich auch wieder anders gestellt werden können. Man ertheilt ein Patent über die „ständischen Einrichtungen," wie man ein Offizierspatent ertheilt, und hebt es nach Gutdünken wieder auf, wie man einen Offizier entläßt, wenn er mißliebig wird. Es wird nun zwar kein Mensch etwas dawider haben, wenn die „ständischen Einrichtungen," d. h. Einrichtungen, welche die fünfzehn Millionen Preußen einstweilen in fünferlei Geschöpfe eintheilen, damit sie sich feudalistisch abstufen und in ihrer

Trennung beſſer beherrſchen laſſen, wenn, ſagen wir, dieſe unſinnigen und empörenden „Einrichtungen“ wieder über den Haufen geworfen werden; aber es treibt Einem die Galle in das Blut, zu ſehen, wie ein Menſch in ſeinem Dünkel ſolche Fragen, die in das innerſte Rechtsgefühl des Menſchen einſchneiden, als Reglementsfragen traktirt, Millionen wie Dominoſteine durcheinanderwürfelt, ſie beliebig heute auf das Brett pflanzt und morgen in die Schublade zurückwirft, kurz wie er das, was die ganze Welt als eine Rechts- und Verfaſſungsangelegenheit betrachtet wiſſen wollte, wie durch ein Exerzierreglement abfertigt, um die „ſtändiſchen“ Puppen nach ſeinem Gutdünken tanzen zu laſſen, wie er die militäriſchen tanzen läßt. Kein Menſch aus dem Volk iſt gefragt worden, ob man die und die Einrichtungen ſchaffen, ob man dieß annehmen und das nicht annehmen wolle, ob man ſich zu dieſen Grundſätzen bekenne oder zu jenen, — nein, plötzlich, wie es Einem einfällt, eine Pfeife anzuzünden oder eine Promenade zu machen, erläßt der Herr in Berlin für beliebige Zeit ein „Patent“ über die „ſtändiſchen Einrichtungen“ und nolens volens muß der „vereinigte Landtag“ nach Berlin kommen, um zu hören, zu was für einer Patentarbeit man ihn weiter zu gebrauchen gedenke. Wir für unſern Theil maßen uns an, das „Patent“ für null und nichtig zu erklären wie Alles, was von einem andern Willen ausgeht, als dem freien Geſammtwillen des Volks.

Das Patent beginnt mit der üblichen Redensart: „Wir“ u. ſ. w. Dieſes „Wir“ iſt Styl der Kritik, deßhalb gebrauchen wir es ebenfalls. Warum aber die Könige, dieſe Feinde der Kritik, es gebrauchen, iſt uns nicht erklärlich. Das Wörtchen „Ich“ iſt weit beſtimmter, abſolutiſtiſcher; das Wörtchen „Wir“ iſt eine Umhüllung des ſchroffen „Ich“ und eine königliche Inkonſequenz. Es iſt

aber zugleich eine Versündigung. Wenn „Gott“ einmal eine Kabinetsordre oder ein „Patent“ über die telluriſchen „Einrichtungen“ erläßt, ſo wird er ſicher per Ich ſprechen; das „Wir“ würde auf eine antimonarchiſche Geſellſchaft „Gottes“ hindeuten, und doch gibt es bekanntlich nach Mahomet und dem König von Berlin nur einen einzigen. Wenn aber „Gott“ per Ich redet, weil es nur einen einzigen, einen allmächtigen gibt, ſo iſt es eine Verſündigung gegen die Idee deſſelben, daß die Leute „von Gottes Gnaden,“ die politiſchen Stellvertreter „Gottes“ und ſeiner iſolirten Allmacht, in dem „von Gott ihnen verliehenen königl. Beruf“ eine Vervielfältigung einführen. In dem uns vom Geiſt der Freiheit verliehenen demokratiſchen Beruf halten wir es nicht für zu ſpitzfindig, dieſe Frage zur Erörterung zu bringen, und ſollten wir durch unſere Anregung religiöſer Bedenken zur Reinigung des theologiſch-diplomatiſchen Styls beitragen, ſo werden wir in dieſer Wirkung mit Vergnügen die Anerkennung erblicken, daß — ein einzelner Menſch ein einzelner Menſch iſt, wie fünfzehn Millionen fünfzehn Millionen ſind.

„Seit dem Antritt Unſerer Regierung haben Wir der Entwickelung der ſtändiſchen Verhältniſſe Unſeres Landes ſtets Unſre beſondere Sorgfalt zugewendet.“ Gegen die Wahrheit dieſer Behauptung wird Niemand etwas einzuwenden haben. Se. Majeſtät hat ihr Beſtes gethan, und zwar ſchon vor dem „Antritt ihrer Regierung,“ um die preußiſchen Menſchen wie verſchiedene Thierarten in der Staats-Menagerie „ſtändiſch“ von einander abzuſperren; ſie hat namentlich die „ſtändiſchen Verhältniſſe“ des Adels in's Auge gefaßt, hat neue Ritter und Grafen gemacht, hat angeordnet, daß Adlige, die ſich ehrlos betragen, oder Verbrechen begehen, zu Bürgerlichen degradirt werden ſollen, hat jetzt in den feudaliſtiſchen Thronſchweif, der ſich als Stütze der „Krone“ durch das Land

hinabgliedert, als oberste Wirbelknochen sogar die „Prinzen Unseres Hauses" eingefügt, kurz die „Sorgfalt" für das „ständische" Mittelalter ist so empörend deutlich hervorgetreten, daß Se. Majestät sich ihrer nicht noch besonders zu rühmen brauchte, um Glauben dafür zu finden. Beständen in Preußen Sklaverei und Sklavenmärkte, die Berliner Majestät wäre naiv genug, sich zu rühmen, daß sie der „Entwickelung" der sklavischen „Verhältnisse stets ihre besondere Sorgfalt zugewendet" habe. Wir aber, mein Herr, wollen eben keine ständischen Verhältnisse, so wenig als wir Sklaverei wollen; wir wollen Menschen sein, freie, gleichgestellte Menschen, und wenn Sie uns auch mit zwanzig verschiedenen Farben anstreichen, wir werden sie alle wieder abwaschen, abwaschen nöthigenfalls mit rothem Wasser, um die einzige Farbe zu behalten, womit wir auf die Welt gekommen sind, nämlich die menschliche.

„Unseres Landes." Wir heben auch diesen Ausdruck hervor. Wir sind schon so lang aus der polizeilichen Luft „unseres Landes" heraus, daß wir uns ganz entwöhnt haben, solche hochmüthige Eigenthumsbezeichnungen gleichgültig zu überhören. Das Land, worin das „Patent" vom 3. Februar erschienen ist, gehört fünfzehn Millionen Menschen, und ein Einziger nennt es sein. Wenn sich von diesen fünfzehn Millionen nur fünfzehn tausend wackere Männer mit Pulver und Blei zusammenfinden, so bürgen wir mit unserm Kopf dafür, daß jener Einzige in wenig Monaten eben so wenig mehr von seinem Lande reden als Patente fabriziren wird.

Die Majestät erklärt, daß ihr ein zweifaches Ziel „vorstecke", nämlich erstens:

„Die Rechte, die Würde und die Macht der ihr von ihren Vorfahren ruhmreichen Andenkens vererbten Krone unversehrt ihren Nachfolgern in der Regierung zu bewahren." —

Hier haben wir also staatsrechtliche Bekenntnisse vor uns, woraus hervorgeht, daß der Staat ausdrücklich aus zwei Theilen besteht, nämlich erstens und vor allem Andern aus dem Haupt, der „Krone," und dann aus dem, was gleichsam den Unterleib des Staats ausmacht, den „Ständen." Die „Krone," dieses Stück Metall auf einem Jesuitenschädel, hat „Rechte," hat „Würde," hat „Macht," die unversehrt bleiben müssen. Es hat „Kronen" gegeben, deren „Rechte" in der „Macht" bestanden, die „Unterthanen" beliebig schinden und aufhängen zu lassen, ja es gibt deren noch jetzt. Selbst unter den „ruhmreichen Vorfahren" unseres neuen Staatsrechtslehrers hat es ein Paar gegeben, welche beständig die Hand an ihrem Stock oder in der Tasche der Unterthanen hatten und beliebig prügelten und praßten. Alle diese „Rechte" sind „vererbt" worden, denn sobald das Erbe in unbeschränkter „Macht" besteht, darf der Gebrauch, der davon gemacht wird, kein Gegenstand der Nachfrage mehr sein. Und diese „Rechte," diese absolute Macht erklärt Friedrich Wilhelm der Vierte am 3. Februar 1847, seinen Nachfolgern unversehrt erhalten zu wollen. Wer zu lesen weiß, wird dies Bekenntniß wenigstens aufrichtig nennen; er wird zugleich die Gewißheit haben (wenn er sie noch immer nicht gehabt haben sollte), daß unter dem jetzigen Regiment, wie überhaupt nach den preußischen Herrschgrundsätzen, kein einziges Volksrecht Anerkennung finden soll, denn wer mit den „Rechten" der „ruhmreichen Vorfahren" in Preußen die Anerkennung irgend eines Volksrechts für vereinbar hält, der wird sich auch einbilden lassen, daß um Mitternacht die Sonne scheinen könne. Dennoch lies't man sogar in „liberalen" Zeitungen, z. B. in dem Organ der politischen alten Weiber, der stupiden „kölnischen Zeitung," ellenlange Hoffnungsartikel über die wunderbare „Entwickelung," welche der hohe Herr jetzt

dem preußischen Volk eröffnet habe. Man muß sich schütteln vor Ekel über dies unheilbare Geschlecht der kurirten Demagogen und hirnlosen Philister.

Das zweite „Ziel," welches der Majestät „versteckt," bezeichnet sie durch die Worte:

„Zugleich aber auch den getreuen Ständen Unserer Monarchie diejenige Wirksamkeit zu verleihen, welche im Einklang mit jenen Rechten (der „Krone") und den eigenthümlichen Verhältnissen Unserer Monarchie dem Vaterlande eine gedeihliche Zukunft zu sichern geeignet ist."

„Zugleich aber auch" — also gleichsam nebenbei werden die „getreuen Stände" gewürdigt, den „Rechten" der „Krone" mit Anleihen u. s. w. zu Hülfe kommen zu dürfen. Dem Unterleib mit seinen ständischen Extremitäten wird die ehrenvolle „Wirksamkeit" zu Theil, nicht bloß auf Befehl, sondern auch „verfassungsmäßig" herbeischaffen zu dürfen, was die „Krone" verschlingt und vergeudet. Worin soll die „gedeihliche Wirksamkeit" sonst bestehen? Das „Patent" bezeichnet sie ja im weitern Verlauf ausdrücklich. Solche empörende Komödien nennen die loyalen Preußen Entwickelung und Verfassung!

„Getreue Stände." Es ist sehr bezeichnend, daß das Königthum alles dasjenige sich durch stehende Redensarten zu sichern sucht, was ihm der gesunde Menschenverstand oder die Wirklichkeit bestreitet. Es kann nicht von sich sprechen, ohne „von Gottes Gnaden" zu sein, weil es weiß, daß Niemand solchen Unsinn annehmen wird, wenn er ihm nicht täglich hundert Mal von Regierungswegen als unverletzlich aufgezwungen wird; es kann die „Unterthanen" nicht anreden, ohne sie seines Vertrauens zu versichern, weil es weiß, daß Niemand an diese Lüge glaubt; es kann nicht von den Bürgern oder Korporationen des Staats sprechen, ohne sie „getreu" zu nennen, damit sie durch diese aufgenöthigte Voraussetzung

in der stets gefährdeten Gewohnheit des Treuseins erhalten werden. So spricht das Königthum überall sein böses Gewissen aus. Wenn ein Vater seine Kinder, oder ein Mann sein Weib anredet, so fällt ihm nicht ein, die Angeredeten als liebend zu bezeichnen, sondern nur als geliebt; es fällt ihm nicht ein, mit scheulosem Egoismus aus der Rolle der Angeredeten heraus zu sich selbst zu sprechen, denn er hat das Bedürfniß, die Versicherung seiner Liebe zu Weib und Kindern auszudrücken, nicht aber die Versicherung der fremden Liebe zu ihm als einen Pflichtzins einzukassiren. Er überläßt es Weib und Kindern, ihm zu sagen, daß sie ihn lieben, weil er dieser Liebe entweder gewiß ist, oder es verschmäht, sich selbst mit falschen Versicherungen zu belügen. Anders das Königthum. Durch und durch Lüge, füttert es sich auch mit Lügen, und damit es nicht verhungere, wenn die Küche der „Unterthanen" ihre Thätigkeit einstellt, verschmäht es nicht, sein eigener Lügenkoch zu sein. Armes Königthum!

„Eigenthümliche Verhältnisse unsrer Monarchie." Wir haben von diesen „eigenthümlichen Verhältnissen," welche in Preußen andere Geschichts- und Naturgesetze erheischen sollen, als anderwärts, schon sonst geredet. Wir wiederholen auch bei dieser Gelegenheit, daß die „eigenthümlichen Verhältnisse unsrer Monarchie", welche in Preußen keine Freiheit möglich machen, in nichts Anderm bestehen, als in dem eigenthümlichen, auf Absolutismus und Verschlingung Teutschlands gerichteten System der Berliner Dynastie, ein System, welches unter dem Lügenschein der Liberalität alle Kräfte des Staats beständig zur Verfügung der dynastischen Projekte stellt und durch sein kompliziertes, kunstreiches Getriebe allerdings so „eigenthümlich" ist, daß noch kein Machiavell ein ähnliches erfunden hat.

„Fortbauend auf den von Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät (welche Fastnachtsredensarten!)

gegebenen Gesetzen, namentlich auf der Verordnung über das Staatsschuldenwesen vom 17. Januar 1820 und auf dem Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Junius 1823, haben wir beschlossen, was folgt. Zu den nicht aufgehobenen „Gesetzen" und „Verordnungen" der im lieben Gott ruhenden Majestät gehört auch das „Edikt" vom 27. Oktober 1810, das „Edikt" vom 7. September 1811, die „Verordnung" vom 22. Mai 1815, die „Kabinetsordre" an den Staatsrath vom 30. März 1817. Alle diese nicht aufgehobenen „Edikte", „Verordnungen", „Kabinetsordres" und „Gesetze", welche von einer Repräsentation des Volks, nicht der Stände, und einer mit Zuziehung der Staatsbürger zu entwerfenden Verfassungsurkunde reden, hat die jetzige Majestät zum „Fortbau" nicht für geeignet befunden, sie hat sie für nicht bindend erklärt uns aus dem Verlauf der „ständischen Entwickelung" gestrichen. Das, von ihr selbst zur Zeit in die Welt beförderte „Gesetz" über die Provinzialstände jedoch, welches unter dem Schein einer „Repräsentation" die ohnmächtigen „Stände" zu Puppen der „Krone" macht, bildet den Grundstein für den ständischen Fortbau. Das fatale Gesetz über das Staatsschuldenwesen, welches fernere Staatsanleihen von der Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung" abhängig macht, wäre ebenfalls längst gestrichen oder für nicht bindend erklärt worden, wenn es nicht einen zu delikaten Punkt beträfe. Mit dem Geld und Kredit pflegt man bedenklicher zu verfahren als mit den „Rechten", denn Kreditlosigkeit eines Landes ist der Anfang zu seiner Revolution. Es wäre zu bedenklich gewesen, eine „Verordnung" abzuschaffen, welche eine Schuld von 180,091,720 Thalern betrifft, es wäre zu kühn gewesen, eine „Verordnung" zu vernichten, welche über diese Summe „unwiderrufliche" Festsetzungen enthält; es wäre zu gefährlich

gewesen, eine „Verordnung" über den Haufen zu werfen, welche „durch die Unterordnung dieser (Staatsschulden-) Angelegenheit unter die Reichsstände das Vertrauen zum Staat und zu seiner Verwaltung zu befestigen" ausdrücklich bestimmt und unumgänglich nöthig war. Man konnte also die fatale „Verordnung" vom 17. Januar 1820 über das fatale Staatsschuldenwesen nicht los werden; man konnte sie nicht ignoriren, wie diejenige vom 22. Mai 1815, welche kein Geld betraf und ein bloßes, lumpiges „königliches Wort" war. Was also anfangen? Der jetzige Kronenträger wußte Rath. Man mußte statt der Reichsstände", welche die Verordnung von 1820 im Auge hatte, als Surrogat irgend ein anderes Ding in's Leben rufen; man mußte riskiren, ob die Welt und die „Stände" dieses andre Ding als zur Garantie befähigte Reichsstände würden gelten lassen, oder nicht. Der Herr in Berlin hat es jetzt riskirt, er hat statt der „Reichsstände" unter allerlei beschwichtigenden und heuchlerischen Redensarten von „eigenthümlichen Verhältnissen," „gedeihlicher Zukunft" u. s. w. einen „vereinigten Landtag" durch ein „Patent" geschaffen, und erwartet „von der so oft erprobten Treue und Ehrenhaftigkeit" dieses Geschöpfs, daß es die nöthigen Dienste leisten werde. Wir für unsere Person erklären jeden „Landtagsabgeordneten", der auch nur einen Thaler Anleihen garantiren hilft, im Voraus für einen Feigling und Volksverräther. Soll, wie das in der Stellung eines Abgeordneten allerdings nicht zu umgehen ist, an die früheren „Gesetze" u. s. w. angeknüpft werden, so steht wenigstens unbestreitbar fest, daß kein Abgeordneter befugt sein und gezwungen werden kann, in einer andern Qualität Anleihen zu bewilligen, als in der Qualität eines solchen Abgeordneten, wie ihn das „Gesetz" von 1820 wirklich will. Also in der

Qualität eines Volksdeputirten, der nach einer, mit Zuziehung von Volksmännern festgesetzten „Verfassungsurkunde“ gewählt und gesandt ist. Konnte der Herr in Berlin die „Verordnung“ vom 22. Mai 1815 abschaffen, so konnte er wenigstens nicht deren ausdrücklich festgehaltenen Geist und Willen aus der unabschaffbaren „Verordnung“ vom 17. Januar 1820 hinaustreiben, und dieser Geist wird sich jetzt an die Seite jedes „Abgeordneten“ stellen und ihn fragen, ob er einer von denen sei, welche jener „Verordnung“ zufolge Staatsanleihen garantiren sollen und dürfen, oder nicht? Wer wagt diese Frage mit Ja zu beantworten? Wer wagt sie namentlich zu bejahen einer neuen „Verordnung“ gegenüber, welche (s. unten) revolutionärer Weise sogar jene Festsetzungen von 1820 theilweise in dem Augenblick umstößt, wo sie sich auf dieselben beruft, indem sie für Kriegsfälle, also für die wesentlichsten Fälle, die Mitgarantie des „Landtags“ beseitigt? Konnte der Heuchler in Berlin die Verordnung von 1820, auf deren Grund er die „ständische Mitwirkung“ in Anspruch nehmen zu wollen erklärt, in ihrem Hauptpunkt, nämlich in der klauselfreien Bestimmung, daß neue Anleihen von den Reichsständen bewilligt, also immer, im Krieg wie im Frieden, bewilligt werden müßten, eigenmächtig und revolutionärer Weise umwerfen, bevor er die Stände zum Bewilligen zuließ, so konnte er auch die ganze „Verordnung“ aufheben, so brauchte er überhaupt die Komödie der ständischen Mitwirkung nicht, und wir möchten es schon einen Verrath nennen, daß die Deputirten überhaupt nach Berlin gehen.

„Fortbauend“ also auf den angeführten „Gesetzen“ u. s. w. hat der König von Berlin „beschlossen, was folgt:“

1) Der „vereinigte Landtag“ hat die Bestimmung, in Folge solcher Verschwendungen für den Pomp und

Apparat des Königthums, wie sie namentlich seit sieben Jahren stattgefunden haben, für neue Anleihen Garantie zu bieten und zu etwaigen Steuervermehrungen unterthänigst Ja zu sagen, denn man will bloß sich „seiner Zustimmung versichern." Diese Zustimmung hat man zwar im Grunde nicht nöthig, da sie durch die „von den Vorfahren ruhmreichen Andenkens vererbten Rechte" offenbar ausgeschlossen ist, aber es ist doch unter den jetzigen Zeitumständen, wo das Geld so viel zu bedeuten hat, räthlich und tröstlich, dem Volk entgegenhalten zu können, daß seine sogenannten Vertreter die Steuervermehrung gebilligt haben. Uebrigens entsteht hier die Frage, welche praktische Bedeutung eine Befugniß habe, welcher vielleicht niemals Gelegenheit geboten wird, sie geltend zu machen? Man sehe sich die Verhältnisse an. Erstens gibt es für den Fall der Noth oder der Revolution in Berlin einen „Staatsschatz," den man wahrscheinlich aus den Ueberbleibseln der vielen Millionen gebildet hat, welche seit langen Jahren erwiesener aber nicht zugestandener Maßen über das Bedürfniß hinaus an Steuern erhoben worden sind und über deren Verbleib die Welt nichts erfährt; zweitens will man im Falle des „Bedürfnisses" Staatsanleihen machen, für deren Verzinsung auch ohne Steuererhöhungen gesorgt werden kann; drittens wird für diejenigen Zeiten, wo Steuervermehrungen am Ersten nöthig werden, dem Landtag das Zustimmungsrecht durch die folgende Verordnung wieder entzogen; viertens werden durch dieselbe Verordnung die Hauptsteuern dem Einfluß des Landtags entrückt; fünftens endlich fragen wir: wie ist in einem schon so schwer und so vielfach besteuerten Lande eine Steuervermehrung in gewöhnlichen Zeiten gedenkbar? Die möglicher Weise unter Zustimmung des Landtags zu erhöhenden Steuern wären: Klassensteuer, Grundsteuer, Gewerbsteuer, Branntweinsteuer, Biersteuer,

Weinsteuer, Tabaksteuer, Mahl- und Schlachtsteuer, Runkelrübenzuckersteuer u. s. w. Wer wird aber für diese so hoch als möglich hinaufgeschraubten Steuern, deren theilweise Abschaffung schon zur Sprache gekommen ist, in gewöhnlichen Zeiten eine Erhöhung als möglich annehmen? Und wer wird außer ihnen noch an neue denken können? Man sieht also, daß das Recht, zu Steuererhöhungen und Vermehrungen die Zustimmung zu versagen, in der Praxis rein illusorisch ist, daß es nichts als einen von jenen Berliner Jesuitenpfiffen darstellt, wodurch das preußische Volk sich schon so oft hat hinter das Licht führen lassen. Wir nennen diesen Pfiff eben so schamlos als perfid. Es gehört keine geringe Schamlosigkeit dazu, einem ohnehin ohnmächtigen Landtag wie zum Hohn dem Grundsatz nach ein Recht zuzusprechen und dann gleich hinterher alle die Ausnahmen festzusetzen, durch welche das Recht in der Praxis vollständig seine Bedeutung verliert. Der Mann in Berlin sagt: um euch einen Beweis meines „Vertrauens" zu geben und euch eine „gedeihliche Zukunft" zu sichern, werde ich ohne eure Garantie („Mitwirkung") keine Anleihen aufnehmen, ausgenommen in den Fällen, wo ich der Anleihen bedarf; auch werde ich ohne eure Zustimmung keine Steuern erhöhen und einführen — ausgenommen in den Fällen, wo ich eine Steuer brauche. Wenn noch irgendwo die Sprache die Bestimmung hat, Volksverhöhnungen zu züchtigen, so wird ihr hier wieder eine eklatante Gelegenheit zur Exekution geboten. Man hat ein sinnloses Geschrei über die radikalen Schriftsteller erhoben, weil sie das teutsche, namentlich das preußische Volk zur Rache aufgefordert haben für alle die Mißhandlungen und Nichtswürdigkeiten, womit man es überhäuft. Wir fragen jetzt im Hinblick auf die so eben beleuchteten Jesuitenkniffe und Schamlosigkeiten, ob jene Schriftsteller Gründe hatten, die Sprache von 1789 zu führen oder nicht?

„Den vereinigten ständischen Ausschuß werden wir fortan periodisch zusammenberufen.“ Glückliches Preußen, welches Land kann sich mit dir vergleichen an ständischem Reichthum? Zunächst wurdest du im Jahr 1823 unter dem Vorsitz und der Hauptmitwirkung der jetzigen Majestät, statt mit einer ungetheilten Vertretung aller Klassen der Staatsbürger, beglückt mit vier Ständen, den Fürsten, den Rittern, den Städtern, den Bauern, und diesen vier Ständen sind jetzt noch als ein fünfter die „Herren“ auf den Kopf gepflanzt worden; mit jenen Ständen erhieltest du zugleich ein „Allgemeines Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände in der preußischen Monarchie;“ ferner hast du 11 „Gesetze“ und „Kabinetsordres“ über die „Anordnung der Provinzialstände“ und die „ständische Einrichtung“ in den verschiedenen Landestheilen; außerdem hast du eine „Verordnung“ über „ständische Ausschüsse“ aus den Provinzialständen; sodann eine dito über den Ausschuß aus dem „vereinigten Landtag,“ und damit noch nicht zufrieden, hast du jetzt auch noch das „Patent“ über einen „vereinigten Landtag“ und endlich eine „Verordnung“ über eine „ständische Deputation“ für das Staatsschuldenwesen erhalten. Wer sich nicht wie ein Wurm in diese „ständischen“ Verschlingungen hineingefressen hat, der wird sich gar nicht in ihnen zurechtfinden. In ein solches Labyrinth, in ein so komplizirtes Getriebe von „Verordnungen“ und „Einrichtungen,“ von denen die eine stets wieder die andre hervorruft, hat sich der Despotismus verwickelt, um seine Verpflichtungen zu umgehen und den dadurch hervorgerufenen Verlegenheiten zu entkommen. Die Verfassung einer Republik ist auf einigen Seiten abzumachen, denn die Freiheit ist einfach in Worten wie im Begriff; die Verordnungen über die „Verfassung“ des Despotenstaats Preußen füllen einen ganzen Band! An Preußen kann man lernen, daß nicht bloß dicke

Gesetzbücher schlechte Gesetze, sondern daß auch dicke Verfassungsbücher schlechte Verfassungen bedeuten. Und dieses fortwährende Aufnähen des einen „gesetzlichen" Lappens auf den andern, welches die Anschaffung eines neuen Kleides verhüten soll, nennt man in Preußen „Entwickelung!" Man flickt an dieser „Entwickelung" hoffentlich so lang, bis das alte Kleid die aufgehäuften Lappen nicht mehr hält, bis die nackte Blöße an allen Enden hervorplatzt und — die Ohnehosen sich nach einem bessern Schneider umsehen.

Uebrigens ist die Bestimmung der „ständischen Ausschüsse" klar. Der „vereinigte Landtag," wenn auch noch so ohnmächtig, imponirt wenigstens durch die große Zahl seiner Mitglieder und unter diesen können sich leicht Einzelne finden, welche durch kühnes Auftreten Verlegenheiten bereiten. Indem man sich nun vorbehält, nach Gutdünken an seiner Stelle den „ständischen Ausschuß" zu berufen, der aus verhältnißmäßig wenig Mitgliedern besteht, und dessen Wahl man schon durch Nichtgenehmigung leichter dominiren kann, düpirt man diejenigen, welche sich von dem „vereinigten Landtag" etwas versprochen haben und sichert sich vor dessen „Gefahren." Man nimmt dabei an, daß der „ständische Ausschuß," der bei seinem ersten Auftreten von der öffentlichen Meinung so übel aufgenommen wurde, bessere Aufnahme finden werde, wenn er als Stellvertreter des allmächtigen „Vereinigten Landtags" nach Berlin reise. So schließt ein Pfiff sich an den andern an, und es ist in Preußen so weit gekommen, daß die Leute, wie jener Ritter vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, vor lauter Pfiffen fast den Betrug nicht mehr sehen.

Wir kommen zu einem neuen Pfiff. In dem Patent heißt es weiter: „Dem vereinigten Landtag und in dessen Vertretung dem vereinigten ständischen Ausschuß übertragen Wir:

a) in Beziehung auf den ständischen Beirath bei der Gesetzgebung diejenige Mitwirkung, welche den Provinzialständen durch das Gesetz vom 5. Junius 1823, §. III. Nro. 2, so lang keine allgemeine ständische Versammlungen stattfinden, beigelegt war." Dieses Gesetz von 1823 nun will, „so lang keine allgemeinen ständischen Versammlungen stattfinden, die Entwürfe solcher allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in den Personen- und in den Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstand haben, so weit sie die Provinz betreffen, den Provinzialständen zur Berathung vorlegen lassen." Zunächst ist zu bemerken, daß die „allgemeinen ständischen Versammlungen," welche das Gesetz von 1823 im Auge hatte, nach allen Antezedentien die auf Grund einer Verfassungsurkunde zu berufenden „Reichsstände" oder „Repräsentanten" des Volks sein sollten. Diese Repräsentanten nun (es versteht sich, daß wir uns nicht zu dem unwürdigen Prinzip der Repräsentation des einen mündigen Staatsbürgers durch einen andern bekennen) sind durch bekannte Wortbrüchigkeit beseitigt, und an ihre Stelle soll, wie wir gesehen haben, der „vereinigte Landtag" treten. Damit aber noch nicht zufrieden, überträgt man die Funktion dieses ohnmächtigen Landtags dem noch ohnmächtigern „Ausschuß" und konsequenter Weise auch die im §. III. Nro. 2 des Gesetzes vom 5. Junius 1823 den Provinziallandtagen zugeschriebenen und jetzt von diesen auf den „vereinigten Landtag" übergegangenen Befugnisse. Der Ausschuß also wird solchergestalt zur Hauptsache; für diesen am Leichtesten zu beherrschenden Ausschuß eskamotirt man dem „vereinigten Landtag" und den Provinzialständen zugleich das Einzige, was sie hatten. „Die Vorschrift im Art. III. Nro. 2 des Gesetzes von 1823 findet hiermit ihre Erledigung," heißt es weiter unten.

Die Provinzialstände sind also fortan das wirklich, was der Name besagt, ohne daß ihre geringe allgemeinere Bedeutung, die sie nun verloren haben, anderwärts eine bessere Gelegenheit zur Geltendmachung erhalten hätte. Der Ausschuß, der lächerliche Ausschuß, den die Majestät in einem ihrer Gemächer empfängt, — das ist jetzt die eigentliche „Landesvertretung" für die Provinzen wie für das Ganze. Man sieht, daß in jeder Beziehung — den moralischen Effekt des abgenöthigten Schrittes und die Massenvereinigung der Deputirten abgerechnet — durch die neuen Einrichtungen" mehr verloren als gewonnen worden ist. So erfüllt der Mann in Berlin „den von Gott ihm verliehenen königlichen Beruf!"

Diesem „vereinigten Landtag," resp. dem „vereinigten Ausschuß," überträgt die Majestät ferner die „Mitwirkung bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden" so wie „das Petitionsrecht über innere, nicht bloß provinzielle Angelegenheiten." Zunächst ein Paar Worte über das „Petitionsrecht" im Allgemeinen. Dasselbe findet sich sogar in Republiken, als Gewohnheitsüberbleibsel aus aristokratischen Zeiten. Wir erklären es für eine Unwürdigkeit, für eine Schande. Die Staatsbürger haben nicht zu bitten; sie haben erstens ihre Regierung d. h. ihre Geschäftsführer zu wählen, dann haben sie die Geschäftsführer mit der Handhabung der von ihnen gegebenen Gesetze zu beauftragen, und wünschen sie später Veränderungen, oder sonst irgend etwas, so haben sie diese Wünsche als Wünsche oder als Anträge auszusprechen. Wie sollten sie aber zu Bitten kommen? Bitten richtet man nur an einen Herrn; freie Bürger aber sind selbst die Herren. So stellt sich die Sache in einem freien, d. h. wirklichen Staat. In China; Rußland, Preußen u. s. w. ist das Bitten natürlich noch am

Platz. Aber selbst da ist es auch das Minimum. Was sollten die Leute noch thun, wenn sie sich nicht einmal bitten und dabei auf preußische Manier „ersterben" dürften? Soll man ihnen etwa statt des „Petitionsrechts" ein Flehensrecht, ein Kriechensrecht, ein Winselungsrecht, ein Schweifwedelungsrecht ertheilen? Nein, das Petitionsrecht ist schon so hündisch, daß sogar das preußische „Landrecht" es garantirt hat. Dennoch wird jetzt der „vereinigte Landtag," resp. Ausschuß, ausdrücklich damit beglückt. Aber selbst diese Großmuth schleppt einen jesuitischen Hacken hinter sich her. In der folgenden Verordnung heißt es nämlich, daß sogar „Bitten" und „Beschwerden" nur dann „zur Kenntniß" der Majestät gebracht werden dürfen, wenn sie sowohl in der abgesonderten Versammlung des „Herrenstandes", als in der Versammlung der übrigen „Stände" berathen sind und sich in jeder dieser Versammlungen mindestens zwei Drittheile der Stimmen dafür ausgesprochen haben. Zunächst ist es schon ein sehr günstiger Zufall, wenn in einer fast zur Hälfte aus „Rittern" zusammengesetzten Versammlung, in welcher durch Zusammenschmelzung der Abgeordneten der servilen Provinzen mit denen der liberaleren die letzteren das auf den Provinziallandtagen bestandene Uebergewicht leicht verlieren können, sich zwei Drittheile für eine einiger Maßen gewichtige „Bitte" oder „Beschwerde" entscheiden. Gesetzt aber auch, ein solcher Zufall tritt ein, so wird wenigstens kein vernünftiger Mensch annehmen, dieselbe Entscheidung werde auch in der einstweilen aus 80 Mitgliedern bestehenden Versammlung der „Prinzen," „Fürsten," „Grafen" und „Herren" erfolgen. Wer wird die Verrücktheit begehen, zu glauben, die Berliner Prinzen u. s. w. würden jemals z. B. eine Bitte um Preßfreiheit und Volksrepräsentation, oder eine Beschwerde über die Büreaukratie u. s. w. unterstützen?

Und thun sie es nicht, so wird die Majestät sich hinter den Vorwand verschanzen, die „gesetzlichen“ Vertreter oder „Organe“ des Landes haben keine „Bitten“ oder „Beschwerden“ zu ihrer Kenntniß gebracht — Bitten und Beschwerden, deren Beachtung natürlich auch im Fall solcher „Kenntniß“ das tel est notre plaisir nicht würden bestimmen können. Also selbst das „Petitionsrecht“ — die Provinzialstände haben in allgemeinen Angelegenheiten keines mehr — ist durch die neuen „ständischen Einrichtungen“ in allen Hauptsachen völlig illusorisch, zu einer infamen Lüge gemacht. So erfüllt der Mann in Berlin „den von Gott ihm verliehenen königlichen Beruf!“

Mit allen diesen Lügen und Jesuitereien rühmt sich der Mann am Schluß seines „Patents,“ „über die Zusagen seines höchstseeligen Herrn Vaters Majestät hinaus“ gegangen zu sein. Zusagen? Also ein „königliches Wort?“ Vortrefflich! In dem „Landtagsabschied für das Königreich Preußen“ vom 9. September 1840 erklärte der Mann, daß jene „Zusagen“ seines höchstseeligen Herrn Vaters Majestät „völlig unverbindlich für ihn seien, da schon seines in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät das Gesetz vom 5. Junius 1823 an deren Stelle habe treten lassen.“ Also die „Zusagen“ waren erstens durch den Höchstseeligen zurückgenommen, und zweitens waren sie für den höchstunseeligen Sohn nicht bindend; mit einem Wort, es existirte keine „Zusage“ mehr. Weßhalb ihrer denn jetzt noch und zwar in einem „Gesetz“ über die „ständischen Einrichtungen“ Erwähnung thun, sich darauf stützen, darauf „fortbauen?“ Da hat sich die Majestät auf eine bedauerliche Weise verrathen und gefangen. Sie hat verrathen, erstens, daß das Gespenst des „königlichen Worts“ sie umschwebte, als sie das jesuitische „Patent“ niederschrieb;

zweitens, daß nach ihrer Ueberzeugung das „königliche Wort" unerfüllt, mithin ihre Erklärung in dem erwähnten Landtagsabschied eine bewußte Lüge war; drittens, daß sie, da es jetzt eben so wenig erfüllt ist, das Bedürfniß fühlte, den moralischen Sinn des Volks über die Erfüllung zu beruhigen d. h. zu belügen. Denn daß das ganze „Patent" eine Lüge ist, haben wir gesehen. So erfüllt der Mann in Berlin „den von Gott ihm verliehenen königlichen Beruf!"

Durch die Lüge des „Patents" erklärt ferner der Mann in Berlin seinen „Unterthanen einen besondern Beweis seines Vertrauens gegeben" zu haben. Allerdings setzt es kein geringes „Vertrauen" auf die Beschränktheit und den Servilismus der Unterthanen voraus, wenn man sie durch solche „Verfassung" beglücken oder zufrieden stellen zu können vermeint. Ob das Vertrauen in diesem Sinn sich rechtfertigen werde, muß die Zukunft lehren; hat es aber einen andern Sinn, so protestiren wir schon jetzt dagegen, denn wir haben ebenfalls noch Ansprüche in Preußen geltend zu machen. Ein König, der dem Volk die freie Sprache wehrt und dabei von Vertrauen redet, der lügt; ein König, der das Volk, wo es mehr als einige Köpfe zusammensteckt, mit Bajonnetten auseinandertreiben läßt und dabei von Vertrauen redet, der lügt; ein König, der das Volk auf Schritt und Tritt belauren läßt und mit geheimer Justiz verfolgt und dabei von Vertrauen redet, der lügt; ein König, der dem Volk statt der versprochenen „Verfassung" ein jesuitisches Patent mit allen möglichen Klauseln gibt und dabei von Vertrauen redet, der lügt. Ein Despot ist überhaupt in unserer Zeit nur aufrichtig, wenn er die Polizei oder die Flinte reden läßt. Weg mit seinem Vertrauen! Es ist ja auch gar kein Gesichtspunkt, auf den im Auge vernünftiger Leute etwas ankommen kann, ob

ein König einem Volk so genanntes Vertrauen schenkt. Das Vertrauen eines Königs zu einem Volk ist in unserer Zeit und nach demokratischen Begriffen eine Beleidigung; es drückt weiter nichts aus, als daß er das Volk nach Einsicht und Gesinnung noch als reif für das Mittelalter ansieht. Wir Demokraten wollen kein Vertrauen von den Volksfeinden, so wenig als wir es ihnen schenken; wir betrachten und behandeln sie einfach als das, was sie sind, als unsre natürlichen und geschworenen Feinde. Mögen sie gegen uns das Gleiche thun, und sie thun es ja. Wir wollen uns einander bekämpfen und wo möglich vernichten, nicht einander vertrauen. Wer Sieger bleiben wird, das kann nicht zweifelhaft sein unter zwei Feinden, von denen der eine die Freiheitsbegeisterung, den Geist der Menschheit, der andre bloß die Schlechtigkeit und die brutale Gewalt zu Bundesgenossen hat.

Wir wären jetzt also mit dem „Patent" einstweilen fertig; überwinden wir uns nun auch noch zu einigen Bemerkungen über die angehängten „Verordnungen," aus denen wir bereits einige Punkte vorweggenommen haben. Die erste „Verordnung„ handelt von der Bildung des „vereinigten Landtags." Der §. 1 „thut uns zu wissen," daß der Landtag nur zusammentreten und auseinander gehen soll, wann, wo und wie es der Majestät einfällt. Es ist sehr liberal, die guten „Stände" nicht an bestimmte Zeiten zu binden, sondern sie bloß gelegentlich zusammenzurufen. so wie man Theevisiten auch nicht zu bestimmten Terminen gibt. Der Zweck dieser Liberalität ist sehr klar, zumal wenn man aus der folgenden „Verordnung" sieht, daß der „Ausschuß" längstens alle vier Jahre einberufen werden soll. Es macht keinen Eklat und bringt keine Bewegung hervor, einige Dutzend Ausschußmitglieder alle vier Jahre nach Berlin zum Thee zu „befehlen;" mit 6—700 „vereinigten" Landtagsmitgliedern würde es

anders sein. Die läßt man zu Hause, namentlich wenn sie sich einmal nicht so aufgeführt haben, wie man es wünschte. Auch die Bestimmung des „Ortes" behält sich die Majestät vor, wahrscheinlich um das „ständische" Hoftheater auch gelegentlich in den „Provinzen" debütiren zu lassen, oder um die „Stände" an einen abgelegenen Ort zu bescheiden, wo sie so recht im Stillen und Geheimen, völlig ungenirt durch das unruhige Publikum, und vor allen Anfechtungen der öffentlichen Meinung vielleicht durch Festungsmauern gesichert, ihre „Wirksamkeit" und „Mitwirkung" bei der Ausleerung des Volkssäckels bethätigen können. Wir würden uns gar nicht wundern, wenn der zweite Landtag nach etwa zehn Jahren — die erwünschte Ruhe und stetige Gesundheit bis dahin vorausgesetzt — in der Festung Spandau oder Graudenz zusammenträte.

Der §. 2 ist grausam. Er nöthigt die „Prinzen Unseres königlichen Hauses," die bisher schon mit so viel Geschäften „für des Vaterlandes Wohl" überbürdet waren, ihren „von Gott ihnen verliehenen Beruf" auch noch dadurch zu erschweren, daß sie „Sitz und Stimme im Stande der Fürsten, Grafen und Herren" übernehmen. Die armen Prinzen! Wie werden sie diese Prüfung überstehen? Hat man denn gar nicht bedacht, wie leicht sie durch diese schwierigen Funktionen des Sitzens und des Stimmens in die Nothwendigkeit gerathen können, ein geheimes Rendez-Vous, oder eine Reise nach Italien, oder einen Besuch bei dem geliebten Schwager und Onkel in Petersburg, oder eine Hetzjagd, oder ein Gelag, oder eine Parade zu versäumen und einem Theil der Millionen, welche sie als Lohn für ihre sauren Bemühungen beziehen, eine unnützere Bestimmung zu geben? Doch geschehen ist geschehen! Die Verordnung ist einmal erlassen, der §. 2 ist unerbittlich und die Prinzen werden sich herablassen müssen, mit ihren königlichen Sitz- und

Stimmorganen zwiſchen Fürſten, Grafen und Herren Platz zu nehmen, um — den neuen „Herrenſtand“ bilden zu helfen. Man beachte die ſtyliſtiſche Fineſſe, womit dieſer Herrenſtand eingeſchmuggelt wird. In den „Geſetzen“ über die Provinzialſtände einzelner Provinzen kommt zwar auch ein „Herrenſtand“ vor (z. B. der „Herrenſtand der Niederlauſitz“), aber nur als untergeordneter Theil des „erſten Standes“ welcher die Kollektivbezeichnung bildet. Da man nun die „Prinzen Unſeres königlichen Hauſes,“ wollte man ſie über den „erſten Stand“ placiren, als Nr. 0 hätte anbringen müſſen, ſo blieb nichts übrig, als ſie jenem Stande zuzugeſellen; da ſie aber als Mitglieder des „erſten Standes“ von ihrer königlichen Herrlichkeit Mehreres hätten einbüßen können, ſo mußte ihnen zu lieb ein neuer Stand kreirt werden. Wie ſollte man dieſes nennen? Es gab keine umfaſſendere und würdigere Benennung, als: Herrenſtand. Die andern ſind jetzt die Dienerſtände. Die ſtyliſtiſche Fineſſe aber, wovon wir ſprachen, beſteht darin, daß dieſer neue Herrenſtand nicht in einem Vorder- oder Hauptſatz als Neuigkeit friſch hingeſtellt iſt, ſondern, wie ſchon eingeführt und ſich von ſelbſt verſtehend, zur Vermeidung alles Aufſehens erſt in einem Nebenſatz zum Vorſchein kommt. Es heißt nämlich im erſten Satz: „Wir ertheilen den Prinzen u. ſ. w. Sitz und Stimme im Stande der Fürſten, Grafen und Herren auf dem Vereinigten Landtage.“ Dann heißt es weiter: „Außerdem bilden den Herrenſtand deſſelben“ die und die. So iſt alſo der Herrenſtand da, man weis nicht wie; genug, er iſt da und die publiziſtiſche und die unterthänliche Terminologie der Preußen iſt mit einem Schlage um ein neues Stück Mittelalter bereichert. Wir wiederholen es, vielleicht die einzige Wahrheit, welche das „Patent“ enthält, iſt die Verſicherung, daß ſeine Majeſtät

„der Entwickelung der ständischen Verhältnisse ihre besondere Sorgfalt zugewendet habe.“ Dieser Mann in Berlin ist im Stande, wenn es ihm einfällt, in fünf Minuten fünfzig „Stände“ zu „entwickeln.“ In einer Zeit, wo der erniedrigte Menschengeist sich überall erhebt und zum Bewußtsein seiner Würde zu gelangen anfängt, vermißt sich dieser Romantiker, dem Bau der Menschenerniedrigung durch einen einzigen Federstrich ein neues Stockwerk aufzupflanzen; in einer Zeit, wo das Bewußtsein des Menschenthums, der menschlichen Gleichheit und Gleichberechtigung, auch die Massen zu durchdringen beginnt, gibt dem Mann in Berlin sein „von Gott ihm verliehener königlicher Beruf“ die Phantasie ein, durch eine neue Unterscheidung das Reich der politischen Mythologie um ein ganzes Gebiet zu erweitern; in einer Zeit, wo die Hälfte der Menschheit nach Brod schreit, wo der Hungertod und die Verzweiflung Hand in Hand durch die Welt schreiten und mit prophezeiendem Blick den Unterschied der Stellungen und der Geldsäcke messen, weiß der „Herr“ in Berlin seinen „von Gott ihm verliehenen königlichen Beruf“ durch nichts Zeitgemäßeres zu erfüllen, als durch Konsolidirung eines drohnenhaften Herrenthums, dem zu lieb schon Tausende in Noth und Erniedrigung verelendet sind, eines Herrenthums, das die Faust der hungernden Blousenmänner recht bald zusammenreißen möge wie den Bau einer künstlichen Ruine, welche der benachbarten Bettlerhütte Licht und Sonne raubt! Nieder mit diesen Ständen! Nieder mit diesen Herren! Nieder mit diesen Herrenständen! Nieder mit allem Herrenthum der Welt!

Der „Herrenstand“ ist nicht ein bloßes Prunkstück des Königthums, er soll auch in der Wirklichkeit sich bethätigen. Er bildet zunächst, wie wir schon gesehen haben, als fürstliches Oberhaus ein Bollwerk gegen die „Bitten

und Beschwerden" der Dienerstände; er hat den Vorzug, sich durch Stellvertreter ersetzen lassen zu können, wahrscheinlich, damit seine Zahl immer voll ist; er hat seine abgesonderte Versammlung; er beschmutzt sich (§. 14.) nur dann durch Berührung mit den Dienerständen, wenn es Geldherbeischaffungen gilt, die er durch den Sukkurs seiner Stimmen sichern helfen soll. Reicht dieser Sukkurs nicht aus, so ist schon das Mittel vorgesehen, ihn ausreichend zu machen, denn „in Ansehung der Verstärkung des Herrenstandes behalten Wir Uns weitere Entschließung vor." Man wird es bald erleben, daß es „Herren" regnet aus dem Olymp des Berliner Absolutismus. Uebrigens sind wir überzeugt, daß der Jupiter dieses Olymps bei seinen geheimen Berechnungen der Zukunft in dem zu verstärkenden „Herrenstand" auch schon alle die kleinen Potentaten untergebracht hat, die er zu mediatisiren gedenkt, wenn das bekannte Projekt einer Verschlingung Teutschlands zur Bildung eines Berliner Kaiserreichs gelingen sollte.

Im §. 4 wird dem „vereinigten Landtag" die in dem Staatsschuldengesetz von 1820 „vorbehaltene ständische Mitwirkung bei Staatsanleihen," d. h., diesem Gesetz gemäß, bei allen neuen Staatsanleihen, zugetheilt, und es sollen solche Anleihen „forten nicht anders als mit Zuziehung und unter Mitgarantie des Vereinigten Landtags aufgenommen werden." Nun achte man auf die Berliner Art, „Gesetze" zu fabriziren. Nachdem nämlich im §. 4 die erwähnte „Gesetzes-Bestimmung" erlassen ist, sagt gleich der §. 5, daß der §. 4 trotz seinem „nicht anders" — nicht gilt und daß man ihn nur in Friedenszeiten beachten werde, worauf der §. 6 ferner zu wissen thut, daß „im Fall eines zu erwartenden oder bereits ausgebrochenen Kriegs" die Majestät auf eigene Faust (d. h. „unter Zuziehung der ständischen Depu-

tation") Anleihen aufnehmen werde. Man muß in der That annehmen, daß solche „Gesetze," trotz ihren jesuitischen Berechnungen, im Rausch gemacht werden. Doch das ist ihre heiterste Seite. Die ernste Seite aber bietet uns eine Willkür der revolutionären Reaktion dar, wie sie in dieser Form vielleicht noch nicht aufgetreten ist. Die Kunst, in einem und demselben Athem ein „Gesetz" anzuerkennen und aufzuheben, es zu erlassen und zurückzunehmen, ist wahrscheinlich erst von Friedrich Wilhelm IV. erfunden. Diese Kunst ist aber für unsre Sache von großem Werth. Sie ist vortrefflich geeignet, die „legalen" Preußen und die „Legalen" überhaupt darüber zu belehren, was außerhalb der Demokratie Gesetze sind. Nachdem die „Verordnung" vom 22. Mai 1815, obschon sie nicht aufgehoben ist und von oben herab ausdrücklich als „königliches Wort" bezeichnet war, durch den jetzigen „Gesetzgeber" in die Rumpelkammer geworfen worden, betrachteten die Preußen wenigstens das Staatsschuldengesetz von 1820 als einen Anker, an welchem sie das Raubschiff des Absolutismus gelegentlich zurückhalten könnten. Da tritt plötzlich der Kapitän auf das Verdeck, kappt frischweg, und zwar ganz nebenbei, mit dem Beil eines neuen „Gesetzes"-Paragraphen das Tau des von dem höchstseligen Vorgänger ausgeworfenen Ankers ab und geht sans façon, eine kleine Passagier-„Deputation" am Bord, unter Segel, um die Taschen des Volks zu plündern. Denn daß die „Garantie" des „vereinigten Landtags" nicht durch die bloße „Zuziehung der ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen" rechtlich ersetzt werden kann, ist eben so klar, als daß der „vereinigte Landtag" nicht die versprochene Repräsentation des Volkes bildet; und daß jene bloß aus acht Mitgliedern bestehende Deputation, die schon bei einer Anwesenheit von fünf Mitgliedern Beschlüsse fassen kann, sehr leicht

zum Jasagen zu bringen sein wird, ist eben so gewiß, als daß der revolutionäre Absolutismus, wenn sie dennoch Nein sagen sollte, sich nicht um ihr Veto kümmern wird, sobald er für seine Projekte Geld braucht. Dabei sind wir einstweilen noch treuherzig genug, ihr eine Vetoberechtigung beizulegen. Wir müßten aber die Berliner Jesuiten nicht kennen, wenn wir uns nicht überzeugt halten sollten, daß das Wort „Zuziehung" nicht umsonst gewählt, ja daß es bestimmt ist, dem Absolutismus im vorkommenden Fall eine Hinterthüre zu öffnen. Wäre dieß nicht, so hätte man sich anders ausdrücken, so hätte man nicht den in Bezug auf den „vereinigten Landtag" gebrauchten Zusatz „und unter Mitgarantie" weglassen und über die Art der „Zuziehung," welche, obschon die Deputation den ganzen „vereinigten Landtag" repräsentiren soll, blos „durch den Minister des Innern geschieht," so wie über die Art ihrer Abstimmung bestimmte Anordnungen geben müssen.

Doch genug über diesen Punkt. Er wird dem Volk durch ein schlagendes Beispiel die so einfache Wahrheit zum Bewußtsein bringen, daß „Gesetze," welche es sich nicht selbst gibt, keine Gesetze, sondern nur Handhaben der Gewalt und geschriebene Willkür sind. Der König von Berlin vergißt „Gesetze," die ihm unbequem sind; er beseitigt „Gesetze," die ihm mißfallen; er gibt „Gesetze," die ihm dienen. Er hebt durch ein „Gesetz" Garantieen auf, wie er sie durch ein „Gesetz" diktirt; er schafft durch ein „Gesetz" neue Stände *), wie er durch ein „Gesetz" Verfassungslügen

*) Es ist bekannt, daß auch die Provinzialstände, die „aus dem Wesen teutscher Verfassung" hervorgegangen sein sollen, nichts Anderes sind als ein vom Berliner Absolutismus improvisirtes, mit Gewalt auf die Geschichte gepfropftes Kunstreis.

proklamirt. Wie soll er sich denn anders aussprechen, als durch ein „Gesetz?“ Er würde sich die Mühe, „Gesetze“ zu verfertigen, gar nicht nehmen, wenn sich sein Wille, seine Willkür auf leichtere oder sicherere Weise geltend machen könnte. Wie ist es möglich, daß ein aufgeklärtes Volk von fünfzehn Millionen solche nakte Diktate der Gewalt, solche hingeschriebene Einfälle, solche notirte Gelegenheitslaunen, solche stylisirte Kniffe als seine Gesetze ansieht, sie als solche befolgt, sie als solche achtet, ja sie mit einer Art religiöser Scheu im Munde führt? Es gehört in der That ein abgehärteter Verstand dazu, um einen solchen Orientalismus noch zu begreifen oder nicht geradezu darüber verrückt zu werden.

Wir gestehen, den Ekel vor diesem Berliner politischen Dunstkreise nicht lang mehr überwinden zu können und eilen zum Schluß.

Der §. 6 sagt: „Wenn im Falle eines zu erwartenden Kriegs“ u. s. w. Wann ist ein Krieg zu erwarten und wann nicht? In Preußen ist er hoffentlich jeden Tag zu erwarten, namentlich ein Revolutionskrieg. Folglich ist die Majestät stets befugt, mit „Zuziehung“ der „Deputation“ beliebige Anleihen zu kontrahiren.

Der §. 6 spricht von „Unserm Staatsschatz und sonstigen Reservefonds.“ Dieser Staatsschatz, von dem bisher nicht offiziell gesprochen wurde, taucht plötzlich und beiläufig auf wie der „Herrenstand.“ Gehört der Staatsschatz „Uns,“ d. h. der Majestät? Wo kommt der Staatsschatz her? Aus wie viel Millionen besteht er? Wer führt Rechnung darüber? Warum wird er nicht aufgedeckt? Wer hindert im Fall einer Revolution die Majestät oder die Prinzen, oder die Minister, mit dem „Staatsschatz,“ diesem brachliegenden Blutgeld des Volks, nach Rußland zu fliehen? Worin bestehen endlich die „sonst vorhandenen Reservefonds?“ Man sieht, in den

Finanzen, wie in der Gesetzgebung dieselbe Willkür, dieselbe Geheimtreiberei, derselbe Betrug. Eure „Gesetze" sind Gewalt und eure Finanzen sind Raub, weiter nichts.

§. 8. Die zugestandene Kontrole über die schon bestehenden Staatsschulden ist, was das Recht betrifft, ein ganz untergeordneter Punkt. Die Summen wie die Art der Tilgung und Verzinsung sind durch das Gesetz von 1820 einmal bekannt und bestimmt, so daß die Kontrole darüber bloß eine mechanische Theilnahme ist.

§. 9 belehrt uns, daß die Zustimmung bei der Erhöhung oder Vermehrung der Steuern, wie oben schon erwähnt, eine Lüge ist.

§. 10 bekräftigt dieß recht königlich, indem die Majestät „sich vorbehält," im Fall eines Kriegs ganz auf eigne Faust den Säckel des Volks durch „außerordentliche Steuern" zu leeren.

§. 11 verkündigt in demselben Sinn, daß dem Landtag bei gewissen Gelegenheiten eine schematisirte Uebersicht des „Staatshaushalts," genannt Etat, „zur Information," also nicht einmal zur Prüfung vorgelegt werden, d. i. daß ihm nach büreaukratischen Tabellen auf die bisherige Art vorgelogen werden soll, es seien so und so viel Millionen Thaler und so viel Pfennige eingekommen und präzise eben so viel ausgegeben worden, — daß dagegen die Hauptsache, nämlich „die Feststellung des Etats" und die Disposition über die „Ueberschüsse" ein „ausschließendes Recht der Krone verbleibt." Man schmelze sie ein und kaufe Brod dafür!

§. 16. „Auch die Ansicht der Minorität soll zur Kenntniß" der „Krone" gebracht werden. Vielverheißende Liberalität! Unbegreifliches Wagniß!

§. 18. Der „Herrenstand" und die Dienerstände erhalten besondre „Marschälle." Treten sie aber alle zu Einer Versammlung zusammen, so gebührt der Vorsitz

über die 6—700 Mitglieder dem Marschal der 80 „Herren.“ Dasselbe würde der Fall sein, wenn der Diener 6—7000 wären, denn ein „Herr“ wiegt mehr, als 1000 Diener.

§. 19. Die Mitglieder des Landtags stehen mit ihren Kommittenten in „keinerlei Verbindung“ und dürfen von denselben „weder Instruktionen noch Aufträge“ erhalten. Sie sind Abgeordnete, aber — nicht abgeordnet; sie sind Vertreter, aber — sie vertreten nicht; sie kommen aus dem Volk, aber — sie sollen sich nicht um das Volk bekümmern. Kurz, sie sind nicht Diener des Volks, sondern — der „Krone.“ Man schmelze sie ein und kaufe Pulver dafür.

§. 20. Kein „Unterthan“ darf bei dem Landtag eine Bitte oder Beschwerde einreichen. Diese sprechende Bestimmung gehört zu den „besondern Beweisen Unseres königlichen Vertrauens“ und ist ein Kommentar zu der an die „Unterthanen“ gerichteten Aufforderung des „Patents,“ „Uns bei diesem wichtigen Schritte getreulich zur Seite zu stehen und Unsere — nur auf des Vaterlandes Wohl gerichteten — Bestrebungen nach Kräften zu unterstützen.“ Heuchler, herunter mit der Larve!

§. 21. Einmal abgewiesene Bitten und Beschwerden dürfen nur erneuert werden, „wenn dazu neue Gründe sich ergeben.“ Die Abweisung selbst ist der erste neue Grund, denn sie ist in Preußen das beste Kennzeichen, daß eine „Bitte oder Beschwerde“ gegründet ist.

§. 23. Der Geschäftsgang auf dem Landtag wird besonders geordnet werden. Dazu wird vor allen Dingen strenge Geheimhaltung (schon vorbereitet durch eine kürzlich erschienene besondere Kabinetsordre) und schulmässige Aufsicht über die Redner (wie bei der bekannten Versammlung der „Ausschüsse,“ *) gehören. Wir müssen abwarten, wie die Schüler sich aufführen werden.

*) Man denke z. B. an folgende Bestimmung: „Wer spricht, steht auf und setzt sich wieder, sobald er seinen Vortrag beendigt

Die „Verordnungen“ über den „vereinigten ständischen Ausschuß“ und die „ständische Deputation für das Staatsschuldenwesen“ können wir nach dem Gesagten übergehen. Auch ist das Opfer, das unser Stolz gebracht, indem er so lang durch das gewundene Geleise „königlicher Verordnungen„ einem gekrönten Jesuiten nachgekrochen, zu groß, als daß wir uns überwinden könnten, es ferner zu vergrößern. Zum Schluß daher bloß noch ein Paar Worte an das preußische oder teutsche Volk.

Zunächst wird, das ist klar, jetzt die Reihe an den freisinnigen Mitgliedern des Landtags sein, die Gelegenheit zu einem festen, muthigen, männlichen, energischen Auftreten zu benutzen. Man wird sie durch abgekartete Manöver und beengende Formen zu dekontenanciren und zu lähmen suchen; mögen sie darauf gefaßt sein und die Geistesgegenwart nicht verlieren. Mögen sie zunächst sich nicht mit entwürdigenden Salivationen der Loyalität und des „Dankgefühls“ vor einem jesuitischen Despoten besudeln; mögen sie durch Proteste die Anerkennung dieses Landtags als einer wirklichen Volksvertretung ablehnen; mögen sie protestiren gegen alle Folgen, welche derselbe auf Kosten des Gesetzes von 1820 und des Volks haben könnte; mögen sie sofort alle Anträge stellen, welche die Zeit fordert und in ihrer Stellung möglich sind, namentlich auf Preßfreiheit, wahre Volksverfassung, Betheiligung des Volks an der Regelung des Staatshaushalts u. s. w. Nur auf diese Art können die Deputirten die seltne Gelegenheit ihrer Massenvereinigung würdig benutzen und der Gefahr entgehen, als genarrte Puppen und Werkzeuge des Absolutismus in ihre Heimath zurückzukehren.

---

hat. Er darf seine Rede nur an den Departementschef, nicht aber an denjenigen richten, dessen Ansichten er etwa widerlegen will.“ Solche Despotenkinderei ist mehr als chinesisch, und die haben die Ausschußmitglieder sich gefallen lassen!

Was die preußische Tagespresse betrifft, so sparen wir allen Rath und alle Ermahnungen. Die Niederträchtigkeit und Dummheit dieser Presse, namentlich der „liberalen," ist unheilbar, so lang es keine Preßfreiheit gibt.

Wenden wir uns daher an das eigentliche Volk. Wir verstehen darunter vor Allem diejenigen, welche in einem Despotenlande moralisch und physisch zu leiden haben, also die große Masse der Verfolgten und Intelligenten, der Gedrückten und der Armen. Wir verstehen darunter die Mehrzahl der Beamten, die Mehrzahl der Soldaten, die Mehrzahl der Bürger, denn wir, die Mehrzahl, sind es, welche von Wenigen gemißhandelt und geknechtet, betrogen und ausgebeutet werden. Werden wir endlich uns klar darüber, daß wir es zu keinem menschlichen Leben bringen, wenn wir es zu keiner männlichen Entschiedenheit bringen; daß wir bleiben, was wir sind, wenn wir nicht selbst zu handeln beginnen, wenn wir nicht unsre Stellung als Herren des Landes einnehmen und uns nach eigner Einsicht und eignem Bedürfniß unsern Staat einrichten. Wir haben jetzt an einem neuen, einem seltnen Beispiel gesehen, auf welche Weise unsere Feinde den Fortschritt und die „Entwickelung" zu einer bessern Zeit verstehen. Durch solche Mittel lassen wir uns hinhalten, hinhalten, ewig hinhalten, und steigen geduldig in die Gruft mit dem Schandbewußtsein, alle unsre Ansprüche an das Leben unbefriedigt mit hinabnehmen zu müssen, mit dem Bewußtsein, uns todt gehofft, todt betrogen, todt geduldet zu haben, während wir unsere Feinde in frecher Ueppigkeit und höhnendem Uebermuth an dem Tisch des Lebens und der Freiheit schwelgen sahen, der für uns Alle gedeckt war. Sie haben Alles, was sie begehren, und mehr, als sie begehren dürfen. Sie wälzen sich im Ueberfluß der Erdengüter; sie haben das Gebiet der Freiheit für sich in Beschlag ge-

nommen und es zu einem Gebiet der Willkür umgewandelt. So steht es mit ihnen. Wir aber verkümmern in Noth, verschmachten in Kerkern, irren umher in der Verbannung. Bei allen Genien der Menschheit und bei allen Teufeln der Hölle, es muß anders werden!

Alle Hoffnungen sind betrogen, alle Mittel sind erschöpft, alle Täuschungen sind zu Ende. Wir verdienen einen Platz im Narrenhaus oder im Zuchthaus, wenn wir noch länger die Besserung von unsern Feinden erwarten. Der König von Berlin hat sich ein Verdienst um uns erworben, er hat auch den Blödsichtigsten überzeugt, welchen Weg unter Königen die „Entwickelung" des Staats und des Volkslebens nimmt. Nachdem er und sein Vater dreißig Jahre lang dem Volk praktische Lehren über den königlichen Gewaltmißbrauch und Meineid ertheilt, hat er jetzt beide vollständig sanktionirt und „gesetzlich" begründet. Die weitere „Entwickelung" liegt vor Augen. Im Jahr 1847 erläßt er sein „Patent;" im Jahr 1850 wird er nach langen Deliberationen der „Stände" und der Zeitungen etwa den Fortschritt zur Namennennung einiger Redner des „Landtags" machen. Reißende „Entwickelung!" Im Jahr 1855 wird er gestatten, daß jeder Redner mehr als einmal sprechen darf. Unerhörter Jubel! Im Jahr 1860 werden auserwählte Bürger durch das Schlüsselloch des Ständesaals lauern dürfen. Beispielloser Fortschritt! Und so wird die „Entwickelung" sich fortsetzen. Jeder sogenannte Fortschritt, den man einführt, ist nichts als ein Hemmschuh des Fortschritts. Die preußische „Entwickelung" richtet sich nach Einfällen und Diktaten, und jeder Einfall ist ein Kniff und jedes Diktat ist ein Rechtsmord. Fällt es dem Mann zu Berlin ein, in seinem Interesse gehöre zur „ständischen Entwickelung," daß jeder der fünf „Stände" in einer Uniform von verschiedener Farbe erscheine, so

diktirt er dieſen Einfall durch ein „Geſetz," und morgen erſcheinen die „Herren" roth, die „Fürſten" weiß, die „Ritter" ſchwarz, die „Städter" blau und die „Bauern" grün. Darauf kommen die Färbereien in Flor, die ſervilen Zeitungen jubeln und wir, die Unterdrückten, ſehen uns um, wie weit wir noch bis zum Kirchhof haben.

Alſo ſtellen wir unſre Parole feſt; ſie iſt einfach! Keine Volksgeltung ohne Volksherrſchaft; keine Volksherrſchaft ohne Republik; kein Recht ohne den Willen; keine Freiheit ohne die That; kein Glück ohne die Freiheit. Sprechen wir es ernſtlich aus und entſchließen wir uns: Glück oder Vernichtung; Freiheit oder Tod; Recht oder — Blut!

In den Alpen, 22. Februar 1847.

Was und wer ist liberal?

In unserer Zeit ist viel geschehen, um die Köpfe aufzuklären, aber fast eben so viel, um sie zu verwirren. Und darunter verstehen wir nicht allein diejenige Verwirrung, welche von den Feinden der Aufklärung künstlich zu Wege gebracht zu werden pflegt, sondern namentlich diejenige, welche von den Aufklärern selbst ausgegangen ist. Wir haben gesehen, wie gewisse Förderer der Entwickelung ihren Faden plötzlich abbrachen, um ihn in der Luft wieder anzuknüpfen und wie die Herbstspinnen davon zu fliegen, wir haben gesehen, wie in Teutschland Bezeichnungen, unter welchen bis dahin das Volk seine besten Bestrebungen zu begreifen pflegte, plötzlich von sogenannten Vorkämpfern nicht blos desavouirt, sondern sogar zu Kollektivbeschimpfungen benutzt wurden, um Alles zu diskreditiren, was sich nicht unter ihre neu aufgepflanzte Windfahne sammeln wollte. Den Einsichtigen mußte dies indigniren, den Kurzsichtigen konnte es nur verwirren. Natürlich schweben uns hierbei wieder vorzugsweise die Kommunisten vor. Wenn eine Richtung, oder ein System, oder ein Glaube, oder ein Zustand als irrig und ver-

werflich erkannt und dargethan werden, so versteht es sich von selbst, daß damit zugleich die Bezeichnung derselben in Mißkredit kommt. Ein Anderes aber ist es, einen Begriff und dessen Ausdruck, die an sich stichhaltig sind, deßhalb zu verwerfen, weil sie durch Personen, welche sich deren Verkörperung und Verwirklichung zum Zweck machen oder anmaßen, zufällig nicht erschöpft werden; ein anderes ist es der praktischen Ausnahmen wegen die theoretische Regel umzustoßen; ein Anderes ist es, das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem man die Sache der unvollkommenen Form wegen verwirft, in welcher sie hier oder da auftritt. Statt den Staat zu reformiren, will man den Staat verwerfen; statt das Gesetz zu humanisiren, will man das Gesetz abschaffen; statt den Liberalismus zur Wahrheit machen zu helfen, will man den Liberalismus zum Schimpfwort machen. Man lehnt sich dabei zum Theil an die Franzosen an, welche unter den „Liberalen" die illiberalen Bourgeois zu begreifen sich angewöhnt haben. Sonderbar, daß man eher auf solche unpassende Bezeichnungen kommen konnte, als auf die Forderung, sich der angemaßten Benennung würdig zu zeigen! Wird man, wenn ein Despot auf den Einfall kommen sollte, sich einen Menschen zu nennen, diesem Einfall zu lieb das Wort Mensch zum Schimpfwort werden lassen? Sicher nicht. Wie kommt man denn dazu, den Liberalismus auszuschimpfen, weil illiberale Menschen mit ihm koquettirt haben? Da geht man doch konsequenter in Belgien zu Werk, wo der Liberalismus den stehenden Gegensatz zum Jesuitismus bildet, wobei es sich indeß von selbst versteht, daß solche Entgegensetzung den Liberalismus weder beweisen noch erschöpfen kann.

Was und wer eigentlich liberal sei, ist noch so wenig erkannt, daß sogar Fürsten für liberal gelten oder sich dafür halten, während nichts näher liegt, als die Er-

kenntniß, daß ein Fürst niemals liberal sein könne, weil er, wenn er es sein wollte, zunächst aufhören müßte Fürst zu sein. Kurz die Verwirrung in den Urtheilen über den Liberalismus, sowohl auf Seiten der Vorläufer, als auf Seiten der Stillsteher, ist so groß, daß man darauf bedacht sein müßte, eine neue Bezeichnung aufzufinden, wenn nicht die alte bei richtigem Gebrauch die praktischste wäre und bliebe. Halten wir sie daher als konservative Leute fest, aber untersuchen wir, worin ihr wahrer Sinn bestehe, und wer würdig sei, sie auf sich anzuwenden.

Stellen wir den Satz voran, daß der Liberalismus keine Sache des Beliebens ist, sondern eine Sache der Vernunftnothwendigkeit. Es kann Niemand in einer Frage auf diese Weise liberal sein, während der Andere es auf die andere wäre. Der Liberalismus kann als ein anderer, ein praktischer Ausdruck für die Wahrheit gelten, und bei ihm heißt es wie bei der Wahrheit: entweder so oder gar nicht. Es gibt nur eine Wahrheit und auch nur einen Liberalismus.

Nach Aufstellung dieses Satzes machen wir die Unterscheidung, daß der Liberalismus zunächst Sache der Erkenntniß und dann Sache der Gesinnung ist; wir werden aber später darauf kommen, daß er nur Geltung hat, wenn Erkenntniß und Gesinnung sich zusammenfinden. Die Art, wie er sich im Leben geltend macht, führt auf die Frage der liberalen Praxis, für welche keine allgültige Richtschnur aufgestellt werden kann, da sie sich nach Zeit und Umständen richten muß.

Sehen wir nun zu, in welchen Gesetzen der Liberalismus sich als Vernunftnothwendigkeit darstellt, worauf wir dann an die Gesinnung die Forderung richten werden, diese Gesetze zu befolgen und zum Vollzug zu bringen.

Die drei Hauptgebiete, auf denen der Liberalismus sich bethätigen kann, sind das der Religion, das der

Politik und das der Sitte. Das der Religion stellen wir voran, denn es ist das wichtigste und einflußreichste, so lang — es noch existirt. An dieses Gebiet stößt die Spitze des Scheidewegs, der den Menschen entweder zur Freiheit oder zur Sklaverei, entweder zur Vernunft oder zur Unvernunft, entweder zum Glück oder zum Unglück, entweder zum Selbstbewußtsein oder zur Bewußtlosigkeit führt. An diesem Scheideweg steht geschrieben: entweder freier Mensch, oder willenloses „Geschöpf", entweder eigener Herr oder fremder Diener. Wir wollen dieß Entweder Oder nicht diktatorisch festsetzen, aber ein einfaches Dilemma führt schon darauf hin: entweder ist der menschliche Geist aus und durch sich selbst zur Existenz und zur Erkenntniß befähigt oder er ist es nicht. Im erstern Fall hat er keine andere Quelle der Erkenntniß anzuerkennen, als sich selbst; im zweiten Fall existirt er als menschlicher Geist, gar nicht, denn ein Geist, der erst durch eine fremde Inspiration entsteht, oder Leben gewinnt, ist eben nur dieser fremde Geist oder dessen Werkzeug. Es bleibt also hier platterdings keine andere Wahl, als sich auf die Seite des freien Geistes zu stellen oder den menschlichen Geist geradezu abzustreiten, was ja auch dadurch geschieht, daß man ihn einen Ausfluß des „göttlichen" nennt und an diesen fesselt. Wer sich für das Letztere entscheidet, der spricht dadurch auf das Bündigste aus, daß er auf freie Erkenntniß und Selbstbestimmung verzichte und sich allen Konsequenzen preis gebe, die aus der Ableitung seiner Existenz und Bestimmung folgen; wer sich für das Erstere entscheidet, der hat damit den Grund zu aller Freiheit gelegt. Er ist damit noch nicht zu aller Erkenntniß gelangt, aber er hat damit die Haupt-Vorfrage entschieden und die Berechtigung des menschlichen Geistes zu aller Erkenntniß anerkannt. Diese Anerkennung ist die Bedingung alles Liberalismus; sie statuirt die freie Forschung.

Zwei liberale Menſchen können durch dieſe freie Forſchung zu verſchiedenen Reſultaten gelangen; ſo bald aber einer von ihnen ſich beigehen läßt, etwa zur Rettung ſeines Reſultates oder aus Furcht vor einem andern der freien Kritik ſeines Mitforſchenden Schranken ſetzen zu wollen, hat er wieder aufgehört, liberal und damit vernünftig zu ſein, denn die beſchränkenden Mächte der Vernunft, können nur außerhalb der Vernunft, nämlich in dem Gebiet der Autorität oder des Glaubens, auf die Beine gebracht werden. Wer, von der Kette des Glaubens ſich losmachend, ſich in das Gebiet der freien Unterſuchung begibt und durch dieſe Unterſuchung etwa zur Annahme eines Gottes*) gelangt, hört auf, liberal zu ſein, wenn er dem Andern die Freiheit verkümmern will, durch ſeine Unterſuchung den Gott zu beſeitigen. Soll auf dem Gebiet der Forſchung und der Erkenntniß eine Polizei eingeführt werden, ſo iſt es doch immer nur der eine Menſch, der ſich anmaßt, gegen den Andern Polizei zu üben. Wer berechtigt ihn dazu? Und wer ſpricht dem Andern das Recht ab, ebenfalls Polizei zu üben? Alſo entweder keine Polizei oder eine gegenſeitige! Man würde aber dadurch bloß ausſprechen und feſtſetzen, daß der Menſch nur Vernunft habe, um bei ihrer Anwendung unvernünftig zu ſein, während die einzige Polizeiaufſicht, welche unter den Geiſtern beſtehen darf, die freie Kritik iſt.

Der Menſch muß endlich aufhören, ſich vor ſich ſelbſt zu fürchten. Er muß entweder ſeine Ver-

*) Wir ſtatuiren hier abſichtlich eine ſolche Anomalie oder einen ſolchen Widerſpruch, weil er eine ganze Klaſſe von „freien Forſchern“ bezeichnet, die in einem deiſtiſchen oder pantheiſtiſchen Juſte-Milieu zwei entgegengeſetzte Standpunkte vereinigen zu können glauben. Ihr Verhalten gegen die „Atheiſten“ liefert ſofort die Probe auf ihren Liberalismus. In der Regel rufen ſie die Polizei oder die Philiſter zu Hülfe.

nunft anerkennen oder ihr ganz entsagen. Erkennt er sie an, so kann er nicht voraussetzen, daß die Vernunft ihn zur Unvernunft führen müsse. Er muß also als Grundbedingung alles menschlichen Wesens und aller menschlichen Thätigkeit freie Wirksamkeit der theoretisirenden Vernunft festsetzen. Die Resultate dieser Wirksamkeit können nicht „gefährlich" für die Menschheit sein, sie können nicht etwa als etwas Aeußeres oder Feindliches auf sie einwirken, denn sie entwickeln sich nur in ihrem Schoß und kommen, je nachdem sie richtig oder falsch sind, entweder lebendig oder todt zur Welt, und die lebendigen müssen fortwirken, die todten werden begraben. Könnten sie aber auch „gefährlich" sein, so hätte dennoch kein Mensch das Recht, sie zu hindern, und ein solches Hinderungsprinzip, welches immer Despotismus ist, wäre jedenfalls gefährlicher, als irgend ein Resultat der freien Forschung jemals sein könnte.

Wer liberal sein will, muß vor allen Dingen dem Geist vertrauen, muß ihm freies Spiel nach allen Seiten lassen und sich nicht anmaßen, der Wahrheit, der einzigen Herrscherin in der Welt, in das Herrscheramt zu pfuschen. Er darf nicht zu der Annahme gelangen, daß bei freier Geistesthätigkeit die Unvernunft die Vernunft, die Unwahrheit die Wahrheit besiegen könne. Eine solche Annahme wäre eben die unvernünftigste der Welt, und ist sie dieß, so wäre es die illiberalste Inkonsequenz der Welt, dem freien Kampf ein Hinderniß in den Weg legen zu wollen.

Wer den theoretischen Kampf, es handle sich um Gott oder um den Teufel, irgend hindert und für gefährlich hält, der fürchtet sich entweder vor der Wahrheit, und dann vertritt er selbst die Unwahrheit, oder er fürchtet sich vor der Unwahrheit, und dann stellt er der Wahrheit, die er zu vertreten vorgibt, ein Armuthszeugniß aus.

Diesem Entweder Oder entgeht Niemand, der nicht den Muth hat, dem Geist freie Bahn zu lassen oder zu öffnen.

In Sachsen haben wir es erlebt, daß „liberale" Deputirte, welche jeden Tag das Wort Preßfreiheit im Munde führen, die Unterdrückung eines (sogar zensirten) Journals, der „teutschen Jahrbücher," gut hießen und geschehen ließen. Diese Thatsache bleibt eine der lehrreichsten in der Geschichte des illiberalen Liberalismus. Was sich die sächsischen Deputirten eigentlich unter Liberalismus und Preßfreiheit gedacht haben, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich haben sie gar nicht gedacht. Sie haben bloß gefühlt, daß die „irreligiöse" Richtung der „teutschen Jahrbücher" über ihre Köpfe hinausging; ihr Liberalismus war also — Bornirtheit und Despotismus, und welcher Despotismus schlimmer ist, derjenige der Schlechtigkeit oder derjenige der Bornirtheit, das ist nicht leicht zu entscheiden. Die sächsischen Deputirten haben bewiesen, daß sie die Hauptgesetze des Liberalismus nicht kannten, welche heißen:

§. 1. Vertraue dem Geist und beschränke ihn nicht.

§. 2. Nur der Geist hat Recht über den Geist, nicht die Polizei.

§. 3. Wer auf den Namen eines liberalen Mannes Anspruch machen will, der muß nicht bloß derjenigen Theorie, die ihm entgegen ist, sondern auch derjenigen, die er nicht begreift, freie Entwickelung lassen; er muß es um so mehr, da er nicht sicher ist, ob er sich nicht morgen selbst zu dieser Theorie bekennen werde, denn ein liberaler Mann bornirt sich niemals, bleibt stets disponirt, seine Ansichten aufzugeben, so bald sie durch bessere besiegt werden, gräbt also weder sich noch Andern den Weg der Entwickelung jemals ab, sondern läßt ihn fortlaufen in's Unendliche.

Da wir hier einstweilen von dem Liberalismus im

Gebiet der Religion und Theologie sprechen, so müssen wir den Zweifel anregen, ob die von uns aufgestellten Foderungen von denen anerkannt werden können, deren Geist nicht bis zum letzten Punkt des bisher ausgemessenen Forschungsgebiets vorgedrungen ist. Kann, um bestimmter zu sprechen, ein Mann der positiven Religion liberal sein gegen einen Mann der freien Geistesentwickelung? Wir behaupten: nein. Es ist nicht möglich, daß derjenige, welcher sich mit seinen Ansichten hinter die Mauer des Glaubens und der Autorität verschanzt hat, ohne Feindschaft denjenigen betrachte und behandle, der nur glaubt, was er erkennt, und keine andre Autorität gelten läßt, als den freien Menschengeist. Der Atheist kann den Betbruder belächeln und bedauern; der Betbruder kann den Atheisten nur hassen und verfolgen.

Wir sparen hier weitere Worte über diesen Punkt und stellen als ersten Satz im Kathechismus des Liberalismus auf:

Nur der Aufgeklärte ist liberal.

Aus dem Gebiete der Religion und Theologie in das Gebiet der Politik ist nur ein Schritt. Der Autoritätsglaube oder das Glaubensbedürfniß, welches den Menschengeist im religiösen Gebiet nicht als eigenen Herrn und Gesetzgeber anerkennen oder ertragen kann, ist natürlich leicht disponirt, ihm auch im Gebiet der Politik einen fremden Herrn und Gesetzgeber überzuordnen, sofern dieser nur an jenen Glauben anknüpft und dadurch die religiöse Theologie in politische Theologie zu verwandlen weiß. So schießt denn auf die einfachste Weise, wie die Schößlinge aus der Zwiebel, aus der religiösen Theologie die Theokratie, die Despotie, die Monarchie, die Aristokratie hervor. Alle diese Herrschaftsformen sind ja nur dadurch möglich und bestehen ja nur darin, daß

man durch theologische Ableitung besondere Menschen „von Gottes Gnaden" geschaffen und diese aparten, berufenen, heiligen, unverletzlichen, göttlichen Racemenschen den Andern, welche sich selbst „entthronen," welche selbst ihre „Krone" niederlegen, indem sie auf ihre Gleichberechtigung und Selbstbestimmung verzichten, als Herren und Eigenthümer, im günstigen Fall als „Väter" und Vormünder überordnet.

Weitere Uebergänge sparen wir, um sofort zu dem einfachen Satz zu kommen, daß in der Politik wie in der Religion die Anerkennung der freien Forschung und Selbstbestimmung des Menschen erste Bedingung des Liberalismus ist. Indem wir aber die Selbstbestimmung voranstellen, indem wir also festsetzen, daß kein Mensch einen Herrn haben dürfe, sondern nur sein eigner Herr sei, daß kein Mensch eine Regierung anzuerkennen habe, die er nicht mit eingesetzt, daß kein Mensch Gesetzen zu gehorchen brauche, die er nicht selbst mitgegeben, schneiden wir den ganzen Wust von „Entwickelungen," „Einrichtungen" und Zuständen ab, in welchen jetzt noch die Hauptmasse der sogenannten Liberalen bewußtlos umherirrt, wir fassen also das Recht wie das Unrecht bei der Wurzel und sind — radikal. Dem Wort „Aufgeklärt," unter welches wir im religiösen Gebiet die Möglichkeit des Liberalismus gestellt haben, lassen wir also im politischen das vielgebrauchte Wort „Radikal" entsprechen und stellen den zweiten Satz auf:

Nur der Radikale ist liberal.

Indem der Radikale die freie Selbstbestimmung des Menschen und somit des Volks voranstellt, verbindet er damit ein Prinzip der Gleichheit, denn wer nicht von einem Andern bestimmt werden kann, steht ihm rechtlich gleich. Diese Gleichheit ist indeß nur negativer Natur,

ſie wehrt nur das Unrecht ab, welches die Ungleichheit dem Willen der Menſchen anthun würde. Der Radikalismus muß aber weiter gehen, er muß auch das poſitive Gleichheitsprinzip aufſtellen und dieß führt namentlich auf die Fragen, welche man unter dem Wort „Sozialismus" zu begreifen angefangen hat. Der Radikalismus geht, ſeiner Wortbedeutung entſprechend, dem Recht wie dem Unrecht an die Wurzel oder auf den Grund, er begeht weder die Thorheit, einen Zuſtand oder ein Recht durch das zufällige Faktum der geſchichtlichen Exiſtenz begründen, noch begeht er die Ungerechtigkeit, auf ſolchem Grunde, wenn er vernunftwidrig iſt, weiter bauen zu wollen; er geht vielmehr darauf aus, den Boden des Unrechts einzuſtoßen oder umzuwühlen, damit ein haltbarer und für Alle geeigneter Grund, nämlich derjenige der Vernunft, die Stelle einnehmen könne. Der politiſche Radikalismus iſt weiter nichts, als die Forderung der politiſchen Vernunft, die Treue des vernünftigen Prinzips, die Konſequenz der vernünftigen Anſchauung. Hiernach mag auch auf die Konfuſion geſchloſſen werden, welche unter Radikalismus Alles zu verſtehen ſich gewöhnt hat, was nur irgend gegen ein einzelnes beſtehendes Uebel der alten Zeit auftritt. Hier heißt Einer „radikal," weil er bloß gegen die Jeſuiten; dort Einer, weil er blos gegen die Zenſur; dort Einer, weil er bloß gegen den Abſolutismus auftritt. Wollte man das Heer der „Radikalen" muſtern, ſo würde man vielleicht die Hälfte derſelben den Reaktionärs überweiſen müſſen. Wir erleben es ja auch alle Tage, daß der eine „Radikale" zum Poliziſten gegen den andern wird, weil er den Radikalismus in der Behandlung einer einzeln abgeriſſenen Frage ſucht und die radikale Anſchauung nicht über das ganze Gebiet des Geiſtes und der Entwickelung auszudehnen weiß. Es geht in der Politik wie auch in den andern Gebieten:

nur der ist wirklich liberal, der wirklich radikal ist, und nur der ist wirklich radikal, der entweder mit umfassendem Blick das ganze Gebiet der bisherigen Forschung überschauen kann, oder, ist dieß nicht der Fall, wenigstens im Allgemeinen auf alle Fälle an dem Recht der Vernunft festhält, Alles und Jedes ihrer Kritik zu unterwerfen und Alles und Jedes aus sich zu produziren, wozu sie fähig ist. Wer nicht auf der Höhe seiner Zeit steht oder irgend klein vom Geiste denkt, der kann nicht liberal sein, so wenig wie der Schwachäugige den Sonnenstrahl dulden kann. Nur wer innerlich ganz frei ist, kann ganz liberal sein, so wie nur der ganz froh sein kann, der ganz gesund ist.

Es versteht sich, daß dem Radikalismus sich in der Praxis nach Ort und Zeit andre praktische Gegenstände und Zwecke darbieten. In Preußen hat der Radikalismus andre Feinde zu bekämpfen, als in der Schweiz; in England andre, als in Nordamerika. Im einen Lande kämpft man noch für die Preßfreiheit, im andern schon mit der Preßfreiheit; im einen Lande hat man noch mit Königen, im andern bloß mit Aristokraten zu thun; im einen haben die Pfaffen das Heft in den Händen, im andern die Geldmänner. Diese Verschiedenartigkeit der Feinde, diese negative Verschiedenartigkeit kann aber das positive System des Radikalismus nicht variiren, denn dieß ist ein allgemeines, so allgemein wie die Vernunft selbst. Das Ziel ist überall dasselbe und es kann, wenn das Resultat der bisherigen Entwickelung in zwei gebräuchliche Entwickelungs-Bezeichnungen gefaßt werden soll, überall kein anderes sein, als: „soziale" Republik. (Wir für uns würden bloß sagen: Republik, da sich der „soziale" Zusatz von selbst versteht). Es fügt sich also dem Satz, nur der Radikale ist liberal, noch die nähere Bestimmung hinzu:

Nur der Republikaner ist liberal.

Wer weniger ist, als Republikaner, kann unmöglich liberal sein, weil er das Grundgesetz aller Freiheit, nämlich das Recht der Selbstbestimmung und die Gleichheit nicht anerkennt und gegen alle hierauf gerichteten Bestrebungen nothwendig von vornherein und „von Gottes Gnaden" illiberal sein muß. Er ist ein politischer Gläubiger, und Glaube und Vernunft bilden in der Politik denselben Gegensatz wie in der Religion.

Will man vielleicht noch bei der Schätzung des Liberalismus nach Nationen zu Werke gehen, so möchten wir behaupten, daß keine mehr Anlage zum wahren Liberalismus habe, als die teutsche. Der auszeichnende Charakter der Teutschen ist die universale Geistes-Disposition und Gründlichkeit. Der Teutsche ist disponirt zu allem Möglichen und unsere Nation ist am meisten frei von jener Einseitigkeit, welche andern Nationen das Verständniß der höhern Welt zum größten Theil verschließt. Die meisten ziviliſirten Völker haben es in der praktischen Freiheit weiter gebracht als wir, aber die philosophische Umfassung der ganzen Gedankenwelt, welche aus einem Prinzip, dem Prinzip der Freiheit heraus, Alles unter einen Gesichtspunkt bringt, haben die Teutschen voraus. Und diese umfassende Anschauung eben gehört, wie wir schon gesehen haben, zum wahren Liberalismus. Bringen die Teutschen es in der That so weit, wie im Gedanken, so sind sie unfehlbar die erste Nation der Welt.

Das dritte Feld für den Liberalismus hatten wir im Gebiet der Sitte eröffnet. Auch hier ist seine Grundbedingung wieder die Emanzipation von außermenschlicher Macht, Richtschnur und Anschauung. Wer das Gebot und die Natur der Sitte in den Wolken sucht, der

kommt nothwendig dahin, die menschliche Natur zu tyranniſiren und ſie zu ihrem eigenen Schreckbild zu machen. Er betrachtet einem eingebildeten Geſetz zu lieb als Tugend, was Unnatur iſt, und macht zur Sünde, was menſchlich iſt. Er ſtellt einen ingrimmigen Moralgötzen hinter die Wolken, welchem der Menſch ſeine Natur zum Opfer bringen ſoll, und beſchwört die theologiſche Harpyie der Gewiſſensangſt auf den Tiſch des Lebens herab, damit ſie die beſten Gerichte mit ihrem Koth beſudele. Wer ſich von dieſem theologiſchen Glauben an das „Böſe“ nicht frei macht, der muß ein menſchenfeindlicher Rigoriſt und bornirter Moralpfaffe bleiben. Wird die Theologie abgeſchnitten, ſo ſteht der Menſch für ſich allein da, faßt ſeine Eigenſchaften als menſchlich auf, entſtellt ſeine Natur nicht und wird human gegen ſeine Mitmenſchen. Der humane Menſch kennt keine „Sünde,“ er kennt nur Verletzung der Rechte des einen Menſchen durch den andern, denn der Menſch kann nur fehlen dem Menſchen gegenüber, auch kennt er keine „Strafe,“ er kennt nur Beſſerung des Fehlenden im Intereſſe der ſittlichen Menſchheitsidee und der Geſellſchaft, denn er glaubt nicht mehr an das Geſpenſt eines außermenſchlichen Moralgeſetzes oder an den Götzen eines theaterhaften Rächers, welche eine „Sühne“ verlangen. Sodann aber führt er, von dem unſinnigen Glauben an das „Böſe“ befreit, die Fehler der Menſchen auf die wahren Verhältniſſe zurück, welchen ſie allein entſpringen, und ſtreicht die Liſte der „Schuld“ und der „Verbrechen“ aus, um die Aufforderung zur Humaniſirung der Geſellſchaft durch Verdrängung der Unkultur und Regulirung der ökonomiſchen Mißverhältniſſe an die Stelle zu ſetzen.

Wir beſchränken uns auf das Geſagte, da wir dieſen Gegenſtand an einem andern Ort bereits weitläufiger behandelt haben, und ſtellen als dritten Satz auf:

Nur der Humane ist liberal.

Es kann hier nicht die Absicht sein, auch nur die Grundlinien zu einem vollständigen System der Freiheit zu zeichnen. Es kam nur darauf an, die Hauptpunkte hervorzuheben, welche die Peripherie des Kreises markiren, innerhalb welches sich der Liberalismus bewegt. Nachdem dieß geschehen, nachdem ihm angedeutet worden, wo seine Grenze und sein Gebiet ist, kommt es noch darauf an, von dieser Mahnung an seine Erkenntniß zu einer Aufforderung an seine Gesinnung überzugehen. Eine solche Mahnung ist namentlich in Teutschland am Platz, wo man es so trefflich versteht, sich eine abstrakte Welt von „Gedanken" zu konstruiren, in welcher man sich die Erlaubniß holt, im Leben mit Eklat seine Gesinnung zu blamiren. Betrachten wir namentlich die Mehrzahl unserer Professoren, diese verderblichen Schmarotzerpflanzen auf dem Baum unsrer Bildung, deren Nichtsnutzigkeit nur ihr Dünkel gleichkommt und deren Dünkel nur von ihrem Servilismus übertroffen wird. Unter diesen Leuten — von den wenigen ehrenwerthen Ausnahmen sprechen wir natürlich nicht — gibt es eine ganze Masse, die durch liberale Bon-Mots oder einzelne Ausführungen sich unter Studenten und in Zeitungen ein oppositionelles Air zu geben wissen. Kommt es aber darauf an, ihre Ueberzeugungen konsequent durchzuführen oder im Leben zu bewähren, so enthüllen sie sich schamlos als Schleppträger der Gewalt und Verräther der Freiheit. Sie widerrufen morgen, was sie heute doziren, und strafen sich selbst Lügen, wenn sie einmal eine Wahrheit gesagt haben sollten. Mit erhobener Nase steigen sie auf den Katheder hinauf, um das Auditorium zu amüsiren, und kriechen auf allen Vieren wieder herunter, um vor den Gewalthabern ihre

Hundereverenz zu machen. Eben jetzt beweis't wieder der Herr von Raumer und die vor ihrem „Vater und König in Unterwürfigkeit ersterbende" „Akademie der Wissenschaften" in Berlin, wie weit unsre Professoren die Niederträchtigkeit offen zu treiben wagen. Pfui über dieß Geschlecht! Man sollte sie mit Hunden aus dem Auditorium hetzen, wenn anders Hunde die Verwandtschaft so weit ignoriren, daß sie einen teutschen Professor der klassischen Sorte noch angreifen.

Doch verlassen wir diese widerwärtige Gesellschaft. Der große Besen, der in Teutschland so viel wegzufegen hat, wird auch unter ihr aufräumen.

Es wird trotz den teutschen Professoren keiner weitern Ausführung bedürfen, daß der Liberalismus, wenn er nicht That und Leben werden will, eben so wenig Werth hat, wie irgend eine andre „Tugend," die sich mit Windbeuteleien und Phrasen begnügt. Damit aber der Liberalismus sich bewähre, ist ihm zunächst diejenige Entschiedenheit der Gesinnung nöthig, welche im bestimmten Fall nicht in Zweifeln schwankt, ob sie sich rechts oder links wenden solle oder wenden könne, sodann aber auch nicht unschlüssig bleibt, die nöthigen Mittel zum Zweck anzuwenden. Vom Liberalismus wird also vorab die Entschiedenheit im Parteiergreifen und im Handeln gefordert und wir behaupten daher:

Nur der Entschiedene ist liberal.

Mit dem Parteiergreifen und gelegentlichen Handeln ist es aber nicht genug. Die bloße Partei spricht nicht immer das richtige Prinzip vollständig aus und hält es nicht immer unwandelbar fest. Es kann sich sogar fügen und fügt sich oft genug, daß die Partei aus Schlaffheit oder Unklarheit den Weg theilweise verläßt und einem ganz andern Ziel zuzustreben in Gefahr kommt, als dasjenige,

welches ihr im Allgemeinen vorgeschwebt hatte. Auch ist es wegen der Wirkung bei der Bekämpfung des Gegners sehr wichtig, daß man das einmal vorgesteckte Ziel nicht aus dem Auge läßt und sein Prinzip nicht durch widersprechende Abirrungen schwächt. Im politischen Kampf, dem theoretischen wie dem praktischen, bewährt sich daher nur der Mann der Konsequenz und rechtfertigt den Satz:

Nur der Konsequente ist liberal.

Doch auch die Konsequenz reicht nicht aus so wie im Krieg die bloße Taktik nicht ausreicht, wenn ihr Muth und Tapferkeit fehlen. Die Konsequenz der Prinziptreue muß, wenn sie den Anforderungen des Liberalismus vollständig entsprechen soll, sich bewähren als Charakter; sie muß in Wort und That zu jener Unwandelbarkeit, Unbeugsamkeit, ja Starrheit werden, welche Alles an ihren Zweck setzt und nicht bloß ihrem Prinzip nichts vergibt, sondern dasselbe auch um jeden Preis zu verwirklichen strebt. Der Charakter gibt nicht blos von dem Errungenen nichts nach, er gibt auch von dem zu Erringenden nichts auf. Er sagt auch nicht einmal: „Alles oder nichts," sondern er sagt ganz einfach: „Alles!" Die Wahrheit oder das Recht können nicht bloß kein Jota aufgeben, sondern sie haben auch das Bewußtsein ihres vollständigen Siegs und können, dürfen dieß Bewußtsein nicht verleugnen. Es ist diese Ungenügsamkeit des Charakters nicht etwa eine willkürliche Annahme, sondern sie folgt aus der Nothwendigkeit seines Begriffs, denn der Charakter ist vor allen Dingen etwas Ganzes. Deshalb ändert er sich auch nicht, wenn er sein Prinzip verwirklicht sieht. Es gibt hundert Freiheits-Apostel, die in der Opposition ultraliberal sind, aber die ersten Verräther ihres Strebens und ihrer Partei werden, wenn sie

den Sieg errungen haben. Solche charakterlose Opponenten, denen es um das bloße Opponiren oder um noch Schlimmeres zu thun ist, müssen scharf beobachtet und im vorkommenden Fall auf das Unversöhnlichste gezüchtigt werden. Wir stellen den letzten Satz auf:

Nur der Charaktermann ist liberal.

Die Sätze also, in welche wir die Kennzeichen und Anforderungen des Liberalismus gefaßt haben, sind folgende:

I.

1) Nur der Aufgeklärte ist liberal.
2) Nur der Radikale (der Republikaner) ist liberal.
3) Nur der Humane ist liberal.

II.

1) Nur der Entschiedene ist liberal.
2) Nur der Konsequente ist liberal.
3) Nur der Charaktermann ist liberal.

Hiernach mögen wir Liberalen uns prüfen, ob wir unsren Namen verdienen oder nicht. Wir unsrerseits wollen da, wo es am Meisten Noth thut, bei dieser Prüfung mit wenigen Worten zu Hülfe zu kommen suchen. Von den teutschen Professoren sprechen wir nicht mehr. Diese unheilbare Menschenrace, welche ihrer Entwürdigung noch den Stempel der dünkelhaftesten Unfehlbarkeit aufdrückt, geben wir, die erwähnten wenigen Ausnahmen abgerechnet, vollständig auf. Wir haben also hauptsächlich diejenigen im Auge, welche sonst durch ihre öffentliche Wirksamkeit vorzugsweise berufen sind, die Anhaltspunkte für die Entwicklung des Volks zu bilden, nämlich die Publizisten und die Landtagsabgeordneten. Daß beide der Mehr-

zahl nach unter den jetzigen Verhältnissen nicht ohne Heuchelei bestehen und wirken können, ist eben so gewiß, als es traurig ist. Um so mehr aber haben sie Ursache, auf ihrer Hut zu sein, und, wenn sie nicht Alles sagen und thun können, was sie wollen und müssen, wenigstens nichts zu sagen und zu thun, was sie unterlassen können. Wer nicht sagt oder sagen kann, was er will, der sage wenigstens auch nichts, was er nicht will. Nicht sagen, was man will, und nicht wollen, was man sagt, ist geradezu nichtswürdig, es bezeichnet die unterste Stufe der Nichtigkeit und Feigheit. Wenn euch die Heuchelei mitunter Mittel sein muß, so laßt sie wenigstens nicht zum Grundsatz oder Zweck werden. Seine Prinzipien nicht gleich aussprechen und durchsetzen zu können, schließt wenigstens nicht die Aufforderung in sich, sie zu verrathen. Es kommt darauf an, alle gegebenen Mittel für unsre Zwecke auszubeuten, aber kein Mittel anzuwenden, welches dem Gegner dient. Wie wenig diese einfache Regel beachtet wird, darüber belehrt uns jeder Tag und jede Gelegenheit. Wenn der Gegner durch seine Gewaltmittel die Initiative in Händen hat, so folgt hieraus wenigstens nicht, daß man ihm bei seinen Zwecken entgegen komme und in die Hände arbeiten müsse. Aber es handelt sich hier vor allen Dingen darum, daß man den radikalen Bruch erkennt, der zwischen uns und den Leuten der alten Zeit besteht, daß man die Unmöglichkeit einer Vermittlung einsieht und nach dieser Einsicht handelt. Die Hauptschwäche der Opposition besteht darin, daß man mit unklarer Erkenntniß und unentschiedener Gesinnung sich halb auf sein eigenes und halb auf des Gegners Terrain stellt und, statt an den Sieg, immer nur an den Brückenbau einer Vermittlung denkt, um dann diese endlose und vergebliche Arbeit bei jeder Gelegenheit aufs Neue zu beginnen. Die Gewalt bekehren wollen statt sie zu vernichten, ist

eben so unsinnig als feige. Sie überlisten, ist gut; sie in die Enge treiben, ist besser; sie untergraben, ist das Beste; sie stürzen, ist das Allerbeste und zugleich das Ende vom Lied. Wer dieß nicht im Auge hat, der ist nach unsrer Ansicht weder in Bezug auf Erkenntniß noch in Bezug auf Gesinnung zu den Liberalen zu zählen. Hier ist an keinen Mittelweg zu denken; wer an ihn glaubt, ist bethört, wer ihn einschlägt, ist verloren. Alles wollen und vor nichts zurückschrecken, das muß unsere Parole sein, wenn wir uns nicht nach wie vor von unsern Feinden wollen auslachen lassen.

Wir müssen kämpfen, in Bezug auf unsre Ideen mit warmer Begeisterung, aber in Bezug auf unsre Feinde mit nüchternster Taktik. Mit dem Feind haben wir zu thun und nochmals mit dem Feind und immer mit dem Feind. Lassen wir doch das nicht aus den Augen, nachdem wir so viel hundert und tausend Mal darüber belehrt worden sind. Zeigen wir, daß unser Feind wirklich unser Feind und daß der Feind unsrer Ideen unser doppelter Feind ist. Dem Feind gegenüber gibt es keinen andern Gesichtspunkt, als den des Siegs, und wo kein dauernder Sieg gedacht werden kann ohne Vernichtung, da muß das Ziel ganz einfach Vernichtung des Feindes sein. Wenn auch der Kampf, das nothendige Mittel der Entwickelung, niemals in der Menschheit ruhen kann, so werden doch Tage kommen (und in freien Ländern sind sie zum Theil schon gekommen), wo er eine mildere Form annimmt, wo die Differenzen unter den Parteien nicht mehr so schroff und klaffend sind, daß nur Vernichtung des einen Theils sie beseitigen könnte, und solche Tage werden die goldene Zeit der Humanität bilden; so lang aber diese Zeit noch nicht angebrochen ist, so lang die Freiheit noch die Gewalt mit Bajonetten und Kanonen sich gegenüberstehen sieht und an keine Heilung denken

kann ohne die Mittel der entschlossensten Entschiedenheit, so lang ist es verächtliche Schwäche und Wahnsinn zugleich, jene goldene Zeit in der Vorstellung poetisch zu antizipiren, um sie in der Wirklichkeit immer wieder in eine so viel größere Ferne rücken zu lassen. Denn unsre Feinde, die durchtriebenen, laboriren nicht an solchen Phantasieen und Sentimentalitäten, sie sind praktische Klugheitsmenschen und benutzen jede Schwäche und jedes Versäumniß von unserer Seite rücksichtslos zu ihrem Vortheil, ganz unbekümmert darum, ob solches Versäumniß in Beschränktheit oder in übertriebener Humanität seinen Grund hatte.

Könnte man doch unsre Oppositionsmänner dahin bringen, wenigstens im Prinzip mit unsern Feinden ganz und für immer zu brechen! Aber hier ist die Klippe, wo ihre „Mäßigung" und ihre „Klugheit" d. h. ihre Halbheit und Feigheit zu scheitern pflegt. Lieber, als mit den Reaktionärs, brechen solche Halbe mit den „Radikalen," die ihnen eben so unbequem sind, als jenen. Wir kennen „Liberale," die, wenn sie die Freiheit vollständig verwirklichen könnten, die Hand von diesem Werk zurückhalten würden, sei es, weil sie sich überhaupt vor der Freiheit fürchten, sei es, weil sie das Bewußtsein haben, daß sie in freien Zuständen überflüssig werden müßten. Der Halbe weiß, daß er nur in Zustände der Halbheit paßt, und will nichts Ganzes. Es gibt „Liberäle," die, nachdem sie in den gegenwärtigen Zuständen dazu gelangt sind, eine Rolle zu spielen, diese Zustände aus demselben Grunde beizubehalten wünschen, aus welchem die Pfaffen die „Religion" kultiviren: sie wollen ihre Stelle behalten. Es gibt andre „Liberale," die sich darüber entsetzen, daß man Zustände und Ansichten angreift, über welche sie selbst innerlich längst hinaus sind. Aber sie fürchten, dieß zu gestehen, weil sie dadurch in die

Verlegenheit gerathen würden, zugeben zu müſſen, daß ſie nicht wagen, nach ihrer Ueberzeugung auch zu handeln. Dann gibt es wieder „Liberale," die ihr Prinzip oder Ideal aus der Beſchränktheit der lokalen Wirkſamkeit abſtrahiren, welche ihnen vergönnt iſt, und ſich danach ein eigenes Syſtem von „Liberalismus" zurechtmachen, welches die Gefahren des Kampfes wie die Mühe des Fortſchreitens gleichzeitig erſparen ſoll. Alle ſolche ſogenannte Liberale, welche der liberalen Sache unendlich ſchaden, müſſen der ſchärfſten Kritik unterworfen und, wenn ſie ſich als unheilbar zeigen, aufgegeben und als Feinde behandelt werden.

Wir wiſſen, durch welche Redensart ſie ſolche Strenge brandmarken zu können glauben. Die Redensart heißt: „man ſieht, wie nah der Radikalismus an den Despotismus gränzt." Durch ſolchen Unſinn glaubt ihr uns und unſre Forderungen zu beſeitigen? Sagt ſogar, der Radikalismus ſei ein Despot, und wir wollen euch nicht widerſprechen, wenn ihr nur Einſicht und Ehrlichkeit genug habt, zu erkennen, daß es ein Unterſchied iſt, ob das Recht und die Wahrheit ihre Verwirklichung durch freie Menſchen „despotiſch" verlangen, oder ob ein Despot fremden Willen ſeinem Unrecht und ſeiner Lüge unterwirft. Das Recht und die Wahrheit und die Vernunft und die Humanität und wie alle die Worte heißen, an deren Stelle ihr den Radikalismus als Schimpfwort ſubſtituiren mögtet, bezeichnen allerdings Despoten, denen kein gekrönter an Unbeugſamkeit und Ungenügſamkeit gleichkommt. Sie wollen herrſchen und ſie müſſen herrſchen; ſie dulden nicht einmal „ſtändiſchen Beirath" oder ſonſtige Aſſiſtenz und Oppoſition; unumſchränkt und ohne Pauſe und ohne ein Titelchen ihrer „angeſtammten" Anſprüche aufzugeben, wollen ſie gebieten; ja ſie beſchränken ihr Herrſchgelüſte nicht einmal auf ein einzelnes Land,

ſondern gehen mit dem unerhörten Plan um, ſich die ganze Erde zu unterwerfen. Man muß geſtehen, daß dieß Despoten erſter Klaſſe ſind. Und dieſen Despoten dienen die Radikalen! Pfui über dieſe Despotendiener! Ein Hoch dagegen den liberalen Leuten, welche weder dem Recht, noch der Wahrheit, noch der Vernunft, noch der Humanität dienen, wohl aber dem König von Berlin, dem König von Dresden, dem König von Hannover und allen ſonſtigen Königen und Herren, die ein Henkerſchwert oder einen geraubten Geldſack in der Hand haben!

Der „gesetzliche“ Weg in ungesetzlichen „Staaten.“

„Was ist Gesetz? Wir quälen uns Jahrzehnte, Jahrhunderte lang mit Begriffen, die so einfach sind wie die Regel von zwei Mal zwei. Die berühmtesten Schriftsteller haben Bücher geschrieben über die Gesetze, die Dichter haben das Gesetz besungen, die Politiker haben es angebetet, die Unterthanen haben sich dafür todtschlagen lassen, und doch weiß man, wie es scheint, heute noch eben so wenig, was Gesetz ist, wie vor hundert Jahren. Die Erscheinung wäre sehr auffallend, wenn es nicht noch weit auffallendere gäbe. Wir schleppen die Vorurtheile und Befangenheiten der Gewohnheit aus einer Generation in die andre herein, und in der Regel kommen wir erst darüber zur Besinnung, wenn wir sie schon hinter uns haben. Die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß man selbst die Einsichtigsten nicht immer verantwortlich

machen kann für die Befangenheiten, in welche sie durch ihre Zeit und Entwickelungsperiode verstrickt werden. Werfen sie nur ein Viertel des Wustes ab, womit sie beladen sind, so sieht man ihnen in der Regel wegen der übrigen drei Viertel schon durch die Finger und stellt sich damit zufrieden, daß irgend ein Einzelner Kraft und Muth genug besaß, sich ganz durchzuschlagen auf den Boden der freien Vernunft, von wo er die ganze Misere überschauen und verdammen konnte. Montesquieu hat geschrieben über den Geist der Gesetze und ist dadurch eine berühmte Autorität geworden. Lebte er heute, er würde vielleicht schreiben über die Gesetze des Geistes. Andere Gesetze gibt es in der Menschheit nicht, und der Geist der Gesetze kann und darf kein anderer sein, als der Geist freier und humaner Menschen. Oder sollten die Gesetze etwa einen vom menschlichen verschiedenen Geist haben? Sie haben ihn bisher insofern gehabt, als die ersten Gesetze von der Gewalt und Autorität ausgegangen sind und die Gesetzgebung das vorwiegende Gewaltelement so lang durch die Geschichte herüberschleppen mußte, bis die Gewalt zum Sturz kam und die Demokratie mit dem Vernunftrecht an die Stelle trat, was bekanntlich noch wenig geschehen ist. Hiernach könnte man allerdings einen zweifachen Geist der Gesetze unterscheiden, nämlich einen, wie er bisher gewesen, und einen, wie er sein sollte. Diese Spaltung muß aber verschwinden, sobald sie im Staatsleben durch den Sieg des Rechts über die Gewalt ihren Ursprung verliert. Der menschliche Geist besaß leider bisher die eigenthümliche Bescheidenheit, daß er, statt seine eignen Gesetze zu schreiben und auszuführen, lieber der Dummheit und Brutalität das Amt überließ und sich selbst mit der Stelle des Amtsdieners begnügte. Soll er aber niemals avanciren? Soll der Herr immer Diener sein? Wenn die Mensch-

heit ihren Geist in den wichtigsten Dingen entbehren kann, so sollte sie aufhören, ihn länger zu unterhalten, und sich bloß auf ihre brutale Seite legen.

Was ist Gesetz? Was Naturgesetze sind, z. B. das Gesetz der Schwere, das Gesetz der Erdumdrehung u. s. w., darüber sind wir einig, wenn wir auch nicht ganz hinter den Vorhang geschaut haben, hinter welchem diese Gesetze entstanden und wirksam sind. Wir wissen jedenfalls, daß Naturgesetze die freie Wahl und Betheiligung der Körper ausschließen, welche ihnen gehorchen. Aber was ist menschliches, was ist staatliches Gesetz? Die Antwort ist enthalten in der Antwort auf die Frage: was ist Staat? Ein Staat ist eine konstituirte Gesellschaft freier, gleichberechtigter Menschen, welche gemeinschaftlich nach ihrer Gesammteinsicht und ihrem Gesammtwillen ihre öffentlichen Angelegenheiten ordnen und besorgen. Diese Erklärung ist in den Hauptpunkten erschöpfend. Sie zeigt, daß die meisten, jetzt bestehenden „Staaten" — eben noch keine Staaten sind. Aus ihr folgt auch, daß die meisten, bis jetzt bestehenden „Gesetze" noch keine Gesetze sind. Die Festsetzungen, wodurch die Staatsgesellschaft, wie wir sie so eben bezeichnet haben, die Richtschnur für die Ordnung ihrer öffentlichen Angelegenheiten zieht, sind ihre Gesetze, die wieder zerfallen in die Grundgesetze (die Verfassung) und die laufenden Gesetze. Hiernach sind also wirkliche Gesetze nur diejenigen, an deren Festsetzung die ganze Staatsbürgerschaft theils durch Berathung, also Geltendmachung ihrer Einsicht, theils durch Genehmigung, also Geltendmachung ihres Willens, betheiligt ist. Was nicht diesen Ursprung und Charakter hat, ist kein Gesetz, es kann nur ein Diktat oder geschriebene Gewalt sein. Gesetz ist ein sittlicher Begriff. Nur ein freier Mensch kennt Gesetze. Eine Gesellschaft freier Menschen kommt unter sich überein, Regeln festzustellen, worin sie ihr sittliches

Bewußtsein und ihren sittlichen Willen ausspricht, um dadurch ein dauerndes, die Gesammtheit umfassendes Band des Glücks und der Sicherheit zu schaffen. Aus dieser Gesellschaft scheidet heute Einer aus durch Ortsveränderung, morgen Einer durch Tod; das umfassende Band aber bleibt und schlingt sich um die Neueintretenden, wie es sich um die Ausgeschiedenen schlang. Zeigt es im Laufe der Zeit Mängel, wird es zu eng oder schadhaft, entspricht es nicht mehr dem fortschreitenden Bewußtsein oder dem veränderten Bedürfniß, so verständigt sich die freie Gesellschaft auf dieselbe Weise über seine Veränderung, wie sie sich über seine ursprüngliche Festsetzung verständigte.

So also gestaltet sich ein wirkliches Gesetz. Es ist ein sittlicher Zwang, den jeder Bürger sich freiwillig auferlegt der Gesammtheit wegen; es ist eine Richtschnur, welche die Gesammtheit zieht des Einzelnen wegen. Also seinen Charakter erhält das Gesetz nur durch den freien Willen derer, welche sich ihm unterwerfen, und seine Rechtfertigung findet es nur in dem wirklichen Bedürfniß derer, welche es sich geben.

Wir sind kein teutscher Professor und bestreben uns, für Alles einen einfachen und verständlichen Ausdruck zu finden. Durch die vorstehenden kurzen Bemerkungen, welche die sämmtlichen Werke von zehn teutschen Professoren überflüssig machen, glauben wir auch dem schlichtesten Verstand die Erkenntniß eröffnet zu haben, was Gesetz ist und was es nicht ist.

Die sogenannten konstitutionellen Staaten nähern sich einiger Maßen einem gesetzlichen Zustand, indem dort das Volk mittelbar wenigstens einigen Einfluß auf die Gesetzgebung hat. In den Ländern des absoluten Regiments aber, z. B. in Preußen, existirt kein einziges Gesetz. Ein Mensch, der auf einem Thron „göttlicher"

Ungebundenheit für sich kein anderes Gesetz kennt, als sein egoistisches Interesse, diktirt per Kabinetsordre, oder per Verordnung, oder per Edikt, oder per Patent — man sieht, er sorgt wenigstens für Abwechselung —, daß sechszehn Millionen willenloser Unterthanen dieß thun, jenes lassen sollen, und die sechszehn Millionen Unterthanen thun und lassen, wie befohlen, und nennen das Gesetzlichkeit.

Er diktirt, daß derjenige, welcher ihm eine Wahrheit sagt, ein sogenannter Majestätsverbrecher sei und vier Jahre auf die Festung müsse. Die Unterthanen sehen es, hören es, fahren zusammen, entsetzen sich, bekreuzen sich vielleicht, aber — das „Gesetz" muß geachtet, d. h. die Diktate der Barbarei und des Unsinns müssen heilig gehalten werden.

Er diktirt, daß derjenige, welcher sich dieser Barbarei nicht fügen kann und sein Menschenrecht geltend machen will, ein sogenannter Hochverräther sei und entweder sein Leben im Kerker zubringen oder es auf der Schlachtbank des Henkers lassen müsse. Die Unterthanen ängstigen sich, sie wundern sich, wenn's hoch kommt, wahrscheinlich aber schimpfen sie gar über den Hochverräther und halten jeden Falls ehrfurchtsvoll fest an dem „gesetzlichen Zustand", d. h. an dem Zustand der „gesetzlichen" Sklaverei und Niederträchtigkeit.

Er diktirt, daß jeder Unterthan einen Knebel der Stummheit auf dem Munde tragen müsse, und jeder Unterthan trägt mit Respekt und angestammter „Treue" den „gesetzlichen" Knebel.

Er diktirt, daß die und die Menschen zehn Grad höher stehen sollen, als die andern, und die andern ziehen in „gesetzlicher" Ehrfurcht den Hut ab vor der „gesetzlichen" Erhöhung.

Er diktirt, daß ein ehrlicher Mann ein Schurke und

ein Schurke ein ehrlicher Mann sei. Man stutzt vielleicht, sieht aber nach und nach doch ein, daß der hohe „Gesetzgeber" Recht hat, und neigt sich vor der „gesetzlich" auf den Kopf gestellten Moral.

Ein römischer Despot ernannte einst in seinem volkverachtenden Uebermuth sein Pferd zum Konsul, und das Pferd war „gesetzlicher" Konsul, wenn es auch keine konsularische Funktionen ausübte. Darüber wundern sich jetzt vielleicht Leute, welche Minister u. s. w. respektiren, die weit schlimmer sind, als das Pferd des Kaligula.

All' ihr Millionen Unterthanen, die ihr — wir wissen keinen andern Ausdruck — die politische Bestialität noch so weit treibt, daß ihr jede Laune und jede Willkür und jeden Unsinn und jede Unmenschlichkeit und jede Schurkerei eurer Despoten, sobald sie sich in die hergebrachte Form einer Kabinetsordre kleidet und im Amtsblatt publizirt wird, mit dem erhabenen Namen des Gesetzes belegt und euch dann in willenlosem Gehorsam davor in den Staub werft — wir fragen euch, ob es noch irgend einen Einfall in der Welt gibt, den man euch auf diesem „gesetzlichen Weg" nicht als unverletzliche Richtschnur für euer öffentliches Leben diktiren kann? Nicht genug, daß eure Despoten euch in Fesseln legen, ihr selbst drückt durch eure „gesetzliche" Gesinnung den Fesseln den Stempel der Unverletzlichkeit auf, und dann sprecht ihr, — es ist in der That himmelschreiend — von „Fortschritt" und „Entwickelung!"

Nachdem ihr einmal die geschriebene Gewalt für Gesetze erklärt und die Folgsamkeit gegen dieselbe unter dem Namen der Gesetzlichkeit zur Tugend gemacht habt, ist euer „gesetzlicher Weg" sehr einfach. Er ist unbedingter Gehorsam gegen die Gewalt, d. h. freiwillige Sklaverei.

Ihr fragt euch nicht, ob ihr, wenn ihr selbst euch Gesetze zu geben hättet, den Unsinn einer Majestät bestehen

lassen, ob ihr Majestätsverbrecher schaffen, ob ihr geheime Justiz einführen, ob ihr rechtliche Leute in's Gefängniß schicken, ob ihr euch zur Stummheit verurtheilen, ob ihr für ein Heer von Henkerknechten euren Schweiß verschreiben, kurz, ob ihr diesen ganzen kolossalen Wust von Mittelalter und Barbarei, welcher euer Staatsleben überwuchert, bestehen lassen, oder einführen würdet: nein, diese Frage stellt ihr euch nicht, sie liegt euerm Hundethum zu fern, und euer Menschenthum laßt ihr nicht zu Wort kommen. Ihr wißt einmal, daß jener Wust besteht, ihr seht ihn, ihr geht an ihm zu Grunde und das genügt euch; und damit dieß selige Genügen sich in einer bestimmten Form aussprechen könne, habt ihr die „Gesetzlichkeit" und den „gesetzlichen Weg" erfunden. Eure angesehensten Leute, eure Volksmänner, eure Oppositionsredner, eure Zeitungsschreiber — alle fließen sie über von „Treue" und „Gesetzlichkeit", und wenn die Gewalt dennoch Einen von ihnen am Kragen nimmt, der ihr sogar durch die „gesetzlichen" Barrikaden hindurch unbequem geworden, so besteht der oppositionelle Antheil, den ihr an ihm nehmt, hauptsächlich darin, daß ihr seine „Gesetzlichkeit" rühmt und euch vor lauter „Gesetzlichkeit" über seinen Prozeß wundert, denn er hat ja den „gesetzlichen Weg" nicht verlassen, er „hat stets einen hohen Begriff von Gesetzlichkeit an den Tag gelegt", er ist „keiner Ungesetzlichkeit fähig," kurz die Gewalt hat sich in ihm geirrt, denn im Grunde ist er ein ganz loyaler Knecht, der höchstens dann sich rührt und unterthänige Einsprache thut, wenn die Tritte, die man ihm oder Andern gegeben, einmal nicht ganz in der gesetzlichen Form gegeben werden, welche die Tretenden selbst dafür vorgeschrieben haben.

Kommen wir zu der Wirksamkeit und den Resultaten eurer gesetzlichen Opposition. Wir nehmen an, es will oder muß Einer eurer Schriftsteller oder Deputirten gegen

irgend Etwas von dem vielen Schlechten, das bei euch „besteht", opponiren (versteht sich, gegen irgend eine Nebensache, denn die Hauptsachen dürfen gar nicht berührt werden). Wie fängt er das nun an? Er nimmt zunächst das Strafgesetzbuch und die übrigen Gesetze zur Hand, welche in der Sache zur Anwendung kommen können. Nach sorgfältigem Suchen findet er, daß die „gesetzgebende" Gewalt trotz aller Vorsicht irgend ein Pförtchen offen gelassen, durch welches man zu Wort kommen könne, ohne sofort eingesteckt zu werden. Er kommt zu Wort und — die Gewalt schließt das Pförtchen zu. Neues Suchen. Es findet sich ein neues Pförtchen. Man schließt es ebenfalls zu. So geht das Suchen fort. Endlich wird die Gewalt das ewige Zuschließen müde und — sie ergreift irgend eins der „gesetzlichen" Mittel, wovon sie stets einen hinreichenden Vorrath hat und bei jedem Anlaß neuen Vorrath aus dem Aermel schüttelt, um den zähen Opponenten unschädlich zu machen. Ist er Beamter, so wird er an das Ende der Welt versetzt, wo er bald verschollen oder mürbe gemacht ist; ist er Zeitungsredakteur, so findet sich irgend ein Vorwand, sein Blatt zu unterdrücken; ist er Landtagsabgeordneter, so verwickelt man ihn in einen Prozeß, um ihn vom Landtag zurückhalten zu können. So hat die Gewalt, die von sich aus und für sich „gesetzliche" Mittel erfinden und diktiren kann nach Belieben immer Wege genug vor sich, auf welchen sie die Opponenten abführen kann. Weiß sie ihre „gesetzlichen" Präservativmittel klug genug zu erfinden und heuchlerisch genug anzuwenden, so steht sie immer sicher, so lang der unsinnige Wahn der „Gesetzlichkeit" im Volk erhalten wird und derjenige in der irregeleiteten öffentlichen Meinung Recht hat, der das Unrecht am „gesetzlichsten" auszuüben versteht. So kann es die Gewalt Jahrzehnte forttreiben; Hunderte aus der Opposition werden ihr

fruchtlos geopfert; wer ihr entkommt, dessen ganzer Triumph besteht in einem glücklich durchgeführten Prozeß; die ihr wirklich gefährlich sind, entkommen ihr nicht und werden trakassirt, bis sie gebrochen sind; das Volk leidet unterdeß fort und fort Sklaverei und Noth und kommt endlich erst dann zur Besinnung, wenn seine Dränger im Uebermuth das Spiel übertreiben und den nackten Despotismus zuletzt offen aus der „gesetzlichen" Umhüllung hervordringen lassen. Dieses Ende ist das gewöhnliche. Es kommt aber auf die Schlauheit der Gewalt und die Energielosigkeit der Opposition an, dasselbe vielleicht ein halbes Jahrhundert länger hinauszuschieben, als es bei kühnem Auftreten der Volksmänner erfolgt wäre.

Ist denn, so fragen wir, der Gewinn eines Menschenalters gar nichts für Menschen, die nur ein einziges Mal leben? Kann unsre Zeit, die Zeit der kühnen Erfindungen, denn nicht die Erfindung machen, den Weg der politischen Entwickelung abzukürzen und schon die jetzige Generation an einem Glücke Theil nehmen zu lassen, das auf dem „gesetzlichen Weg" vielleicht erst der zweitfolgenden zu Theil wird? Soll in der Geschichte, deren Verlauf täglich neue Gesichtspunkte und Aussichten darbietet, die Langweiligkeit der Opposition immer die alte bleiben und sich immer nur nach alten Mustern richten? Wir verkennen das Verdienst derer nicht, welche der Gewalt auch auf ihrem Terrain entgegentreten und nur Fuß vor Fuß ihr weichen; sie halten den Geist der Opposition wach und unterhalten die Theilnahme des Volks an den politischen Kämpfen. Aber eine Entscheidung, namentlich einen Uebergriff der Entwickelung in eine neue Zeit, bewirken sie nur dann, wenn sie bei guter Gelegenheit sich zu einer kühnen That aufraffen, die jedenfalls nicht auf „gesetzlichem" Boden auszuführen ist.

Wir haben O'Connell vor uns, das berühmte Muſter „geſetzlicher Oppoſition.“ Hat dieſer Mann in ſeinem langen Leben erlangt, was er wollte und was er immer auf den andern Morgen verſprach? Er iſt geſtorben ohne Repeal und mit ihm ſterben Tauſende ſeiner Landsleute vor Hunger. Hätte O'Connell die Arme dieſer Verhungerten benutzt, als ſie noch ſtark waren, ſie hätten als Märtyrer ſterben können, aus deren Blut das Glück ihrer Landsleute hervorgewachſen wäre; und ſelbſt das augenblickliche Unterliegen der Irländer angenommen, ſo wäre eine fernere Knechtung derſelben nach einem durch Unterdrückung gerechtfertigten Aufſtand eine ſolche Anomalie neben der engliſchen Freiheit geweſen, daß ſie gar nicht als möglich zu denken iſt. Jetzt aber wüthet das Elend auf ſeinem „geſetzlichen Weg“ fort, und wenn O'Brien keinen andern Weg einſchlägt, wird es fortwüthen wie bisher. Verhungerte ſind ſo wenig Märtyrer, als Sklaven, und ſind ſie begraben, ſo — iſt man ſie los.

Dieſe Lehre von der Fruchtloſigkeit der „geſetzlichen Oppoſition“ unter ungeeigneten Verhältniſſen wird uns ſogar in einem Lande gegeben, dem alle Mittel ſolcher Oppoſition, freie Preſſe, freies Verſammlungsrecht und freie Agitation neben der größten perſönlichen Sicherheit zu Gebot ſtehen. Die Stellung Irlands zu England aber iſt der Art, daß ſie die Anwendung dieſer Mittel faſt durchgängig paralyſiren mußte. Wäre dieß nicht der Fall, ſo würden wir das Mittel der Revolution in Irland eben ſo wenig für gerechtfertigt halten, als es dann nöthig wäre. Wer unter ſonſt normalen Verhältniſſen freien Gebrauch der intellektuellen Oppoſitionsmittel hat, bedarf keiner Gewaltmittel und ſieht eine Ehre darin, ſie entbehren zu können.

Aber wir? Man gebe uns engliſche Preßfreiheit, engliſches Verſammlungsrecht, engliſche Sicherheit der

Person, und wir werden das Wort Revolution nicht mehr in den Mund nehmen. Wer aber in Teutschland ist noch ein solcher Thor, daß er glauben sollte, es dort auf „gesetzlichem Weg" auch nur zu einer englischen Freiheit bringen zu können? Wer ist noch ein solcher Thor, wenn er nicht bloß die innern Zustände Teutschlands, sondern namentlich die höllische Koalition zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland in's Auge faßt?

Wir unsrerseits haben die Blindheit abgelegt. Wir sind die Lächerlichkeit, Gutmüthigkeit, Langweiligkeit und Verderblichkeit des Opponirens auf dem „gesetzlichen Weg" in ungesetzlichen „Staaten," d. h. auf dem von Despoten selbst gemachten und gestatteten Weg müde geworden. Wir opponiren „ungesetzlich" und „hochverrätherisch." Wir gehen der Gewalt unmittelbar mit dem ungesetzlichen Schwert des ewigen Menschenrechts zu Leibe, und wenn ihr Andern das nicht ebenfalls lernt, es wenigstens nicht billigt und unterstützt, so bleibt eure „gesetzliche" Lächerlichkeit so groß, wie eure „gesetzliche" Sklaverei.

Haben wir aber erst diesen Wust der „gesetzlichen" Sklaverei und Barbarei auf „ungesetzlichem" Weg entfernt, so wollen wir, zu einer freien Staatsgesellschaft zusammentretend, uns selbst unsre Gesetze, vernünftige Gesetze, menschliche Gesetze, wirkliche Gesetze schaffen und den als einen Unwürdigen behandeln, der sie übertritt.

Politische Wallfischtonnen.*

Man kennt den Kunstgriff der Wallfischfänger, Tonnen in's Meer zu werfen, womit die Wallfische spielen, so daß sie während dieser Unterhaltung bequemer harpunirt werden können. Es gibt auch auf dem Lande Wallfischfänger. Sie heißen Despoten; ihr Wallfisch ist das Volk und ihre Tonnen sind mannichfacher Art. Fassen wir einige davon in's Auge, um die Zwecke der Jäger und die Blindheit ihres Wildes an den Tag zu bringen.

Die Lehre von den politischen Wallfischtonnen ist im Grunde ganz einfach. Was in der Welt dem Recht und der Wahrheit widerspricht, das kann natürlich seine Erhaltung nicht von rechtlichen und offnen Mitteln erwarten, sondern wählt seine Mittel nach seiner Natur. Dieß gilt namentlich vom Despotismus. Die Mittel seiner Erhaltung sind Gewalt und List. So wie aber Alles sich mit der Zeit kultivirt, so hat auch der Despotismus eine kultivirtere Gestalt annehmen müssen. Während er also früher die Gewalt ganz nakt und offen hervorkehrte, ver-

ſteckt er ſie jetzt unter „geſetzlichen“ Formen; und während er früher die Liſt mit triumphirender Schamloſigkeit betrieb, wendet er ſie jetzt mit rechtlichem Anſtand und verſtohlen an. Wenn man ihm Zeit läßt, wird er ſich ſo weit kultiviren, daß man ihm ſogar die Gewalt nicht mehr anmerkt und die Liſt förmlich zur politiſchen Moral im Prieſterrocke wird. Man hat nirgendwo mehr Gelegenheit, ſolche Bemerkungen zu machen, als in Preußen, dem kultivirteſten Despotenlande der Welt. Dort werden auch die meiſten Wallfiſchtonnen verfertigt und es hat in neuerer Zeit keinen größern politiſchen Tonnelier gegeben, als Friedrich Wilhelm den Vierten. Er und Ludwig von München ſind bekanntlich die größten gekrönten Poeten der Gegenwart. Während aber der Eine die Lymphe ſeiner poetiſchen Ader in der Form unſchuldiger Verſe auffängt, dichtet der Andre mittelalterliche Einrichtungen; und ſo oft der Eine einen neuen Band Gedichte herausgibt, hat der Andre einen neuen „Stand“ fertig.

Die politiſchen Wallfiſchtonnen ſind im Allgemeinen als Ableitungs- und Beſchäftigungsmittel zu bezeichnen, wodurch das Volk hingehalten und das despotiſche Streben der Wachſamkeit desſelben entzogen werden ſoll. Da das Volk zu kultivirt und regſam geworden iſt, um ſich noch ganz in der Stille knechten zu laſſen, ſo beſteht die Kunſt des Regierens jetzt darin, ſeiner Kultur und Regſamkeit Beſchäftigungen zu geben, die ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit möglichſt lang und auf möglichſt unſchädliche Weiſe in Anſpruch nehmen. Da in Preußen die Regierung die einzige konſtituirte Macht iſt und in Allem die Initiative hat, ſo ſteht das Volk neben ihr wie der Hund neben dem Tiſch und wartet, bis der hohe Speiſende ihm einen Broſamen ſeiner Gnade oder einen Knochen ſeiner Autorität oder eine Knacknuß ſeiner Weisheit zuwirft. Je nachdem nun das Volk geduldig oder ungeduldig,

hungrig oder genügsam ist, kann man bei dem Zuzuwerfenden die Auswahl treffen und die Zeit abpassen. Für gewöhnliche Fälle genügt vielleicht eine, durch einen erkauften Korrespondenten verbreitete Zeitungsnachricht, daß man „dem Vernehmen nach" im Staatsrath oder anderswo ein Stück Mündlichkeit und Oeffentlichkeit oder ein derartiges Tagesthema unter den Fingern der Berathung habe. Ueber den Bissen fallen sofort sämmtliche zensirte Zeitungen her, die um keinen Preis etwas ungedruckt lassen, worin das Wort Regierung vorkommt, und das ganze Land hallt Monate lang von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit wieder. Da die Regierung immer hinter dem Vorhang operirt, so ist Alles, was dorther ertönt, Räthsel oder Orakel, und da die getreuen Unterthanen ihre Weisheit sonst gar nicht an den Mann bringen können, so quälen sie sich in pflichtschuldigem Eifer das ganze Jahr hindurch mit den Räthseln und Orakeln ihrer angestammten Regierung. Ist solch ein Räthsel, das auf dem Wege des „Vernehmens" in die Oeffentlichkeit gelangte, abgenutzt, so kommt ein zweites, indem das erste widerrufen wird, und nun muß die arme Unterthanenschaft die ganze Weisheit, die sie mit so viel Anstrengung von sich gegeben, wieder zu sich nehmen, damit sie noch versehen sei, wenn das dritte Räthsel kommt, wonach „dem Vernehmen nach" und, damit die Volksweisheit doch auch einige Befriedigung habe, nicht minder der Wirklichkeit nach eine neue Kirche oder ein pensylvanisches Gefängniß gebaut wird.

Kläglicher Zustand eines Volks, das sich auf solche Art behandeln, äffen und hinhalten läßt!

Die Tonnen, die man in das Meer des Journalismus wirft, dürfen natürlich nicht zu auffallend benutzt werden. Man darf sie nur anwenden, wenn es darauf ankommt, über irgend Etwas die öffentliche Meinung zu sondiren oder ihr das tägliche Brod der politischen Lange-

weile einiger Maßen zu würzen. Neben ihnen sind am Gebräuchlichsten sogenannte patriotische Feste, z. B. Feiern der Erinnerung an solche Tage, wo die Unterthanen sich aus Liebe zur Sklaverei haben todtschießen lassen; oder Stiftungen und Schöpfungen, für welche man ihnen aus besonderm Vertrauen erlaubt, ihr Geld herzugeben u. s. w. Die großartigste Wallfischtonne dieser Art ist der Kölner Dom. Wenn man bedenkt, wie viel Geld, Phrasen, Begeisterungen und Anstrengungen die Unterthanen auf Allerhöchste Veranlassung ohne Arg an dieses mittelalterliche Narrenhaus (denn die bloße Kunst hat fast kein Mensch im Auge gehabt) verschwendet haben, so sollte man sie allerdings zu allem Möglichen für fähig halten.

Doch wir kommen an die Hauptart der politischen Wallfischtonnen, wir meinen die „Einrichtungen," wodurch man die „Entwickelung" fördert, und die Gegenstände, womit man die sogenannten Landesvertreter oder Landtagsabgeordneten beschäftigt.

Wo die Gewalt der sogenannten Regierung Alles in Allem ist, da ist nichts leichter, als irgend eine Einrichtung zu schaffen. Man diktirt sie bloß, und sie ist da. Mag der Sinn der „Unterthanen" nach Westen stehen, man schafft irgend eine Einrichtung nach Osten, und alle Blicke müssen sich nach Osten wenden. Nicht die Vernünftigkeit der Einrichtung, nicht das Bedürfniß derselben ist erforderlich; ihre bloße Existenz reicht hin, dem Volk vielleicht Jahre lang zu thun zu geben. Sofort ist hier die Presse beschäftigt, die Ansichten der unkultivirten Lesewelt der neuen „Entwickelung" anzupassen; dort wird ein Heer von Beamten kommandirt, um die neue „Organisation" zu leiten; dort wird eine Versammlung veranstaltet, um irgend eine unschuldige Person zu wählen oder eine allerunterthänigste Petition zu berathen — kurz die neue Einrichtung sei so unnöthig wie sie immer wolle, so unsinnig

wie sie immer wolle, so zeitwidrig wie sie immer wolle, sie ist einmal da, sie hat sich „entwickelt“ und das Volk wird so mit ihr beschäftigt, daß es an gar nichts Anderes zu denken hat, als etwa an die Vorbereitung auf eine neue „Entwickelung,“ die ihm so wenig voran hilft, wie die andre. Durch solche Mittel fristet der kultivirte Despotismus sein Leben.

Doch die besten Wallfischtonnen waren in Preußen bis jetzt die Landtage. Sie haben die Bestimmung, das Volk glauben zu machen, es besitze eine „Verfassung“ und „Vertretung.“ Damit dieser Glaube nicht zu bald erschüttert werde, mußte man den Landtagsabgeordneten doch auch Etwas zu thun geben, und so war es denn stets ein besonderes Stück Arbeit für die administrative Phantasie der Berliner Regierungskünstler, passende Gegenstände für den „ständischen Beirath“ herauszufinden. Diese Arbeit war um so schwieriger, da man in Berlin die Hauptsachen ohne den „ständischen Beirath“ zu besorgen pflegt. Dennoch hat es dem Berliner Erfindungsgeist bis jetzt eben so wenig an Stoff gefehlt, als den „getreuen Ständen“ an gutmüthiger Geduld. Niemals ist es einem Abgeordneten eingefallen, darauf anzutragen, daß man die lächerlichen „Propositionen“ zurücksenden, oder übergehen, oder den Beamten überlassen möge, zu deren Ressort sie gehörten; nein, mit allen Förmlichkeiten, mit aller Feierlichkeit, mit aller Gründlichkeit, mit aller Ehrfurcht, deren ein loyales Gemüth nur irgend fähig ist, wurde auch das Lächerlichste und Empörendste aufgenommen, behandelt, berathen, begutachtet, und mit großer Befriedigung gingen dann die „Volksvertreter“ nach Hause in dem stolzen Bewußtsein, vielleicht ein neues Licht über das Gebiet des „Nachtigallenfangs“ oder der „Zuchtstierkörordnung“ oder über irgend ein anderes Gebiet viehischer und ähnlicher Regionen verbreitet zu haben. Daheim wurde man dann als „För-

derer" der „Entwickelung" empfangen, der Landtagsabschied wurde mit loyalster Spannung abgewartet — und siehe da! — die Nachtigallen durften nicht mehr gefangen werden und die Zuchtstiere mußten nach polizeilichem Reglement oder Allerhöchster Verordnung ihren Geschlechtstrieb befriedigen, so daß die Kühe in Versuchung kamen, unterthänigste Dankadressen an den „Thron" zu richten wegen Allerhöchster Sorgfalt für ihre Liebhaber und „verfassungsmäßiger" Ordnung ihrer ehelichen Verhältnisse.

Sollte in Preußen der Stoff zu Landtagspropositionen jemals ausgehen, so sind wir erbötig, mit unsrer geringen Erfindungsgabe zu Hülfe zu kommen. Einstweilen empfehlen wir z. B. folgende, eben so zeitgemäße als wichtige Gegenstände:

Ueber die legalste Art der Raupenvertilgung.
Ueber „harmonische" Einrichtung des Kirchengeläutes.
Ueber gleichmäßige Besorgung der Schafschur.
Ueber Verhütung der Hundebegattung auf den Straßen.
Ueber Besteuerung des Kaffeemühlenbetriebs.
Ueber polizeiliche Mittel gegen die Unsittlichkeit der Stubenfliegen.
Ueber Reorganisation des Kaminfegerwesens.
Ueber Wanzenvertilgung zur Hebung des Familienlebens.
Ueber Uniformirung der Küster.
Ueber Vermiethung der Schneckenhäuser auf Domainengütern an Proletarier.
Ueber Beaufsichtigung der Kellerspinnen.
Ueber Infibulation der Maikäfer.

Da die Verhandlungen über diese und ähnliche Gegenstände sehr schwierig sein dürften, so erlauben wir uns, das Bild einer Berathung über die letzgedachte Proposition, Infibulation der Maikäfer betreffend, schon im Voraus andeutungsweise zu entwerfen.

Se. Majestät, unser Allergnädigster König, hat die große Noth und Theuerung der gegenwärtigen Zeit in Allerhöchst Ihre Erwägung zu ziehen geruht und in Ihrer stets wachenden Sorge für das Wohl Ihrer getreuen Unterthanen Ihr Augenmerk namentlich auf ein Uebel gerichtet, welches in seinen Folgen sehr verderblich auf den Wohlstand wirkt, und dessen gründliche Hebung eine bessere Zeit heraufzuführen verspricht. Se. Majestät würde schon sofort Allerhöchste Hand angelegt haben, wenn der Gegenstand nicht zu wichtig und zu eng verknüpft mit den nächsten Interessen der Unterthanen wäre, als daß er eine einseitige Behandlung erlaubt hätte. Se. Maj. hat sich daher entschlossen, zuvor den Beirath Ihrer getreuen Stände einzuholen und legt denselben hiermit einen Gesetzentwurf über Infibulation der Maikäfer vor, wodurch auf möglichste Beschränkung der Fortpflanzung dieser verderblichen Insektenart innerhalb der gesetzlichen Schranken hingearbeitet werden solle.

Bei den Verhandlungen verständigt man sich zunächst darüber, daß die Proposition eine besonders wichtige sei und offenbar in die Kategorie derjenigen gehöre, welche nach dem Gesetz vom 5. Juni 1823 „Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstand haben," weßhalb der Präsident die Versammlung um besondere Aufmerksamkeit ersucht und auf das von Sr. Majestät Allerhöchst bewiesene Vertrauen hinweis't.

Nachdem der Gegenstand einer Kommission überwiesen und von dieser mit Hinzuziehung eines geheimen Medizinalraths, zweier Professoren der Zoologie, zweier Thierärzte, zweier Hofgärtner und eines Feinschmieds nach allen Seiten gehörig vorberathen worden, entwickelt der Berichterstatter in einem längern, gediegenen Vortrag seine Ansichten über das wichtige Thema. Er hebt zunächst die

edlen Absichten Sr. Majestät hervor, gibt dann einen kurzen Abriß der Geschichte der Maikäfer, weis't deren Verderblichkeit im Gebiete der Obstbaumzucht nach und geht darauf zu einer gründlichen Prüfung der Mittel über, wodurch dieser Landplage am Wirksamsten begegnet werden könne. Bei dieser Prüfung bedauert er auf das Schmerzlichste, mit dem Allerhöchsten Gesetzesentwurf nicht ganz übereinstimmen zu können. Er glaube an Liebe zu der Allerhöchsten Person des Königs und zu dem gesammten Herrscherhaus von Niemanden übertroffen zu werden; aber eben dieser Liebe wegen sei er um so mehr verpflichtet, aufrichtig und freimüthig diejenige Meinung abzugeben, welche seine Ueberzeugung ihm diktirte, und diese Meinung gehe dahin, daß es zweckmäßiger sein dürfte, die Maikäfer zu kastriren, als ihre Fortpflanzungswerkzeuge zu infibuliren.

Sofort erhob sich ein Abgeordneter des Fürstenstandes, um das Votum des Berichterstatters zu bekämpfen. Er halte es für Pflicht, nicht bloß den Absichten, sondern auch den Ansichten Sr. Maj. möglichst nahe zu bleiben. Diese Ansichten gingen aber, wie sich dieß in hundert Fällen bewährt habe, niemals dahin, zu exstirpiren, sondern bloß zu inhibiren. Er halte es daher für Mangel an Ehrfurcht vor der Krone, wenn man sich von den Ansichten Sr. Maj. so weit entferne, daß eine Uebereinstimmung unmöglich werde. (Vielseitiges „Bravo!")

Ein Abgeordneter des Ritterstandes erklärt sich mit dem vorigen Redner nicht einverstanden. Kastriren sei nicht exstirpiren; hätte der Berichterstatter das Letztere im Sinn gehabt, so würde er auf Todtschlagen angetragen haben. Im vorliegenden Fall sei Kastriren eben nichts weiter als Inhibiren; er schließe sich dem Antrag des Berichterstatters an.

Derselben Meinung war ein Abgeordneter der Land-

gemeinden, wogegen ein Abgeordneter der Städte aus Rücksichten der Sittlichkeit, die auch Sr. Maj. offenbar vorgeschwebt, sich für das Infibuliren erklärt. Er macht außerdem noch darauf aufmerksam, daß es in einem christlichen Staat eine Anomalie sei, heidnische Gebräuche, wenn auch nur in der Thierwelt, einzuführen, und daß durch dergleichen der Sinn des Volks unmerklich dem Geist unsrer heiligen Religion entfremdet werden müsse. (Bewegung.)

Ein zweiter Abgeordneter der Landgemeinden regt, namentlich im Hinblick auf den Punkt der Sittlichkeit, die Frage an, ob die Infibulation am weiblichen oder am männlichen Geschlecht der Maikäfer vorgenommen werden solle, eine Frage, welche der Gesetzesentwurf im Dunkeln gelassen habe. Die Versammlung beseitigt dieß Bedenken und nimmt die Infibulation des männlichen Theils als sich von selbst verstehend an.

Ein zweiter Abgeordneter der Städte hebt besonders den Kostenpunkt, so wie die technische Schwierigkeit hervor: er macht die kühne Einwendung, daß die Kosten der Infibulation sich höher belaufen könnten, als der Schaden, den die nicht infibulirten Maikäfer anrichten; da er aber an Liebe zu Sr. Majestät keinem Andern nachstehe, so stimme er für den Gesetzesentwurf.

Nachdem noch vierzig Redner für und gegen aufgetreten, stellt ein Abgeordneter des Ritterstandes das Amendement, man möge den Gesetzesentwurf annehmen, jedoch mit der unterthänigsten Bitte an des Königs Majestät, ihn probeweise nur für ein Jahr zur Ausführung bringen, dann ihn aber nebst einem amtlichen Bericht über den Erfolg dem Landtag zur definitiven Entscheidung nochmals vorlegen zu lassen.

Dieß Amendement fand vielseitige Unterstützung und wurde mit 60 gegen 20 Stimmen angenommen. Zwei

Mitglieder des Fürstenstandes, welche sich der Abstimmung enthielten, gaben ihr Separatvotum zu Protokoll, worin sie ihre unbedingte Billigung des königlichen Gesetzesentwurfs aussprachen und die Unverbrüchlichkeit ihrer loyalen Gesinnung deponirten.

Der darauf erfolgte Landestagsabschied erklärt, daß Se. Majestät dem Antrag der getreuen Stände allergnädigst zu willfahren geruht habe und den Gesetzesentwurf auf dem nächsten Landtag, nebst den Protokollen der Behörden über die Resultate der einstweiligen Ausführung nochmals vorlegen zu lassen die Gnade haben werde.

In dieser Weise beschäftigt man in Preußen mit „gesetzlichen" Tonnen den Wallfisch des Volks und fördert dessen „Entwicklung." Gäbe man dem Volk bloß ein politisches Spielzeug, so ließe sich die Sache *noch* von der heitern Seite auffassen. Der bittere Ernst besteht aber darin, daß es durch die Tonnen, die man ihm vorwirft, und durch die Harpunen, die man ihm dabei in das Herz schleudert, um seine Entwickelung, um sein Glück reinweg betrogen wird. An einer Einrichtung, die der Mann zu Berlin in fünf Minuten verfertigt, kann das Volk ein halbes Jahrhundert laboriren, ehe es sie wieder los wird. Jede seiner Einrichtungen ist ein Dorn im Fleisch des Volks; ein solcher Dorn ist in einem Nu hineingetrieben, aber er verursacht ein lange schmerzendes Geschwür und die Kraft des ganzen Körpers muß sich verschwenden, um ihn von dem Dorn durch Ausschwären wieder zu befreien. Ehe das Volk z. B. von dem Geschwür, welches ihm durch das unnatürliche, nichtswürdige, gewaltsam eingepfropfte Ständewesen verursacht wird, sich wieder befreit hat, muß es seine ganze Kraft aufwenden, muß tausend überflüssige Maßregeln mitmachen, tausend überflüssige Beweise führen, tausend überflüssige

Kämpfe bestehen und am Ende tausend überflüssige Schüsse thun. So ist die Lage eines Volks, das nicht selbst den Acker seines Staatswesens bestellt, sondern den Staat zum stets bereit liegenden Mistbeet herabwürdigen läßt, in welches der Eigenthümer seinen Egoismus, seine Einfälle, seine Launen, seine Kniffe säet.

Teutsche Dummheiten.

Wir können versichern, daß es sehr unangenehm ist, das Wort „Dummheit“ so häufig gebrauchen zu müssen. Aber die unbarmherzigen regierenden und diplomatisirenden Herren in Teutschland lassen Einem gar keine Auswahl. Ihr politisches Instrument spielt nur zwei Stückchen, welche heißen „Schlechtigkeit“ und „Dummheit,“ oder, da die Schlechtigkeit und Dummheit sehr häufig synonim sind, spielen sie in der Regel nur ein einziges Stück. Dadurch ist man natürlich auch beim Akkompagniren gebunden und muß sich heute mit der Dummheit abmühen wie morgen und morgen wie heute. Die Reaktion ist schon ihrer Natur nach eine Dummheit, sie ist auf die Dauer die größte, die es gibt; wenn sie aber mit der Dummheit ihres Wesens auch noch die Dummheit der Mittel verbindet, so bringt sie es zu dem, was man Ideal nennt,

und man kommt in der That in Zweifel, ob es nicht Eitelkeit ist, einer idealen Dummheit bei ihren Selbstvernichtungsbestrebungen noch zu Hülfe kommen zu wollen. Doch selbst auf diese Gefahr hin darf man die Ausführung löblicher Absichten nicht unterlassen, und da in unserm Vaterland die Dummheit der Regierten sehr häufig mit der Dummheit der Regierenden rivalisirt, so darf man immer hoffen, nach einer Seite hin Gutes zu stiften.

Laut den neuesten Nachrichten glauben in Teutschland noch verschiedene Leute an die Majestät. Namentlich unter den Richtern gibt es noch solche Dummköpfe, denn sie verurtheilen ihre Mitmenschen, wenn sie einen Witz gemacht oder ein Gedicht vorgelesen haben, zu zwei Jahren Festungsstrafe. Sie thun das, entweder weil sie Dummköpfe sind, die einen gekrönten Jesuiten, Saufbold oder Hurenpatron unter den Schutz des dummen Majestätsgespenstes gestellt wissen wollen, oder weil sie Schurken sind, die gegen ihre Ueberzeugung die Tugend des Majestätsbeleidigens zum Verbrechen machen. Was richtet man nun mit solchen dummen Bestrafungen dieser Tugend aus? Sie steigt dadurch nur im Kurs und mit ihr steigt der Haß gegen diejenigen, die durch die Bestrafungen geschützt werden sollten. Auch ist dafür gesorgt, daß auf jede bestrafte Majestätsbeleidigung hundert bessere kommen, die man — es ist entsetzlich! — nicht bestrafen kann. Wir z. B., die wir uns augenblicklich auf dem sichern Stern Sirius aufhalten, treiben im Majestätsbeleidigen einen solchen Luxus, daß wir, sollte Jemand Mangel in diesem Artikel haben, ihm das crimen læsæ majestatis scheffelweise überlassen können. So eine hohle, dumme, faule teutsche Majestät steht bei uns wunderbarer Weise nicht einmal so hoch im Respekt wie ein andrer Lump oder Schurke, und wir beleidigen sie eben so oft und unbedenklich, wie

Höchstdieselbe eine Kabinetsordre erläßt oder eine Menschenquälerei sanktionirt. Zum Frühstück Majestätsbeleidigung; zum Diner Hochverrath; zum Souper Revolution — so treiben wir das Ding ganz ungenirt, und wir haben es förmlich darauf abgesehen, daß sich unsre guten Landsleute und ihre Majestäten an diese verpönten Gerichte gewöhnen sollen. Wir suchen diese verbotenen Dinge so geläufig und alltäglich zu machen, daß man sie zuletzt für wahre Kinderei halten muß. Wir suchen die Majestätsnerven so abzustumpfen, daß sie gegen das Landrecht ~~u. s. w.~~ eben so gleichgültig werden wie gegen den Koran; wir wollen es dahin zu bringen suchen, daß die Despoten ihre Majestät eben so wenig mehr begreifen wie die Unterthanen.

Wir werden diese löbliche Absicht selbst auf die Gefahr hin ausführen, daß wir von teutschen Professoren und Kammerjunkern des schlechten Styls und des Cynismus beschuldigt werden sollten. Wir werden sogar nicht vor dem Frevel zurückschrecken, unsern Styl so schlecht zu machen, wie der Gegenstand ist, den er behandelt, wenn wir nur hoffen dürfen, unsern Zweck zu erreichen. Uebrigens handeln wir nicht ohne Auswahl. Es ist uns nicht gleichgültig, welche Majestät wir nehmen, und in der Regel geben wir uns nur mit ausgesuchten Exemplaren ab. Zu denen würde auch Heinrich der 72te gehören, wenn wir nicht fürchteten, von den Truppen dieses mächtigen Zaaren von Reuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth unser Gebiet überzogen zu sehen. Weniger Besorgniß flößt uns schon der einäugige Verfassungsbandit in Hannover ein; doch lassen wir ihn bei seinem Alter in Ruhe, in der Erwartung, daß ihn nächstens ohnehin, wie die frommen Leute sagen, der Teufel holen wird. Mehr Verführerisches hat der Bube in Kurhessen, dem wir von Herzen wünschen, daß man ihm alle Tage mindestens fünfzig Stockprügel gebe. Doch unsre Lieblinge sind der Jesuit in Berlin und der Narr in

München. Der Letztere würde auch dann Intereſſe für uns haben, wenn er ſich nicht eines ſo verſtandesmörderiſchen Styls befleißigte. Sein Styl aber iſt ein förmlicher agent provocateur für die Majeſtätsbeleidiger. Wenn der Mann nicht auf einem ſogenannten Thron ſäße, man hätte ihn bloß ſeines Styls wegen ſchon längſt in's Narrenhaus gebracht. Wir für unſre bürgerliche Perſon würden es nicht wagen, im Ernſt ſo partizipialiſch aufzutreten, aus Furcht, als gefährlich für die öffentliche Sicherheit angeſehen zu werden und unſer armes Daſein in der Zwangsjacke beſchließen zu müſſen. So ein König aber geht für Alles frei aus, und könnte man einen leibhaftigen Pavian oder Barribal zum König machen, die getreuen Unterthanen, namentlich in Bayern, fielen andächtig auf die Knie, prieſen begeiſtert ſeine Weisheit und thäten eventualiter mit pflichtſchuldigſter Beſtialität Abbitte vor ſeinem Bildniß. Geberdete er ſich aber wohl gar recht teutſch und cherusciſch, ſo wäre er zugleich eines ewigen Nachruhms und der Beförderung unter die Götter gewiß. In Teutſchland iſt das Gebiet der Naturgeſchichte noch großer Erweiterung fähig. Man theilt die Thiere gewöhnlich ein in Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fiſche, Inſekten und Würmer. Unterhalb dieſer Klaſſen gibt es aber noch zwei: teutſche Despoten und teutſche „Unterthanen.“ Unterhalb der letztern iſt weiter nichts mehr gedenkbar; und wenn auch der liebe Gott noch ſo allmächtig iſt, er iſt dennoch nicht im Stande, etwas Niedrigeres zu ſchaffen, als einen teutſchen Unterthan, der einen teutſchen Despoten anbetet und vor deſſen Strafbildniß nicht einmal wahnſinnig wird.

Wir kommen auf dem Wege einer ſehr natürlichen Ideenaſſoziation zu der ſchönen Spanierin in München. Wenn Fräulein Lola Montez nicht bloß vor dem Bildniß, ſondern auch vor dem Original der partizipialkonſtruirenden Majeſtät zu München als Magd des Herrn

erschienen ist, so konnte sie dabei nur die löbliche Absicht haben, für ihre vielen Sünden Abbitte zu thun. Wir ehren diesen heroischen Entschluß der Spanierin, denn wer sich eine so unerhörte Buße freiwillig auflegt, dem muß es Ernst mit seiner Tugend sein, wenn auch die Sünden, die mit solcher Buße im Verhältniß stehen, ein erschreckendes Maß erreicht haben mußten. Nein, Fräulein Lola stellen wir nicht zusammen mit bayerischen Unterthanen, denn was sie thut, ist ein freiwilliger Akt, ist eine Selbstverläugnung, die an Größe grenzt, und sie ist um so mehr über die Unterthanen erhaben, als diese jetzt nicht bloß die angestammte Majestät, sondern auch deren Magdalena verehren, welche das, was sie in den kräftigen Armen von Männern gesündigt, in den ausgemergelten Vorderbeinen eines gekrönten Pavians abbüßt. (Wir haben wahrhaftig einen Styl wie die Jesuitenblätter in München und Luzern. Der alte Görres wird uns beneiden.) Doch lassen wir die Lola bei ihrem frommen Werk und wenden wir uns wieder zu ihrem Bußexekutor.

Der Jesuitenminister Abel hat nicht auf seine Faust, sondern nur als rechte Hand der Majestät, das Land des Bockbiers und der Wallhalla auf eine Weise geknechtet, daß er nebst seinem Auftraggeber mit dem Galgen zu gelinde bestraft werden würde, wenn man ihre Staatsverbrechen unter das gegen die Unterthanen geltende Kriminalmaß bringen könnte. Oder gibt es noch ein mit Vernunft begabtes Wesen, welches sich etwa einbilden ließe, der Herr Ludewig habe von den Abelschen Schandthaten nichts gewußt und vielleicht 9 Jahre lang in den Armen der Buhldirnen übersehen, daß er auf einem geistigen Kirchhof hause, 9 Jahre lang über dem Versemachen die Quälerei und Knechterei des Volkes aus den Augen gelassen? Entweder hat er davon gewußt und dann verdient er nach Kriminalbegriffen mindestens den

Galgen, oder er hat nicht davon gewußt und dann verdient er ihn ebenfalls, weil er sich nicht um seine Pflicht bekümmert hat. Man drehe die Sache, wie man wolle; jeden Falls ist Herr Ludewig der Hauptschuldige, und daß man dieß in Teutschland, der Majestät wegen, verkennen will, ist eine teutsche Dummheit ersten Ranges.

Diese Majestät nun lernt in ihrer geilen Langeweile unter den vielen Huren (wir sprechen in der That so cynisch wie die Majestät handelt), die ihr das Geschäft des Knechtens und Verschwendens versüßen halfen, zufällig auch eine kecke und trotzige Spanierin kennen, welche mit ihrer antijesuitischen Gesinnung dem bisherigen System gefährlich zu werden droht. Das sieht Herr Abel und Kompagnie ein; er ist versichert, daß der alte Maitressenknecht eben so wenig dem Einfluß einer pikanten Dirne widerstehen wird, als diese Dirne sich dem Einfluß der Jesuiten unterordnet. Er wagt daher, der Majestät, vor welcher er bis dahin, obschon er sie herzlich verachtet, hofmännisch gekrochen ist, in einem zarten Punkt entgegenzutreten. Dieß bildet den Wendepunkt. Zu der beleidigten Brunst kommt der beleidigte Majestätsdünkel, und Herr Abel und die Jesuiten sind gestürzt, nicht weil sie Schurken und Freiheitsmörder sind, sondern weil sie in ihrer so lange Zeit ermuthigten Anmaßung endlich der Eitelkeit und Brunst eines gekrönten Narren zu nah zu treten wagten.

Da haben wir die einfache Auflösung des Räthsels! Da haben wir das Wesen der Ludwigschen Liberalität. Wir glauben recht gern, daß auch noch andre Anstöße hinzugekommen sind, z. B. Furcht vor revolutionären Gährungen, Eifersucht gegen das plötzlich so maßlos „liberale" Berlinerthum u. s. w. Sicher aber wäre die Wendung nicht so plötzlich eingetreten, wenn Lola Montez — ein Zwitter wäre. Daran hängt also das Loos, die

Freiheit, das Glück eines ganzen Volks. Kommt morgen eine jesuitische Lola, welche die antijesuitische ausstticht, so lenkt der Ochse, welcher den Staatswagen zieht, wieder in ein anderes Geleise ein und der Kutscher Abel kehrt triumphirend zurück.

Und doch lassen sich die Unterthanen durch Monsieur Kolb, den journalistischen Hoflakai in Augsburg, und ähnliche Kreaturen einbilden, die Stellung des Herrn Abel habe schon seit einem Jahre geschwankt und die jetzige Lage der Dinge (wir wollen sehen, wie sie wird) sei ein Produkt der Liberalität jener Majestät, welche Menschen vor ihrem Bildniß Abbitte thun läßt, welche zu ihrem Privatvergnügen unschuldig Verurtheilte lebenslänglich im Kerker martert, welche das Land mit Klöstern besäet, welche das Mark des Landes an Verrücktheiten verschwendet u. s. w. u. s. w. Welche Dummheit ist *größer*, diejenige, die für solchen Unsinn Glauben erwartet, oder diejenige, die den Glauben gewährt? Despoten und Unterthanen, meßt euch einmal, wir wollen ehrlicher Kampfrichter sein, und wer von euch den Preis der Dummheit erringt, der mag den obersten Platz in der Wallhalla erhalten.

Gesegnetes Teutschland, gesegnetes Bayerland! Um Vieles beneidenswerth, seid ihr es am Meisten wegen der Garantieen eures Rechtszustandes. Nicht die Regierung, nicht die Verfassung, nicht die Oeffentlichkeit, nicht das Recht ist eure Stütze, sondern — eine Dirne; nicht die Opposition, nicht die Kammern, nicht die Presse, nicht das Volk führt die sogenannte Besserung herbei, sondern zufällig — eine Dirne! Und das Volk schämt sich nicht bloß nicht, eine Dirne zu seiner Reformatorin zu haben, sondern es schämt sich auch nicht, den Patron anzujubeln, welcher erst durch einen zufälligen Hurenkitzel auf den Gedanken kommt, eine Zeit lang weniger Despot und Obsku-

rant zu sein, oder zu scheinen, als früher. Wahrlich, es kostet Mühe, die Mehrzahl der Menschen zur Menschheit zu rechnen. Und doch kämpft man für sie? Nun, es ist wenigstens für ihre Kinder.

König Ludwig von Bayerland, guter Freund, wir sind kein moralisirender Rigorist, wir fassen Menschlichkeiten gern menschlich auf, und finden es sehr erklärlich, daß du in deiner gekrönten Geschäftslosigkeit leicht versucht sein konntest, durch eine pikante Tänzerin deine erstorbenen Lebensgeister aufkitzeln zu lassen. Besäßen wir die Macht, über dein und deiner Kollegen Loos zu entscheiden, wir würden sogar die Humanität begehen, dich auf deine Liebhaberei zu pensioniren und dich in einem deiner würdigen Harem der schönsten Aeffinnen Asiens und Afrikas deine Tage beschließen zu lassen, ohne die mindeste Besorgniß, daß deine Bemühungen zur Fälschung der Race beitragen könnten. Da du aber eine „Majestät" bist oder sein willst, da du dich unterstehst, als politischer Herrgott das Schicksal eines ganzen Volks von dir abhängig zu machen, da du die Vermessenheit begehst, als unverantwortlicher Sünder den Stab über Millionen Menschen zu brechen, so legen wir deine Handlungen auf die Goldwage freier Gerechtigkeit und fordern von dir, daß du deine übermenschliche Stellung in jeder Beziehung durch übermenschliche Tugenden zierst, oder ihr entsagest. Thust du keins von beiden, so soll wenigstens die Kritik dich um so derber und unbarmherziger geißeln, je mehr Macht du besitzest, deine Nichtswürdigkeit zum Gesetz zu machen. Aber nicht blos das. Mit der Kritik königlicher Nichtswürdigkeiten hat die Gerechtigkeit nicht genug. Sie fordert Satisfaktion für das Volk, sie fordert Vernichtung der Macht, das Volk zum Werkzeug königlicher Nichtswürdigkeiten zu machen.

Der freie Mensch hat eine andre Moral und Gerech-

tigkeit, als Sklaven und Despoten; leider hat er aber nicht, wie sie, sofort die Mittel zur Exekution seines Urtheils bei der Hand. Doch auch diese Exekution bleibt auf die Dauer nicht aus und endlich kommen alle die Verbrechen zum Gericht, welche bis jetzt als Handhabung der Gerechtigkeit sich geberdet haben. Volksverdummung, Kabinetsjustiz, Gedankenmord und wie alle die Verbrechen heißen mögen, welche jetzt heilige Regierungsakte bilden, finden einst ihren Henker; und wir versichern euch, daß wir einen einzigen Zensurstrich weit eher für galgenwürdig halten, als den Mord, welchen der hungrige Wegelagerer an einem Volksräuber begeht. Fahrt nur fort, ihr gekrönten und ungekrönten Volksquäler und Menschenentwürdiger; euer Treiben findet sein Ende wie seinen Lohn. Und je mehr ihr eure Verbrechen gegen Menschengeist und Menschenrecht häuft, je länger ihr den Uebermuth begeht, die Zahlung eurer ungeheuren Schulden durch falsche Wechsel zu umgehen, je länger ihr fortfahrt, die Nahrung eurer Unmenschlichkeit aus den Leiden des Volks und die Wollust eurer Despotenschwelgerei aus der Qual des bessern Theils der Menschheit zu saugen: desto bittrer wird das Blut in den Herzen der Rächer gähren; desto schärfer wird die Vergeltung ihr Schwert schleifen; desto mehr wird sich das Bedürfniß der Volksbefreiung mit dem Bedürfniß der Volksrache versetzen, und wenn die Nemesis ihr Amt einem ganzen Volk überträgt, so verläßt sie sich darauf, daß es gewissenhaft verwaltet wird!

Doch lassen wir diese ernsten Prophezeiungen, gewisse Leute könnten uns in ihrer Dummheit für „wohlmeinend" halten. Ergötzen wir uns lieber noch ein wenig an dieser Dummheit.

Seit ein Paar Jahren, namentlich aber in der jüngsten Zeit, hat die radikale Presse sich nicht blos herausgenommen, die Zensur zu verhöhnen, sondern auch Mittel

gefunden, sie in den Hauptsachen unschädlich zu machen. Von Stufe zu Stufe stieg sie in ihrer Vermessenheit, und je mehr Dummheiten begangen wurden, um sie zu vernichten, desto mehr steigerte sie ihren Ton, um die Dummheiten zu züchtigen. So hat man es denn glücklich so weit gebracht, daß jedes Bücherverbot von einer unerreichbaren Majestätsbeleidigung begleitet, daß jedes Verlagsverbot mit einer ganzen Ladung unbestraften Hochverraths erwiedert und daß neben russischer Zensur offene Revolution geprebigt wurde. Dieses Verhältniß wurde mit der Zeit um so bedenklicher, da die Wirkungen der radikalen Presse durch das ganze Land fortgingen, ohne daß die Möglichkeit einer „Bestrafung" sie zu schwächen vermochte; nicht bloß die Zensur, sondern auch die Justiz, nicht bloß die geistigen, auch die leiblichen Henker waren verhöhnt und derjenigen Furchtbarkeit entkleidet, welche nur der Gelegenheit zu Exekutionen ihr Fortbestehen verdankt, so daß die Unterthanen sich die ihnen vorgeführte Revolutionwelt ohne jene Beklemmung anschauen konnten, welche sonst durch die Arbeit der Kerkerwärter und Blutknechte unterhalten wurde. Diese unerreichbare Wirksamkeit der Revolutionspresse neben der, lächerlicher Weise beständig fortarbeitenden Zensurmetzelei, machte endlich den Herren da drinnen ein wenig bange; man ängstigte sich in physikalischen Ahnungen über die Atmosphäre, welche durch den Sturm neben und während der Windstille entstehen könne. Und wie machte man sich Luft? Man öffnete dem Sturm offizielle Ventile, um ihn auch in das Gebiet der Windstille hineinzulassen: man druckte in Regierungsblättern Dinge ab, deren Verfasser man hätte köpfen lassen, wenn man ihrer habhaft geworden wäre. Gibt es eine größere Dummheit, als die, die Revolutionäre dadurch unschädlich machen zu wollen, daß man ihnen hilft? Die

radikalen Böſewichter ſind euch nicht wenig Dank ſchuldig dafür, daß ihr die Revolution durch eure offiziellen Veröffentlichungen zum „legalen“ Gegenſtand der Unterhaltung gemacht habt. Oder glaubet ihr etwa, es ſei ihnen um Heimlichkeit zu thun? Sie werden euch ſicher alle ihre Schriften in Verlag geben, wenn ihr euch anheiſchig macht, ihnen auch ferner Druckkoſten zu ſparen. Sie wollen eben nichts Andres, als Offenheit und Oeffentlichkeit. Sie wollen nicht heimlich konſpiriren und Komplotte ſpinnen. Dazu ſind ſie nicht dumm genug. Sie wollen das Konſpiriren zum öffentlichen Geſchäft machen; ſie wollen mit der Revolution offen die ganze Luft erfüllen, ſo daß man nicht athmen kann, ohne Revolution zu athmen. Sie halten eben, — es iſt entſetzlich! — die Revolution für die größte Gerechtigkeit und Humanität, und machen ſich Hoffnung, davon das ganze Volk zu überzeugen. Seht, welches Selbſtvertrauen, welcher Uebermuth! Sogar nicht einmal mehr an den Satz zu glauben, daß die Gefahr der Revolution durch polizeiliche Veröffentlichung paralyſirt werde — das iſt in der That entweder ein ſehr bedenklicher Fortſchritt oder eine große Thorheit. Warten wir ab, als was es ſich herausſtellen, ob die polizeiliche oder die vernünftige Anſicht von der Revolution die Oberhand behalten wird. Warten wir ab, ob unſrer Zeit die Erfindung vorbehalten war, die Revolution erſt vollſtändig zu dozíren oder zu diskutiren und ſie dann erſt um ſo beſſer in's Werk zu ſetzen, ſie erſt geiſtig vorwegzunehmen und dann die phyſiſche Hand anzulegen. Wir unſrerſeits ſind eben ſo überzeugt, daß dieſe Art zu revolutioniren, eine ganz praktiſche und würdige iſt, als wir überzeugt ſind, daß jede gerechte Sache durch Offenheit und Oeffentlichkeit nur gewinnen kann. Je mehr die Revolution ſchon vor der Revolution zur Verhandlung kommt, deſto beſſer wiſſen wir ſpäter Beſcheid damit und

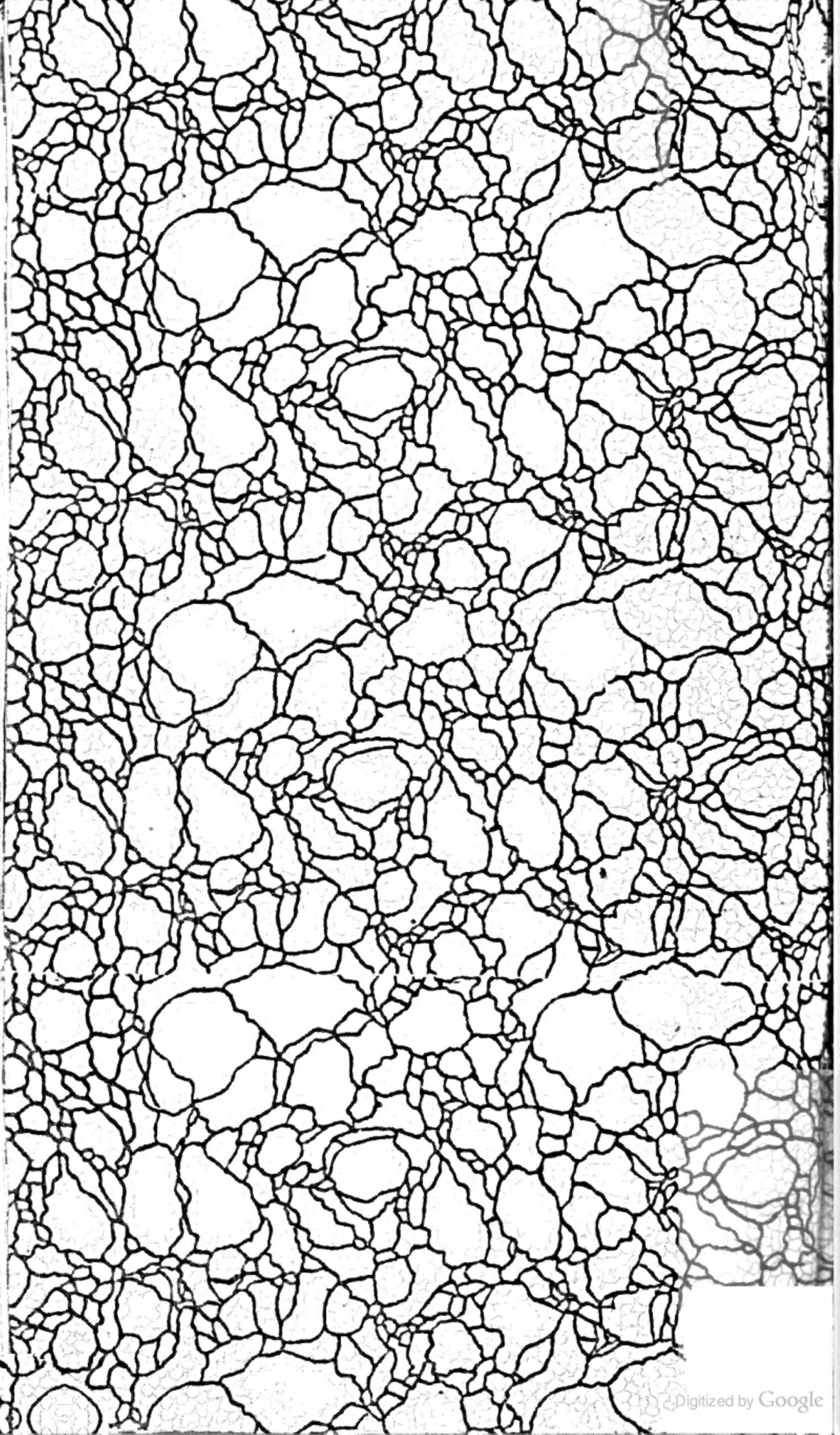
deſto weniger fallen wir, wie die Franzoſen, in die Reſtauration zurück. Drum macht euch keine Sorge um uns, Ritter von der Dummheit. Bei Philippi ſehen wir uns wieder. Einſtweilen rufen wir euch zu: es lebe die Republik! Es lebe die Revolution!

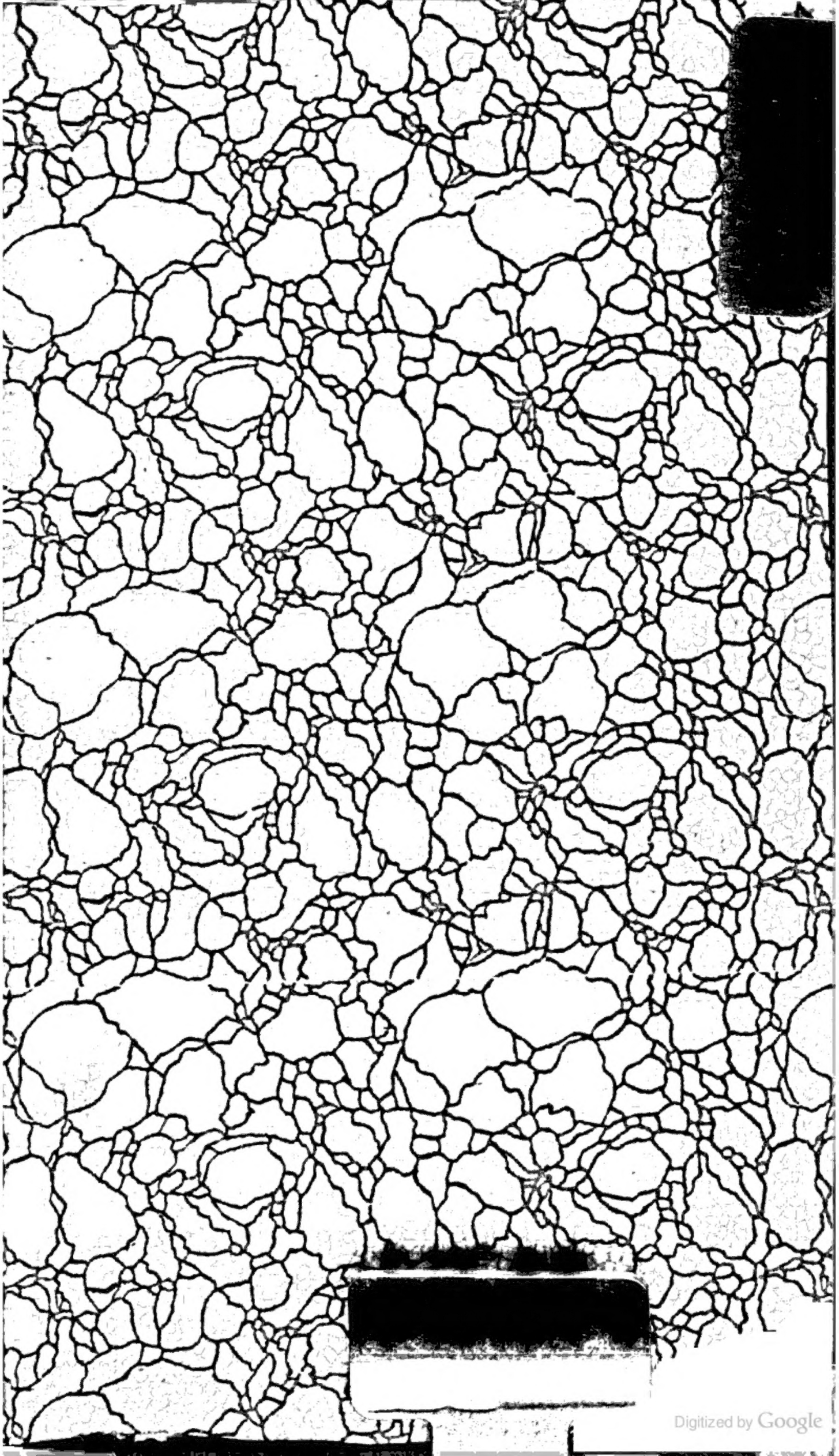
Inhalt.

	Seite.
Ein Steckbrief	1
Oeffentliche Dankadresse teutscher Preußen an die Herren von Ixstein und Hecker	41
Preußisches und Teutsches, den preußischen und teutschen Landtagsdeputirten gewidmet	78
Künftige Kabinetsordres Olims des Großen	150
Dreißig Kriegsartikel der neuen Zeit für Officiere und Gemeine	160
Eine Mahnung an die teutschen Liberalen	195
Macht euch bereit	339
Die Schleußen auf	277
Die Kölner Hetzjagd	202
Der Schleswig-Holsteinsche Nationallärm	318
Ein teutsches Rechenexempel	342
Kommunistisches	350
Krakau, den Schweizern gewidmet	378
Meine Ausweisung aus Zürich	413
Das Patent	452
Was und wer ist liberal	492
Der gesetzliche Weg in ungesetzlichen Staaten	514
Politische Wallfischtonnen	525
Teutsche Dummheiten	556

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google